Die Brüder.

Die Brüder.

Roman

von

Karl August Mayer.

Verfasser von „Sechsundsechzig."

> Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur;
> wer sie heraus kann reißen, der hat sie.
>
> **Albrecht Dürer.**

Erster Band.

Leipzig,

Bernhard Schlicke.

1874.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Erstes Buch.

1.

Im Walde.

Wir sind mitten im Walde. Zwei Knaben von zwölf und elf Jahren streifen — Hand in Hand oder mit den Armen sich umschlingend, wenn es der Weg erlaubt — an einem Sonntag-Nachmittag unter dem Blätterdach der alten Eichen dahin, indem sie erst einem breitgetretenen Pfade folgen, der sie den Bach hinaufführt, und dann ohne Weg dem Lauf des wildrauschenden Wassers folgen. Sie fürchten nicht, sich zu verlieren, da diese Wildniß ihre Heimat ist; denn ihr Vater, der Hammerschmied, wohnt an dem Rande des großen Waldes, und die unteren Theile desselben sind ihr täglicher Spielplatz. In dem Bache, der von dem Berge herabkommt, haben sie wohl hundertmal von ihrer Hand geschnitzte Wasserrädchen in Gang gesetzt oder unter den Steinen nach Krebsen gespäht. Auf dem hohen Rasenufer haben sie im Frühjahr, wenn der Saft

in die Weiden kam, Pfeifen und Flöten gefertigt und — wenigstens nach ihrer Meinung — sehr schöne Musik gemacht.

Jetzt freilich genügt ihnen das nicht mehr. Die Mutter hat ihnen vom Jahrmarkt zwei Geigen mitgebracht und sie haben Noten studirt und ein wenig fiedeln gelernt. Das ist nur ihr Vergnügen, und auch heute tragen sie in Taschen von weißer Leinwand die kleinen Instrumente an der Seite, um, wenn sie die Lust anweht, Eins aufzuspielen.

Gleich gekleidet, in kurzen hellblauen Kitteln, die zwar abgerieben und geflickt, aber doch — wie es sich für den Feiertag schickt — rein sind, mit ausgeschlagenen, frischen, wenn auch groben Hemdkragen, in dicksohligen, schwergenagelten Schuhen, die Sommers nur an Sonn- und Feiertagen angelegt werden, gehen sie ihres Weges — barhaupt; denn der Wald dient ihnen als Riesenschirm, und ganz unbekümmert um die heißen Strahlen, die ihnen an offenen Stellen auf die Stirn brennen.

Es ist die Jahreszeit, wo die Sonne hoch herab die schärfsten Pfeile sendet. Der Spiegel des von Blätterdächern überwölbten Bachs ist mit einem zitternden Gitter von Licht und Schatten bedeckt. Der feuchtkühle Athem des Wassers thut wohl an dem heißen Tage; fast möchten die Knaben die

dunkle Steinforelle beneiden, die dort im Schatten unter dem hohlen Ufer spielt.

Bisweilen machen sie Halt. Sie haben ein Eichhorn erspäht, welches in bogenförmigen Sätzen, wie eine springende Flamme, von Baum zu Baum eilt. Händeklatschend, mit dem Zuruf: Füchschen! Füchschen! jagen sie es den glatten Stamm der Buche hinauf bis in die obersten, dünnsten Zweige. Dann belauschen sie eine Amsel, die einen Ameisenhaufen nach Eiern zerwühlt und das fleißige kleine Volk in große Aufregung versetzt. „Männchen oder Weibchen?" ruft Aloys den Bruder an. „„Weibchen,"" erwidert Dieser unsicher. „Falsch gerathen, Herr Bruder! Nur das Männchen ist von so dunkler Farbe."

„Wenn ich nur wüßte" — fuhr er, gegen den Vogel gewendet, fort — „ob Du der schlaue Spitzbube bist, der mir mit seinem frechen gelben Schnabel vorigen Herbst die Beeren aus den Dohnen gemaust hat, ich —"

Und damit hob er einen Stein auf und drohte der Amsel, die in jähem Schreck emporflog und sich auf einen Ast im dichten Buschwerk niederließ, von wo sie mit ängstlichen Blicken den Knaben beobachtete.

„„O, thue dem armen Vogel Nichts zu Leide!""

„Ich schenk' ihm das Leben, weil er so schön flöten kann."

„„Sein Nest muß in der Nähe sein, da er von dem Busche nicht weggeht.""

„Freilich, freilich! — und jetzt besinn' ich mich, daß ich hier am Ort bekannt bin. Letztes Frühjahr narrte mich eine Amsel an dieser Stelle mit ihrem Lockruf. Lange spähte ich nach dem Nest umher, bis ich es endlich fand mit sechs allerliebsten, hellblaugrünen, gefleckten Eierchen darin. Aber ich ging gleich wieder zurück, weil das Weibchen gar so ängstlich schaute, und legte mich dort auf der Wurzel nieder. Nach einer Weile kam das Männchen, um die kleine Frau im Brüten abzulösen. War das nicht sehr nett von dem Männchen? Jetzt freilich sind die Jungen längst flügge und in's Weite gezogen."

Die Knaben legten ihre Geigen nieder und drangen in den Busch ein. Aloys zeigte dem Bruder das Nest.

„„O welch schönes Häuschen!"" rief Dieser, „„aus Moos und Gräsern geflochten und innen mit Schlamm glatt ausgeputzt.""

Eine Strecke weiter warfen sie sich auf ein weiches Moospolster nieder; denn die Schwüle des Tages hatte sie träge gemacht. Unter dem mächtigen

Geäste einer Buche auf dem Rücken ausgestreckt, schauten sie durch das lose Blätternetz hindurch in den blauen Himmel oder schmausten, bald da, bald dort niederknieend, von dem „Hasenbrot". So nannten sie den Sauerklee, der hier üppig wucherte.

Hoch über ihnen begann ein Specht zu pochen, und einige Bäume weiter ein Zweiter. Die beiden Schmiede hämmerten so eifrig, als ob es Einer dem Andern abgewinnen wollte.

Jetzt führte der Wind den säuerlichen Geruch eines Meilers von der Bergwand zu den Knaben herüber. Aloys sagte: „Dort brennt der alte Dohm, der uns neulich die herrlichen Kartoffeln in der Asche briet, seine Kohlen. Für gute Freunde hat er manchmal auch ein Stück Wildpret. ‚Wenn mir ein Rehbock zu nah an den Meiler kommt,' sagt er, ‚muß ich ihn wegputzen; das bringt mein Geschäft mit sich.'"

Nach einer Weile begann ein Kukuk zu rufen. Silvester glaubte in den zwei Tönen, die der Vogel beständig hören ließ, eine große Terz zu vernehmen, während Aloys die Abstufung geringer schätzte und sich für die kleine Terz entschied. Er wiederholte die Töne auf seiner Geige: a — fis. Silvester wußte einräumen, daß der Bruder genauer gehört hatte.

Aloys, der nicht lange ruhen konnte, suchte

vergeblich nach dem Vogel. „Der Teufelskerl!“ rief er zurückgekehrt. „Jedermann hört ihn, und Niemand bekommt ihn zu Gesichte. Der alte Dohm hatte ganz Recht, als er mir gestern sagte: ‚Es kann Einer grau und alt werden, ohne nur ein Federchen von dem Bösewicht vor die Augen zu kriegen.‘ Warum? Er baut ja kein Nest und zieht wie ein Vagabund einsam und heimatlos umher. Und weil er ein schlechtes Gewissen hat, flieht er den Menschen, und hält sich im tiefsten Versteck auf.“

„„Ich möchte wohl einen sehen.““

„Dohm hat mir einen gezeigt. Wir schlichen über Moos heran. Da schaute ich ihm zu, wie er sich jedesmal, so oft er seinen Namen rief, tief verbeugte; denn so schlecht der Kerl ist, so höflich ist er auch.“

„„Horch!““ sagte Silvester, als sie eine Strecke weiter gegangen waren, „„da ruft wieder einer, aber nicht kukuk, sondern zuckergut. Das thut er, wenn er den andern Vögeln die Eier austrinkt.““

Aloys lachte laut auf. „Wer hat Dir das dumme Märchen aufgebunden?“

„„Der Taglöhner Peter.““

„Der versteht sich so wenig darauf, wie Du. Der Vogel, den Du da hörst, ist ein Kukuksweib-

chen; das ruft kwickkwickkwick. Möglicher Weise heißt das zuckergut in der Kukukssprache. Mit dem Eieraustrinken ist es auch Nichts; die Eierschalen, die man vor manchen Nestern findet, erklären sich auf andere Weise. Laß uns weitergehen und höre, was mir der alte Dohm davon sagte. ‚Als ich beim Dreiherrenstein Kohlen brannte,‘ so erzählte der Alte, ‚belauschte ich ein Kukuksweibchen, wie es einem Schwarzkäpple ein Ei in's Nest prakticirte. Das Schwarzkäpple hatte im tiefen Gebüsch in ein Astloch gebaut und auch schon Eier gelegt. Wenn das Weibchen in seinem rothbraunen Mützchen auf dem Neste saß, hielt das Männchen in der schwarzen Kappe Wache davor und sang ein Stückchen um das andere. Wie nun die unverschämte Frau Kukuk kam, verscheuchte sie die Mönchlein und wollte sich auf das Astloch setzen, um zu legen; aber wegen der harten Dornhecke konnte sie mit dem Leibe nicht gut beikommen. Da legte sie ihr Ei auf den Boden und brachte es mit dem Schnabel in das Nest, nachdem sie vorher zwei Eierchen der Schwarzkäpple herausgeworfen hatte.‘“

„„O die Spitzbübin!““ rief Silvester.

„‚Ich hielt mich ganz stille hinter einem Baum,‘ erzählte der Köhler weiter, ‚um zu sehen, ob der

böse Streich gelänge. Richtig hatten die dummen Eltern, als sie zurückkehrten, kein Arg wegen des großen Eies, das sie fanden; ja sie vergaßen die eigenen Kinder über dem jungen Kukuk, den sie für besonders gut gerathen ansehen mochten, und fütterten den Fresser allein, der Alles, was sie von Beerchen, Raupen, Maden und Fliegen herbeischleppten, gierig wegschnappte. Zuletzt warfen die Alten ihre verkommenen Jungen heraus, um dem großen Kerl Platz zu schaffen. Nun wurde der Schmarotzer so feist, daß er aus dem Astloch, das sich nach oben verengerte, nicht mehr herauskonnte und elend verhungern mußte, da die Mönchlein die Lust verloren, dem Vielfraß den Bauch zu stopfen.‘"

„„Das war verdiente Strafe.""

„Dohm will mir die Stelle und das Astloch, worin der todte Kukuk wie ein Gespenst sitzt, bei nächster Gelegenheit zeigen. Es kann nicht weit von meiner Maiblumenkammer sein."

„„Ah, Du meinst den Fleck, wo Du immer die großen Sträuße pflückst?""

„Ich habe ihn bisher geheim vor Dir gehalten. Wenn Du mir aber versprichst, Niemand hinzuführen, sollst Du ihn sehen und den Kukuk dazu."

Ein Himbeerstrauch mit kleinen süßen Beeren gab einigen Aufenthalt. Pfadlos weiter schweifend,

kamen die Knaben dann noch einmal auf die Mönchlein zu reden.

„„Ich mag diesen Vogel besonders gern leiden,““ sagte Silvester, „„weil er in seinem schwarzen Käppchen wie ein kleiner ehrwürdiger geistlicher Herr aussieht.““

„Und ich, weil er so schön singt. Im Frühjahr, wenn er's noch nicht recht kann, läßt er ein ganz kurzes Piano hören und stolpert dann weiter zu einem rauhen Forte. Aber er übt vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, und zuletzt bringt er die lieblichen Flötenstimmen und hübschen Melodieen zu Stande, an denen wir uns beide schon oft erfreut haben. — Das Schwarzkäpple, Silvester, sagt mir, was ich zu thun habe.“

„„Wie so?““

„‚Uebe fleißig, Aloys‘, ruft er, ‚damit Du einmal ein guter Musikant wirst.‘ “

Die Gegend, in welche die Knaben jetzt gelangten, war dem Gipfel des Waldgebirges nicht mehr fern; die Eichen und Buchen hatten keinen hohen Wuchs mehr; ihr Gezweig war mit weißem und schwarzem Bartmoos behangen, und Aloys säumte nicht, sich Lippen und Kinn damit zu verzieren. Am Stabe gebückt einhergehend, behauptete er der 969 Jahr alte Methusalem zu sein.

Der Bach wand sich zwischen moosbewachsenen Felsstücken mühsam hindurch; kleine Wasserfälle spritzten ihren Schaum auf die schwanken Farrenkräuter, die reichlich umherstanden. Die jungen Wanderer mußten wiederholt von Stein zu Stein springen oder, die Schuhe in der Hand, das Wasser durchwaten, um vorwärts zu kommen.

„„Wir hätten die Geigen daheim lassen sollen,““ sagte Silvester. „„Ich fürchte zu fallen und mein liebes Fiedelchen zu zerbrechen.““

„Du brauchst ja nicht zu fallen!“ rief Aloys dagegen, der wie eine Katze kletterte.

An einer moorigen, trügerisch mit Waldblumen überdeckten Stelle brach Silvester plötzlich ein und sank bis an den Leib unter. Zum Glück gelang es ihm, sich an einer Baumwurzel, die er mit Mühe ablangen konnte, wieder herauszuarbeiten; aber wie sah seine untere Hälfte aus! Alles triefender, schwarzer Morast. Wenigstens war bei dem heißen Wetter Aussicht, bald zu trocknen.

Jetzt gelangten sie zu dem Orte, den Aloys, der weit besser im tieferen Walde Bescheid wußte, dem Bruder heute vorführen wollte.

Die verkümmerten, wie in Pelz gehüllten Bäume rückten hier plötzlich auseinander und ließen einen Rundplatz von stattlicher Größe frei. Hier war

die Geburtsstätte des Bachs, von den Umwohnenden „die Spring" genannt. Der ganze Raum war von Gräsern, Kräutern, besonders Kresse, von Binsen und anderen Sumpfpflanzen wild überwuchert; dazwischen perlte wohl an hundert Stellen das Wasser, wie Champagner, aus dem Schooß der Erde und sammelte sich sogleich zu einem artigen, helläugigen Bächlein, das auf schwarzem Grunde, über kleine weiße Kiesel spielend, in's Thal hinabging. Allerlei Gevögel, das von dem Schaumwein nippte oder Füßchen und Flügel netzte, schwirrte — verwundert, in tiefster Waldeinsamkeit von Menschen überrascht zu werden — empor, und ein Rudel Hirsche, alte und junge, fuhren scheu auseinander und entflohen in's Dickicht, die jungen voran, die alten — ihrer Würde gemäß, in langsamerem Tempo — hinterher, indem sie ihre stattlichen Geweihe rückwärts bogen, um besser durch das Gebüsch zu entkommen. Das kleinste der „Kälber" schoß sogar in seiner Verwirrung mitten zwischen den Knaben durch, so daß ihm Aloys mit der Hand über den Rücken streichen konnte.

Nachdem die Brüder sich „die Spring" nach Muße angeschaut und, auf den Boden niedergestreckt, einen frischen Trunk — gleich den Vöglein

und dem Wilde — aus dem jungen Bächlein genommen hatten: traten sie wieder den Rückweg an.

Sie waren an dem höher gelegenen rechten Ufer des Bachs heraufgestiegen und wanderten jetzt am linken hinunter. Ihr Weg führte sie zu einer kleinen Bucht. Der Bach hatte sich hier im Lauf der Jahre ein tiefes Becken in das harte Gestein gegraben. Verführerisch lockte das krystallene Element zum Bade an der offenen und doch heimlichen Stelle, die von der Sonne und der rückstrahlenden Felswand doppelte Wärme empfing.

Vorher aber wurden am Abfluß des Wassers Silvesters in Moor getränkte Kleider einer gründlichen Wäsche unterworfen und dann in die Sonne des heißen Ufers gelegt.

Jetzt war auch die letzte Hülle abgeworfen, und beide Knaben standen im weichen Ufersande, verdoppelt durch ihre Bilder im Wasserspiegel.

Es blüht und verblüht so manche Blume in der Wildniß, deren feine Formen, Farbenpracht und Duft ungenossen bleiben, und so manche Gestalt, von dem Bildhauer Natur als Meisterstück ausgeführt, bleibt unbeachtet, weil sie von keinen oder nur von rohen Augen gesehen wird. Der Künstler, welcher jetzt den stillen träumerischen Silvester, von seiner ärmlichen Kleidung befreit, geschaut hätte:

das Ebenmaß der schlanken, in weichen Linien fließenden Glieder, das reiche, wellige dunkle Haar und die sanften tiefbraunen Augen, der hätte wohl kaum eines andern Modells bedurft, um ein Knabenideal in Form oder Farbe zu schaffen.

Wie sehr stand doch Aloys' Gestalt gegen diesen Apollino zurück! Die lange, magere Figur erinnerte an ein hochbeiniges Füllen, das erst noch ein Pferd werden soll. Dazu ein mit Sommersprossen bedecktes Gesicht, aus dem eine kurze, kecke Nase und verschwindend kleine, graue, freilich sehr lebendige Augen hervorsahen, überdacht von röthlichem Haar, das sich wild emporsträubte. Immerhin war es ein Charakterkopf, dem die hochgewölbte Stirn, die dicken, fast zusammengewachsenen Augenbrauen und der feine, von tausend Schalkheiten umspielte Mund einen merkwürdigen Ausdruck verliehen.

Als Silvester in's Wasser ging, schlug er, wie es ihm die Mutter gelehrt hatte, ein Kreuz. In weitem Sprung eilte ihm Aloys nach und begann mit seinen großen Händen Wasser auf ihn zu werfen, so daß sich bald ein lustiger Kampf zwischen den Brüdern entspann. Dabei geriethen sie an eine tiefere Stelle, wo sie, ganz wider ihr Erwarten, den Boden verloren. Beide hatten im Hammerteich das Schwimmen versucht, aber mit

sehr verschiedenem Erfolg. So platschte denn jetzt Silvester mit Händen und Füßen nach Art der Hunde, während Aloys, der den Fröschen eine bessere Manier abgesehen hatte, leicht dahinschoß. Die kreisende Bewegung des Wassers im tiefen Felsenkessel setzte Silvester in Verwirrung, und er befand sich wirklich einen Augenblick in Gefahr. Aber Aloys war ihm rasch zur Seite und warf ihn mit einem kräftigen Stoß gegen die Schulter aus dem Becken heraus. Die tückische Nixe, welche schon die Hand nach dem schönen Knaben ausgestreckt hatte, mußte ihn fahren lassen, und der übermüthige Aloys rief: „Schäme Dich, in einer Schüssel Wasser zu ertrinken!"

Weiter sprachen sie Nichts von dem Vorfall weder unter sich, noch daheim mit Anderen. Silvester faßte nur, als sie wieder angekleidet waren, den Bruder um den Nacken, sah ihn mit feuchten Augen an und küßte ihn. Dieser aber entwand sich seinen Armen und sagte bloß: „Baden macht hungrig. Glücklicher Weise ist ganz in der Nähe der Tisch für uns gedeckt. Komm, ich führe Dich."

Wirklich gelangten sie nach wenigen Minuten an eine Stelle, die von den reifsten Erdbeeren wie übersät war. Ein Stück Schwarzbrot, das ihnen die Mutter mit auf den Weg gegeben hatte, gab

eine solide Grundlage, und man kann wohl sagen, daß die Knaben wie die Könige schmausten.

Silvester vergaß dabei der Mutter nicht. Er flocht ein zierliches Binsenkörbchen und füllte es mit den schönsten Beeren. Während dieser Beschäftigung erzählte er dem Bruder die Geschichte von der heiligen Genoveva, die er vor Kurzem mit großer Andacht gelesen hatte. Aber Aloys zeigte sich minder gläubig. „In der Wildniß Sommer und Winter von Beeren und Wurzeln leben," sagte er, „das glaub' ich nun und nimmermehr. Ich vermuthe, daß von Zeit zu Zeit ein Förster oder ein mitleidiger Wilderer der armen Pfalzgräfin und ihrem Jungen einen Rehschlägel zugetragen hat. Sechs Jahre lang konnte der Schmerzenreich doch nicht an der Hirschkuh trinken."

Als sie wieder in den Pfad gelangten, begegnete ihnen der Vater, ein hoch gewachsener, starkgebauter Mann von militärischer Haltung, mit halbgrauem Barte und finster blickenden schwarzen Augen. Das um seine Schulter hängende Gewehr und der Hund, der ihn begleitete, zeigten, daß er auf einem Jagdgange begriffen war.

„Kein Mensch darf wissen, daß ich birschen gehe!" rief er den Knaben in strengem Tone zu, „kein Mensch!"

„„Aber wenn sie Dich finden, Vater!““ rief Silvester in flehentlichem Tone.

„Der Waldhüter sitzt drunten im Wirthshaus und steht — ich kenne ihn — sobald nicht auf. Der Förster geht so spät nicht mehr in den Wald, wenigstens Sonntags nicht. Aber gesetzt, es träfe mich Einer“ — fügte er mit unheimlichem Lachen hinzu — „ich würde Keinem stehen, und Keiner würde wagen, auf mich anzulegen.“

Damit pfiff er dem Hunde und schlug sich, den Pfad verlassend, in die Büsche.

„„Die Mutter hat ihn so oft gebeten, das Wildern aufzugeben,““ sagte Silvester zu dem Bruder; „„aber er kann nicht davon lassen.““

„Du kennst sein Wort: ‚Wald und Wasser mit Allem, was dran hängt, ist frei, wie die Luft, und gehört Dem, der zugreift.‘“

Die Knaben gelangten jetzt wieder vor den Wald und hielten noch einmal Rast unter einer weitschauenden, durch hohen Wuchs und breites Blätterdach gleich ausgezeichneten Buche, die in der ganzen Gegend der runde Baum hieß. Zu ihren Füßen rauschte der Bach in's Thal, von Terrasse zu Terrasse niedersteigend und durch andere von beiden Seiten kommende Wasser ansehnlich verstärkt. Erst berührte er die Hütte, die der Hammerschmied mit

seiner Familie bewohnte. Eine Viertelstunde weiter unten ergoß er sich in einen großen Teich, hinter dessen Damm die hohen Schornsteine des Hammerwerks sichtbar wurden. Noch tiefer im weiten Wiesenthal drehte er die Räder verschiedener Mühlen, bis ihn dann die vorspringenden Berge verdeckten.

Auf den mächtigen Wurzeln des prächtigen Baumes sitzend, schauten die Knaben in die Abendlandschaft. Die Sonne stand hinter einer Wolke, deren unterer Saum von Gold glänzte. Ströme purpurnen Lichtes durchflossen die offene Gegend. Die Rauchsäulen, die aus der Hütte und aus den Schloten des Hammerwerks aufstiegen, leuchteten in wunderbarem Violett, und das Wasser, das tiefer unten im Thal von den Mühlrädern fiel, schien geschmolzenes Metall zu sein.

Aloys begann seine Geige zu stimmen, und auch Silvester griff nach dem Bogen. Sie spielten ein kleines leichtes Duo, wobei bald der Eine, bald der Andere die erste Stimme nahm. So dürftig die Instrumente, so gering die Kunstfertigkeit der Knaben war: es lag doch eine merkwürdige Empfindung in ihrem Vortrage. Aloys insbesondere zeigte eine Kühnheit des Strichs und der Auffassung, die in dem Anfänger den Meister ahnen ließ.

Aber wer sollte in dieser Einsamkeit den Funken zur Flamme wecken?

Dann stiegen sie zur Hütte hinab, wo sie die Mutter mit dem einfachen Abendbrot empfing. Es war Nacht, aber sie bedurften keines Lichtes, da eben der Vollmond sich prächtig erhob. In seinem Scheine knieten sie denn alle Drei zum lauten Gebete nieder, und die Mutter fügte der gewöhnlichen Bitte diesmal noch die besondere bei: die heilige Jungfrau möge den Vater auf seinem nächtlichen Gange behüten.

2.

Der Hammerschmied und seine Familie.

Die Hütte, worin Wild, von den übrigen Bewohnern des Hammers Tannenfels getrennt, hauste, war eine halb zerfallene, von dem ursprünglichen Besitzer längst aufgegebene Sägemühle, in welcher der Schmied sich nothdürftig eingerichtet hatte. Obschon man ihm, als er in die Stelle des ersten Meisters eintrat, das mit derselben verbundene Wohnhaus nebst Stallung und Gärtchen angeboten hatte, zog er es doch vor, in der Ruine am Rande der Wildniß zu nisten, wo er besser der Einsamkeit, welcher sein düsterer Sinn nachhing, pflegen und ungesehen mit Gewehr und Hund nach dem Walde schlüpfen konnte.

Seine große Geschicklichkeit und sein Fleiß machten ihn dem Verwalter auf Tannenfels, wie auch dem Grafen Schmittburg, dem Besitzer des benach-

barten großen Eisenwerks, dessen Zubehör der Hammer war, sehr schätzenswerth. Ueber sein Wildern, das auf dem Hunsrück, in jener mit unermeßlichen Wäldern bedeckten Gegend, fast allgemein betrieben wurde, sahen seine Vorgesetzten hinweg, so lang er nicht beim Forstamt in Strafe fiel.

Auffallend war es übrigens, daß er von dem Orte, von wo er vor Jahren gekommen, niemals sprach, er nicht und auch nicht Margaretha, die Frau, die sich doch sonst nicht verschlossen zeigte. Stellte man eine dahin abzielende Frage, so wurde sie von Wild gar nicht, von Margarethen ausweichend beantwortet: von unglücklichen Zeiten sei nicht gut reden; sie seien ehrliche Leute, um deren Vergangenheit sich Niemand zu kümmern habe; ihr Mann habe dem Herrn Grafen und auch dem Landrath in der Kreisstadt seine Papiere vorgelegt, und dieselben seien richtig befunden worden, und dergleichen mehr. Ueber den Inhalt dieser Papiere, die allerdings in einem Lande, wo Polizeiordnung herrschte, eingereicht sein mußten, hatte Nichts verlautet. Man munkelte von einer blutigen That; aber es war auch nicht der geringste Anhaltspunkt vorhanden; denn die Schweigsamkeit, die düstere Stimmung und die Vereinsamung Wilds ließen doch auch andere Erklärungen zu.

Von Margarethen hatten die Tannenfelserinnen ausgeforscht, daß ihr Mann, als ein Angehöriger des ehemaligen Departements Donnersberg, von den Franzosen ausgehoben worden sei, und daß er die Feldzüge von 1809 gegen Oesterreich und 1812 gegen Rußland mitgemacht habe, dann aber zu seinem Berufe zurückgekehrt sei. Die Lücke von da bis zu seiner Ankunft in Tannenfels blieb aber dunkel, und auch den verschlagensten Fragerinnen gelang es nicht, den Schleier zu lüften.

Von den beiden Knaben, die jenes unbekannte Hammerwerk im zartesten Alter verlassen hatten, war ebenfalls Nichts zu erforschen. Sie hatten nie von den Eltern ein schlimm zu deutendes Wort vernommen, und lebten harmlos dahin, beschränkt auf die einzige Wahrnehmung, daß ihr Vater finster und streng, aber nicht lieblos, die Mutter dagegen sanft und gut war, wie man es von einer so frommen Frau erwarten durfte.

Uebrigens wußte die Nachbarschaft, daß Margaretha, als die Tochter eines Spielmannes, selber in jungen Jahren auf Jahrmärkten und bei Tanzvergnügen die Geige gespielt hatte, was sie auch ohne Anstand einräumte. Aus dieser Vergangenheit wollte man auf einen leichtfertigen Lebenswandel der noch immer auffallend schönen Frau

schließen, und ihre strenge Kirchlichkeit, ihr Beten, Fasten und Wallfahrten galt für Abbüßung früherer Sündhaftigkeit. „Vielleicht hat sie auch noch mehr gut zu machen, als dies," fügte manche scharfe Zunge hinzu.

Der Geist der Musik und der Frömmigkeit mischten sich seltsam in dieser Frau. Sie hatte, bevor sie nach Tannenfels kam, ihre Geige weggegeben, dann aber doch ihren Kindern für mühsam erspartes Geld zwei Instrumente, die freilich von geringer Beschaffenheit waren, auf dem Jahrmarkt gekauft und sie im Spiel, so weit sie es vermochte, unterrichtet. Dabei warf sie aber den Gedanken weit weg, daß die Knaben, nach dem Beispiel ihres Großvaters, Dorfmusikanten würden, vielmehr ging ihre Absicht dahin: sie sollten als Kirchengeiger zur Erhöhung festlicher Gottesdienste beitragen, sonst aber, neben ihrem Berufe, diese Kunstfertigkeit zu ihrer eigenen und Anderer Freude üben. Hatten sie doch schon bei der letzten Osterfeier in der großen Kirche zu Steinbach, wo die Tannenfelser eingepfarrt waren, zu der Gemeinde froher Ueberraschung ihre kleinen Geigen von der Empore klingen lassen. Mit schwärmerischen Augen hing damals Margaretha an ihrem Silvester, der wirk-

lich in verklärter Schönheit einem jener geigenden Engel auf den Bildern unserer alten Maler glich.

Silvesters Herzensneigung war es, Priester zu werden, und seine kindischen Spiele deuteten auf diese Neigung, wenn er im Walde sich aus Steinen und Moos einen kleinen Altar baute, der dann mit Holzkreuzchen verziert ward; wenn er sich mit der weißen Schürze der Mutter, wie mit einem Chorhemd, drapirte und die Messe las oder gar predigte. Diesen Wünschen des Sohns kam die Mutter entschieden entgegen. In jener Mondnacht, da Wild heimlich der Jagd pflog, hatte sie noch lang an dem Bette verweilt, worin die Brüder, die sogar nicht wie Brüder aussahen, zusammen schliefen. Das vom Himmel niederfließende Gold umwob Silvesters blühendes Angesicht mit einem Glanze, der ihr wie eine Glorie dünkte. Sie sank betend an dem Lager nieder und flehte zur heiligen Jungfrau: sie möge ihr Mittel und Wege weisen, um den Knaben der Kirche zu weihen. Als sich dann Aloys, der bisher mit dem Gesichte nach der Wand gelegen hatte, plötzlich herumwarf, zog mit einmal eine finstere Wolke über ihr Gesicht. Rasch sich erhebend, ging sie an ihr Spinnrad, um sich bis zur Rückkunft ihres Mannes wach zu erhalten.

Wild war in Bezug auf Silvesters Zukunft mit seiner Frau keineswegs einverstanden. Er gedachte den Knaben nun schon bald als Handbuben in den Hammer zu nehmen, wo er Geld verdienen konnte. Ueberdies war er dem Priesterstande gram und sah auch nicht die Möglichkeit, die nothwendigen Mittel aufzubringen.

Margarethas Bemühungen in dieser Richtung hatten keinen Erfolg. Als sie erfuhr, daß ein armer, fleißiger Knabe aus der Nachbarschaft, der sich dem Priesterstande widmen wollte, auf Empfehlung des Geistlichen, unentgeltliche Aufnahme an dem Gymnasium in Trier gefunden hatte: suchte sie ohne Wissen ihres Mannes die gleiche Gunst für Silvester zu erlangen. Der Pfarrer schrieb an den Bischof; allein die Antwort, welche nach einer Reihe von Wochen erfolgte, war ablehnend, weil „die Familie des betreffenden Knaben übelberüchtet sei."

Von ihrem Vater, dem Spielmann, her, der aus Tyrol eingewandert war, hatte Margaretha dort noch vermögende Verwandte. Auch an Diese schrieb sie um Unterstützung für Silvester, erfuhr aber die gleiche kränkende Abweisung. Man wollte mit der Nachkommenschaft des in seiner Heimat verschollenen Musikanten Nichts zu schaffen haben.

In Betreff ihres zweiten Sohnes war Margaretha nicht unzufrieden, wenn er den Stand des Vaters ergriff. Der Junge selber dagegen wollte, wie uns erinnerlich ist, ein Geiger werden, und Wild mißbilligte diese Wahl nicht.

Folgendes Ereigniß befestigte Aloys in seiner Richtung.

Graf Schmittburg pflegte von Zeit zu Zeit auf den Tannenfelser Hammer zu kommen, um den Gang der Gewerkschaft in Augenschein zu nehmen. Eines Tages gewahrte er dort die beiden Knaben, wie sie, am Damm des Teiches in Gras und Blumen sitzend, ihre Geigen spielten und im heiligen Eifer so wenig auf das, was um sie vorging, achteten, daß er eine gute Weile unbemerkt hinter ihnen stand. Die kleinen Musiker gewährten ihm so viel Vergnügen, daß er sie eine Woche später zu sich auf die Eisenhütte beschied, wo er ein alterthümliches, schloßartiges Haus bewohnte.

Er hatte mit einigen höheren Beamten und Officieren aus der Provincialhauptstadt am Morgen eine Hirschjagd gehalten und dann mit seiner Gesellschaft an reichbesetzter Tafel gesessen. Nach der Mahlzeit, an der auch die Gräfin und Klotilde, die jugendlich reizende Tochter, Theil genommen, begab man sich in den Gartensaal zum Kaffee, und die

Damen gestatteten freundlich, daß die feinen Düfte Arabiens mit denen Havannas gemischt wurden.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und unsere zwei Musikanten traten in neuen Blousen, die der Graf hatte anfertigen lassen, natürlich auch in frischer Wäsche und von der Mutter blank gescheuert und glatt gekämmt, die kleinen Geigen in der Hand, ein, und machten, nach Margarethens Vorschrift, einen Knix, der freilich naturwüchsig genug ausfiel.

Der Graf schlug mit dem goldenen Löffelchen an die Tasse und sprach:

„Meine Freunde, Sie haben mit dem fürlieb genommen, was die Wildniß bietet; der Wald, der Bach und das Feld haben ihre Spenden dargebracht, und wenn die Kunst meines Kochs mangelhaft war, so bittet das Land bei der Stadt um Vergebung. Noch ein anderes Product der Wildniß möcht' ich Ihnen zum Schlusse vorsetzen, wobei Sie aber die Kunstgenüsse, die Ihnen Ihre Concerte bieten, vergessen müssen. Sie werden eben denken: wir sind auf der Jagd und speisen Heidelbeeren statt Zwergobst."

Und nun begannen auf seinen Wink die beiden Knaben ihr Duo und brachten es, obschon Silvester anfangs aus Verlegenheit einigemal stockte, glücklich zu Ende.

Und wie dem durstigen und hungrigen Jäger die Waldfrucht oft besser mundet, als dem trägen Städter ein feines Gartenerzeugniß: so horchte dieselbe Gesellschaft, die vielleicht dem besten Concerte ohne wirkliche Theilnahme angewohnt hätte, mit gespannter Aufmerksamkeit dem kindlich naiven Spiele, und überschüttete am Schluß die beiden Knaben mit dem lautesten Beifall. Bei Silvester gefiel besonders der liebliche Gesichtsausdruck, bei Aloys die tapfere Handhabung des Bogens. Dabei war es wohl bemerkt worden, wie er während des Spiels dem blöden Bruder von Zeit zu Zeit einen gelinden Stoß mit dem Elnbogen gab, um ihn festzuhalten im Takte.

Ein galonirter Diener mußte den Knaben ein von der Mahlzeit übriggebliebenes Stück Torte von ansehnlicher Größe und Dicke vorsetzen, welches Diese auf einer Gartenbank mit merkwürdiger Schnelligkeit verzehrten. Die Gesellschaft lustwandelte zwischen den Beeten und stellte auch verschiedene Fragen an die kleinen Geiger, die freilich inmitten ihres Schmauses, bei hochgeschwollener Backe, nur karge Antwort gaben.

Jetzt schlug Klotilde, die junge Gräfin, im Gartensaal den Flügel an. Sie hatte guten Unterricht in der Stadt gehabt und war von reicher

musikalischer Begabung. Ein Theil der Gäste sammelte sich bewundernd um sie, und Aloys, der zum ersten Mal in seinem Leben ein kunstgerechtes Spiel vernahm, kam, wie von magischer Gewalt angezogen, heran, und ließ sich, neben der offenstehenden Thür des Saals, auf einer der eisernen Treppenstufen nieder. Sie spielte eins der damals neuen Charakterstücke Schumanns. Mit unverwandten Augen starrte der Knabe bald in ihr anmuthiges, geistvoll bewegtes Gesicht, bald auf ihre feinen weißen Hände, unter denen die Töne leicht, rein und hell, wie sein von der „Spring" kommendes Waldbächlein, hervorquollen. Als sie schloß, seufzte er tief auf und saß noch lange in sich versunken.

Wie dann Klotilde an ihm vorüberschwebte und ihr blaßgrünes Kleid seine Wange streifte, zuckte er zusammen und fuhr empor.

„Du hast brav gespielt, mein Junge," sagte sie, den Nacken anmuthig wendend, indem sie mit dem Fächer sein, trotz der Zucht der Mutter, noch immer struppiges Haar berührte. „Fahre nur so fort und Du kannst ein guter Geiger werden."

Auf dem Heimwege besprachen die beiden Knaben die Ereignisse dieses großen Tages: die reichen und vornehmen Herren und Damen, die ihnen natürlich wie eben so viele Prinzen und Prinzessinnen erschienen,

die herrlichen Wohnräume des Schlosses, das köstliche Stück Torte, das wundervolle Spiel Klotildens und die blanken Geldstücke, die ihnen der Graf zum Schluß eingehändigt hatte. Sie holten dieselben von Zeit zu Zeit aus der Tasche, um das Auge an ihrem Anblick zu weiden.

„O Gott!" rief Silvester, „wenn es doch einem dieser reichen Leute eingefallen wäre, mir fortzuhelfen, daß ich ein Priester werden könnte!"

Aloys variirte das Thema und rief: „O Gott, wenn es doch einem dieser reichen Leute eingefallen wäre, mir fortzuhelfen, daß ich ein Musiker werden könnte." Denn seitdem er Klotilde gehört hatte, sagte er nicht mehr Musikant, sondern Musiker.

Plötzlich stand Aloys still und holte einen feinen Damenhandschuh unter seinem Kittel hervor. „Sieh, was ich hier habe, Silvester!" sagte er und betrachtete den Handschuh mit seligen Blicken.

„„Was hast Du gethan! Den Handschuh einer der Frauenzimmer mitgenommen!""

„Der jungen Gräfin. Sie spielte so schön, ach so schön! Wie lauter Perlen kamen die Töne von dem großen Klavier herunter."

„„Hast Du den Handschuh vom Klavier genommen?""

„Ich schlich ihr von fern im Garten nach, als sie mit dem blonden Officier ging. Da fiel ihr der Handschuh von ungefähr. Ich hob ihn auf und — behalt' ihn!"

„„Du mußt ihn zurückgeben."“

„Daß ich das muß, weiß ich selber, aber — ich kann nicht!"

Und damit liebäugelte er mit seinem Beutestück von Neuem, drückte es an Lippen und Herz und schob es wieder unter die Blouse.

„„Du darfst den Handschuh nicht behalten, lieber Aloys! Ehrlich währt am längsten."“

„Ach was! hier ist nicht von ehrlich, sondern von Verehrung die Rede. Sieh, hier an der Wange hat sie mich mit dem Kleid gestreift und hier auf den Kopf mit dem Fächer getupft. Silvester, sie ist schöner als die heilige Jungfrau in unserer Kirche und vornehmer. Maria ist nur die Mutter Gottes, aber sie ist selber eine Göttin."

„„Was sagst Du da, Aloys! Verzeihe Dir Gott die Sünde!"“

„Ich bin verrückt. Wenn ich jetzt hier die Wand hinunterstürze" — er ging bei diesen Worten auf der schmalen Kante des zackigen Thonschieferfelsens, der viele Klafter tief in den Bach abfiel — „und ich

sterbe unten und hab' noch e i n Wörtchen übrig: so sag' ich: Klotilde!"

Silvester zog den Bruder von dem Felsengrat zurück und machte ihm sanfte Vorwürfe über seine Verwegenheit.

Als Margaretha von dem Handschuh erfuhr, gebot sie die Rückgabe desselben, und der von der Arbeit zurückkehrende Vater verschärfte den Befehl, indem er auf den gewundenen Strick, der neben seinem Gewehr an der Wand hing, ausdrucksvoll deutete. Aloys kannte das und fügte sich.

Gleich am folgenden Morgen sollte er den geraubten Handschuh zurückerstatten: es war eine sehr verlegene Aufgabe für den Knaben. Glücklicher Weise bot sich ihm auf diese Weise Gelegenheit, die „Göttin" wiederzusehen, und das flößte ihm schließlich doch wieder Muth ein.

Um als ein Willkommener zu erscheinen und zugleich, um seine unbegrenzte Ergebenheit zu bezeigen: beschloß er, Einiges von den Leckerbissen der Wildniß als Geschenk mitzubringen. Zu diesem Ende krebste und fischte er noch diesen Abend mit dem immer dienstfertigen Bruder. Auf kleinen flachen Fanggarnen mit runden eisernen Reifen wurden Stücke von Fröschen, die mit Terpentin bestrichen waren, befestigt und die Garne für die

Nacht, eins zwanzig Schritte vom andern, in den Bach versenkt. Weiter oben wurde dann mit eingetretener Dunkelheit der Fischfang betrieben. Während Silvester mit brennenden Kienholzstücken vom Ufer aus den Wasserspiegel beleuchtete, wanderte Aloys hoch aufgeschürzt auf seinen langen Beinen im Bach aufwärts und haschte mit raschen, gewandten Händen die Steinforellen, die, von dem hellen Schein des Feuers angezogen und geblendet, aus ihren Höhlungen unter dem Ufer hervorschossen.

Als Aloys dann am folgenden Morgen die Garne hob, fand es sich, daß der schmackhafte Köder die schönsten Krebse herbeigelockt hatte. Sie ließen sich auf den Garnen bequem greifen, ohne nur in ihrer Gemüthsruhe die Flucht zu versuchen.

Nach Hause zurückgekehrt, machte Aloys seine Toilette und nahm den kleinen Kübel, der seine Schätze enthielt, auf den Kopf. Er brauchte keinen Ring unterzulegen, wie die Mutter wollte, da sein dickes Haar als Kissen diente. Durch eine Scheidewand hatte er das Gefäß in eine Krebse- und Fischkammer getheilt. Der Kübel war natürlich mit Wasser gefüllt, um die Thiere frisch zu erhalten, und gedeckt, damit keines entwischen sollte.

Mit pochendem Herzen betrat er den weiten Hof der Eisenhütte und lenkte, da er das Instrument

wieder im Garten spielen hörte, seine Schritte in dieser Richtung. Die junge Gräfin, welche sich diesmal allein befand, war zu sehr in Beethovens F-Moll-Sonate versenkt, um den Knaben zu bemerken. Dieser setzte seinen Kübel ganz leise nieder und lauschte wie verzückt dem Spiel.

Unterdessen hatte, von Aloys ungesehen, einer der größten Krebse, der wohl ein Krebskönig genannt werden konnte, den Deckel des Gefäßes, der sich ein wenig verschoben haben mochte, gehoben und war auf seltsamen Quergängen, wie angezogen von der Musik, bis zu Klotildens Stuhl gelangt. Aber er beschränkte sich nicht, wie Aloys, darauf, ein bloßer Hörer zu sein, sondern bezeigte seinen Beifall zum Ueberfluß durch einen herzhaften Zwick in den Fuß der schönen Gräfin. Es war wohlgemeint, wurde aber sehr übel aufgenommen. Als Klotilde mit lautem Schrei emporfuhr, stürzte Aloys als Retter herbei, löste das Ungethüm von dem niedlichsten aller Füße und hielt es lachend empor.

Dann holte er seinen Zuber und öffnete den Deckel, um den König wieder in Haft zu bringen. Die Krebse strebten ungeduldig empor; aber er warf sie mit einem von Klotilde hochbewunderten Muth zurück. Die Punktirten in der einen und die Gepanzerten in der andern Kammer des Kübels

machten jetzt in ihrer Schönheit und Größe den günstigsten Eindruck, und Aloys erntete reiches Lob.

„Hat Dich der Vater bestellt?" fragte Klotilde.

„„Nein, es kommt Alles von mir.""

„Und wie hab' ich das verdient?"

„„Weil Sie so schön spielen.""

„Du bist ein Narr."

„„Weil Sie so schön spielen.""

„Da! hier ist Etwas für Deine Mühe."

Damit wollte sie ihm einige Geldstücke auf die Hand legen; aber er weigerte sich stolz und sagte: „„Es ist ein Geschenk von mir.""

Nachdem er eine Weile stumm gestanden und sie groß angeschaut hatte, zog er nun auch den Handschuh aus dem Busen.

„„Da bring' ich auch den Handschuh.""

„Wie! Du hast meinen Handschuh?"

„„Ich hab' ihn im Garten gefunden.""

„Und behalten, Du Schelm!"

„„Weil Sie so schön spielen.""

„Und doch bringst Du ihn zurück."

„„Die Mutter hat es befohlen — und von wegen des Stricks.""

Dabei machte er eine leicht verständliche Bewegung.

Klotilde lachte. „Ich will Dir ein anderes Andenken geben, Du kleiner Spitzbube," sagte sie.

Damit schlang sie ihm ein rothseidenes Band um den Hals.

Aloys hätte ihr um die Welt gern die schönen, feinen Hände geküßt, wie sie an seinem Halse fingerten; aber er stand, wie aus Bronze gegossen. Darf man eine Göttin küssen?

Als sie ihm aber zum Schluß eine kleine Maulschelle gab, was doch kein Geschäft für eine Göttin war: faßte er ihre Hand mit seinen beiden — von der Beschäftigung mit den Krebsen noch nassen — Händen und drückte dennoch einen Kuß darauf.

Nach diesem Wagstück lief er aber, fast so roth wie sein Band vor Scham, hinweg und wagte nicht mehr sich umzusehen.

Er besaß noch das Papier, das ihm als Umschlag für den Handschuh der Gräfin gedient hatte. In dieses schlug er jetzt auf dem Heimweg die kostbare Seidenschleife; denn sie sollte nicht von profanen Augen gesehen werden, sondern ein süßes Geheimniß bleiben zwischen Klotilde, der Gräfin, und Aloys, dem Sohne des armen Hammerschmieds.

Sein Entschluß, ein Musiker zu werden, stand jetzt fester, als je. Klotilde schwebte ihm als Genius der Kunst auf dem Wege, den er durch alle Stürme und Klippen des Lebens machen wollte, mit dem Kranz in der Hand voran.

3.

Der Wilderer.

Aloys begleitete den Hammerschmied jetzt öfters auf seinen heimlichen Jagdgängen. Den ängstlich gewissenhaften Silvester mitzunehmen hielt eine gewisse Scheu den Vater ab. Auch war dieser Knabe weniger anstellig, während Aloys Lust zum Abenteuer trug und merkwürdiges Geschick für das Weidwerk besaß. Wenn der Schmied, dessen Hand in Folge der schweren Arbeit am Hammer manchmal zitterte, dem Jungen das Gewehr reichte und sagte: Schieß Du! so konnte er sicher sein, daß Häslein, Rehbock, Feldhuhn, oder was immer vor der Mündung des Rohrs lief oder schwebte, eine Beute des Todes war; selbst der Schnepfe half der irre Zickzackflug wenig. Vergeblich hatte Margaretha versucht, den Knaben vom Wildern abzuhalten, und ihrem Mann dringliche Vorstellungen gemacht. Wild, obgleich noch immer ein zärtlicher

Ehemann, hatte sie mit strengen Worten abgewiesen, so daß sie ihn nicht mehr anzugehen wagte.

An einem Sonntag-Morgen im Herbst war Margaretha mit dem älteren Knaben nach dem Dorfe Steinbach, das eine Stunde weit vom Hammer lag, zur Kirche gegangen. Silvester bediente, wie er dies schon oft gethan, die Messe, und Alles, ganz besonders aber die Mutter, schaute mit Wohlgefallen dem schönen Knaben zu, wie er, mit dem rothen Käppchen und dem weißen Ueberwurf bekleidet, leicht und anmuthig seine Knixe machte und das dampfende Rauchfaß schwang.

Unterdessen durchstreifte der Schmied mit Aloys den Wald. Es mochte nicht weit von der Spring sein, als Wild plötzlich, wie vor Schreck, zusammenfuhr und, indem er hinter dichtes Buschwerk flüchtete, auch dem Knaben gebot, ihm in das Versteck zu folgen. Aloys' erster Gedanke war, daß der Förster in der Nähe sei; aber bald gewahrte er, die Zweige auseinander legend, einen fremden Menschen in halbzerrissener Kleidung, der, aus einer kurzen Holzpfeife rauchend, auf einem Felsenstück saß. Neben ihm lag ein junger Hirsch, der, so schien es, an Ort und Stelle erlegt war; denn es floß Blut aus der Wunde, die das Thier durch regelrechten Schuß mitten auf der Stirne trug. Der Mann

war eben beschäftigt, ein Messer mit Hirschhorngriff an seinem Feuerstahl zu wetzen, wahrscheinlich, um die Beute zu zerlegen.

Bellend fuhr Wilds Hund trotz aller Abmahnungen auf den Fremden zu und kehrte dann zu dem Busch zurück, den er eifrigst umkreiste, wie eine Schildwache, welche die Runde um ihren Standmacht. Im Nu sprang der Wilddieb auf und kam, das lange, spitze Messer in starker Hand, daher.

Durch das Gitter des Laubwerks sah Aloys den unheimlichen Gesellen dicht vor sich stehen. Es war eine gedrungene, kräftige Gestalt unter Mittelgröße; Kinn und Wangen umrahmte ein üppiger schwarzer Bart in Hufeisenform. Eins der Augen, das ausgeflossen war, zeigte eine rothe Höhle, während das andere unstät nach rechts und links spähte. Auf einem kurzen Stiernacken, zwischen breiten, hohen Schultern, saß ein ungewöhnlich großer Kopf, bei dessen Anblick ein Scharfrichter vielleicht gedacht hätte: köpfenswerth, aber schwer herauszuhauen. Ueber dem Munde hing eine enorme Nase, deren oberer Theil von dem Schlag eines Instrumentes zertrümmert schien. Da so der Paß zu eng geworden, schnaufte und prustete der Kerl, wie eine verstopfte Brunnenröhre.

„Ho! ho! der Hammerschmied Wild!" rief er

mit rohem Lachen, als er Jenen hinter dem Busch entdeckte.

„„Wie kommst Du in diese Gegend, Wolf?““

„Sie waren drüben in der Eifel hinter mir her, weil ich ein wenig aufräumte in ihrem Wildstand; zuletzt streiften sie nach mir, wie nach einem Wolf mit vier Beinen. Da hab' ich das Revier gewechselt und mache dem Hunsrück meinen Besuch. Schöner Wildstand und Wälder ohne Ende, wie es Unsereiner brauchen kann. Wie ich sehe, treibst Du das gleiche Handwerk.“

„„Aber nicht als Profession, sondern nur gelegentlich und zum Spaß.““

„Wer ist der Bube?“

„„Unser zweiter Sohn.““

„Ah der Bankert! Der hat sich gestreckt, seit ich ihn nicht mehr gesehen habe. Heiß' ihn weggehen; wir brauchen ihn nicht.“

Der Schmied nahm den Knaben bei Seite. „„Geh' nach der alten Eiche drüben bei dem verlassenen Kohlplatz,““ sagte er zu ihm. „„Ich brauche Feuerschwamm, und dort gibt es in Menge. Du hast doch Dein Messer bei Dir? Wenn Du die Kappe voll hast, gehst Du nach Hause und schneidest das Holz von dem Zunder ab, schlägst ihn

weich und gibst ihn der Mutter, daß sie ihn in Lauge legt.""

„O ich weiß, wie Du es das vorige Mal gemacht hast! Aber was ist Dir? Deine Stimme zittert und Du bist blaß."

„„Nichts, Nichts! Von dem fremden Manne darf die Mutter nicht wissen. Hörst Du?""

„Er sieht so böse aus. Darf ich nicht bei Dir bleiben?"

„„M i r thut er Nichts zu Leide. Also still geschwiegen gegen Jedermann, wenn Dir Deine Knochen lieb sind!""

Wolf trat mißtrauisch zu ihnen, und der Knabe entfernte sich zögernd, indem er sich wiederholt nach dem Vater umschaute.

Der Schmied wandte sich jetzt zu dem Wilderer mit der Frage: „„Wo hast Du Deine Wohnung?""

„Ueberall und nirgends, wie sonst. Die Nacht lieg' ich an warmen Tagen in einem hohlen Baum oder einer Waldhütte; bei schlechter Witterung krieche ich in die Scheuern der Bauern oder quartiere mich bei einsam wohnenden Leuten, bei Köhlern und Müllern ein. Obwohl ich hier so gut wie unbekannt bin, hab' ich doch schon gute Schlupfwinkel ausspionirt. Im Uebrigen such' ich die Wohnungen der Menschen nur auf, um das erlegte

Wild an Mann zu bringen und um mir Pulver, Blei und Brot zu kaufen. Zuweilen sprech' ich auch in einem abgelegenen Wirthshause vor und lasse 'was drauf gehen; denn ohne Wein, Spiel und Mädels kann ich auf die Dauer nicht bestehen."

„„Du wirst das Hammerwerk nicht betreten. Es darf Niemand wissen, daß wir bekannt sind.""

„Was willst Du machen, wenn ich Herberge bei Dir nehme? Du wohnst bequem für mich am Wald. Auch wird es mir Spaß machen, Deine Frau wieder zu sehen. — Ist sie noch so schön?" setzte er nach einer Pause in höhnischem Ton hinzu.

„„Hüte Dich, auch nur auf die Schwelle meines Hauses den Fuß zu setzen, und laß Dich nirgends blicken in Tannenfels. Der Platzmeister hält scharfe Polizei. Wenn ich ihm winke, faßt er Dich am Kragen.""

„Stehen wir so zusammen, Wild? Weißt Du nicht, daß ich Dich am Strick halte?"

„„Genug! Was ich gethan, ist um meiner Ehre willen geschehen, die ein alter Soldat blank halten muß. Nun ist Gras darüber gewachsen. Du warst zufällig Zeuge und bist für Dein Schweigen bezahlt. So ist Alles zwischen uns abgethan. Ich

will Dich nie wieder sehen, will still und ehrlich leben.““

„Bis auf das Bißchen Wildern, nicht wahr?“

„„Also adieu für immer.““

„Halt! ich will Dir nicht umsonst begegnet sein.“

„„Du hast mir einen heiligen Eid geschworen, mein Geheimniß nicht zu verrathen.““

„Ha! ha! was schwört man nicht, wenn man Geld sieht?! Weißt Du nicht, daß mein Vater als Spießgeselle von Schinderhannes auf dem Schaffot um einen Kopf kürzer gemacht, und daß meine Mutter am Galgen gestreckt worden ist; daß mein Bruder Zuchthaus auf Lebenszeit hat? Wir sind alle Kochemer Leute bis zum Großvater und Urgroßvater hinauf. Ich, der ich mich bloß auf's Wildern lege, bin der Tugendspiegel in der Familie; nur dann und wann, wenn mir ein Geldbeutel oder eine Uhr zwischen die Finger läuft, heiß' ich sie mit mir gehen. Dein heiliger Eid gilt mir nicht mehr, als diese Prise Schnupftabak.“

Es hatte sich ein schlimmes Wetter zusammengezogen. Von jener Waldstelle aus, wo sich die beiden Männer befanden, konnte man ein gutes Stück Horizont übersehen, auf welchen eine schwere, dunkle, blaugraue Wolke, wie ein ausgefranzter

Teppich, niederhing. Ein mächtiges Brausen ging durch die Wipfel der Bäume, während es unten ziemlich ruhig blieb. Auf einmal lief ein zackiger Blitz quer über die dunkle Wolke, und nach einigen Minuten folgte ein heftiger Donnerschlag.

„Der Teufel schlägt Feuer,“ sagte Wolf. Als dann ein zweiter Schlag kam, der näher und noch kräftiger war, begnügte er sich, dem Himmel eine Grimasse zu schneiden.

„„Ich muß machen, daß ich vor dem Regen nach Hause komme,““ sagte Wild und schickte sich zum Gehen an.

„Halt! ich brauche Geld. Ihr habt gestern Zahltag gehabt: da kannst Du mir aushelfen. Wenn ich den Hirschbock da verkaufe, sollst Du's wiederhaben.“

Wild wandte sich, ohne Antwort zu geben; aber Wolf verrannte ihm mit seinem Dolchmesser den Weg. „Drei Thaler!“ schrie er, „oder ich steche Dich über'n Haufen!“

Der Schmied wandte, ohne sein Gewehr abzunehmen, dem Wilderer das Messer aus der Hand und schleuderte ihn mit einer Heftigkeit zur Erde, daß der hohle Waldboden dröhnte. Wolf raffte sich langsam auf. „Drei Thaler!“ keuchte er, „oder ich gehe zum Friedensrichter und erzähle, was sich

vor zehn Jahren an der hohen Tanne im Schwarzdorfer Walde zugetragen hat."

Wild zuckte zusammen. Er hatte wenige Groschen mehr, als das Geforderte, in seinem Lederbeutelchen, und holte nun das Geld mit vor Wuth zitternden Händen hervor.

„„Hier! — In meiner Kammer hängt stets eine geladene Pistole. Wenn Du Dich in meinem Hause blicken läßt, schieße ich Dich, wie einen tollen Hund, nieder, mag daraus werden, was will — so wahr über uns der Himmel steht!""

Es war im Walde, mitten am Tage, so dunkel geworden, daß die beiden Männer ihre von Leidenschaft verzerrten Gesichter nur bei dem Leuchten der Blitze, die immer häufiger kamen, erkennen konnten, und jetzt goß auch der Regen wie aus Fässern nieder.

Wild ging, ohne Schutz zu suchen, von dannen, um nur dem Verhaßten zu entrinnen; der Wilderer aber zog sich in eine Waldhütte zurück. Dort nahm er ein verschmutztes Papierchen zur Hand, aus dem er ein verschrumpftes Fingerchen herausschälte. Das Fingerchen war ein Amulet, das er einst einem ungetauften, bald nach der Geburt verstorbenen Kinde abgeschnitten hatte. „So lang ich dich mit

mir führe," sagte er, eine rohe Lache ausstoßend, „treffen mich weder Blitz noch Kugel."

Als der Regen nachgelassen hatte, kehrte er zu dem erlegten Wilde zurück und begann es, auf den Knieen liegend, auszuhäuten. Die besten Stücke barg er in einem Sacke, um sie gleich mit zu nehmen; den Rest mit dem Fell steckte er in einen hohlen Baum, um es später nachzuholen. Ein Gaunerlied, das er im Zuchthaus gelernt hatte, singend und pfeifend, war der Vielgeübte bald mit der Arbeit zu Stande und warf den Sack über, um mit der einbrechenden Nacht eine Waldherberge aufzusuchen, wo er seine Wildbraten abzusetzen pflegte. Für die Felle hatte er einen andern Käufer, den Juden Aaron Levi in dem benachbarten Städtchen Moorbach.

Es hatte vollständig abgeregnet; nur die Bäume träufelten noch. Der warme, blaue Himmel sog die Feuchtigkeit schnell auf, und es waren kaum andere Spuren des Gewitters übrig, als die verschlemmten Wege, die wildrauschenden, roth und gelb gefärbten Bäche und eine vom Blitz zerschmetterte, halb verkohlte Buche am Saum des Waldes, deren Aeste zerrissen umherlagen.

Vor diesem Baum gewahrte Wolf den Förster, fand aber noch Zeit in den Busch zu springen, be=

vor er selbst gesehen war. Dort schnitt der Wildschütz eine Weidenruthe, indem er leise in feierlichem Tone die Worte: „Ich schneide Dich, ich schneide Dich zu meinem Gebrauche!" murmelte. Aus der Ruthe machte er dann eine Schlinge und spähte hinter dem Busche nach dem Waidmann. Als Dieser dann sein Gewehr anlegte, um einen Habicht, der über ihm kreiste, zu erlegen, zog Wolf in dem Augenblick, wo der Schuß erfolgte, die Schlinge zu.

„So, jetzt muß der Schuft verderben!" sagte er befriedigt zu sich selbst und eilte, nachdem der Förster im Dickicht verschwunden war, nach der Waldherberge.

Ganz durchnäßt kam Wild gegen Mittag mit Aloys, den er unterwegs, unter einem Baume stehend, getroffen hatte, zurück in seine Wohnung.

Ueber Tisch sagte Margaretha zu ihrem Mann: „Es ist Dir heute etwas Schlimmes zugestoßen, Thomas; es steht ein böses Wetter auf Deiner Stirn. Das Wetter draußen ist vorübergezogen; laß Du auch die Sonne wieder scheinen."

„„Die Zeiten sind nicht darnach angethan, lustig zu sein,"" erwiderte der Schmied ausweichend.

„Darf ich wissen, was es gegeben hat?"

Wild antwortete Nichts. Aloys sah, wie ein armer Sünder, auf den Teller.

„Der Jude aus Moorbach ist dagewesen, um die letzten vier Thaler zu holen, die wir für die Kuh schuldig sind. Ich hab' ihm nur einen Thaler auszahlen können; mit dem Uebrigen hab' ich ihn auf Dich vertröstet. Er kommt diesen Nachmittag wieder, und da Du gestern Deinen Wochenlohn erhalten hast, werden wir endlich die schöne Kuh schuldenfrei besitzen. Wir haben lange Unglück mit dem Vieh gehabt; jetzt endlich scheint es sich zum Guten zu wenden."

„„Ich habe kein Geld.""

„Wie, Du hast kein Geld? Ich habe doch noch heute morgen, da Du dem Bäcker das Brot zahltest, drei blanke Thaler in Deiner Hand gesehen."

„„Ich habe sie nicht mehr; sie sind — verloren.""

„Verloren? Da steckt ja Dein Beutel, wo er immer steckt, in der Westentasche."

„„Frau, mach' mich nicht toll!"" rief jetzt Wild, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. „„Jeder Bissen wird mir zu Galle über Deinem Fragen. Ich habe das Geld nicht mehr — ohne mein Verschulden; das laß Dir genügen!""

Die Augen des Hammerschmieds rollten so wild, daß Margaretha, jede weitere Frage unterschluckend,

bleich und zitternd vor ihrem Teller saß, ohne die Speise zu berühren, bis sie endlich, unter hervorbrechenden Thränen, die Schürze vor dem Gesicht, in die Kammer ging. Auch der Schmied aß nicht mehr, obwohl ein schönes Stück Fleisch, wie es nur der Sonntag brachte, dampfend auf dem Tische stand. Erst wollte er seiner Frau nach in die Kammer, dann aber wandte er sich und verließ das Haus. Er nahm den Weg nach dem Hammer, wo er vor Abend Nichts zu thun hatte. Seine Schicht lief von sechs Uhr bis Mitternacht; denn in Tannenfels waren damals die Hammerschmiede die ganze Woche, Tag und Nacht, beschäftigt: so groß war das Bedürfniß nach Eisenwaaren; nur an Sonntagen wurde von Morgens Sechs bis Abends Sechs ausgesetzt.

Silvester war der Mutter gefolgt, um sie zu trösten, obschon er nicht wußte, wie; Aloys, hartschlägiger von Natur, aß allein weiter.

Nach einer Weile trat Margaretha wieder aus der Kammer; sie schickte Silvester mit einem Butterbrot vor die Thür, um mit Aloys allein zu sein.

„Aloys," sagte sie, indem sie den Knaben traulich umschlang und ihm fest in die Augen blickte, „was ist vorgefallen? Du warst mit dem Vater."

„„Von dem verlorenen Gelde weiß ich Nichts. Er hat mich mitten im Walde fortgeschickt, Zunder schneiden.““

„Und wer war sonst noch bei ihm?“

„„Frage mich nicht weiter, Mutter! Ich kann auch zornig werden, wie der Vater — wenn's sein muß.““

Damit stand er auf, um davon zu gehen; aber plötzlich wandte er sich und sagte: „„Da hat mich Jemand Bankert geheißen. Mutter, was ist das, ein Bankert?““

Margarethas Gesicht bedeckte sich mit tiefer Röthe. „Ich — ich weiß es nicht,“ stammelte sie.

„„So werd' ich den Schulmeister fragen; der weiß Alles.““

„Um Gottes willen nicht! Es ist ein garstiges Wort, das Du nie mehr in den Mund nehmen sollst.“

„„Erst sagst Du: ich weiß es nicht; dann: es ist ein garstiges Wort. Jetzt werd' ich gerade darnach fragen.““

Und damit lief er davon.

Als es zu dunkeln begann, kam Wolf mit einer Dirne am Arm halbberauscht an Wilds Hütte vorbei. Margaretha saß am offenen Fenster. Ihr zur Seite brannte ein Lämpchen vor einem Ma-

donnabilde. Das Lämpchen, das sie nur an Sonntag-Abenden anzustecken pflegte, bestrahlte sie im Profil und zeigte ein tiefbekümmertes Angesicht. Wolf kam dicht vor das niedrige Fenster und betrachtete sie mit frechen Blicken.

„Guten Abend, schöne Margaretha! Kennst Du mich noch? Sage Wild, daß von seinen drei Thalern zwei schon zum Teufel sind.“

Und damit ging er mit unsicheren Schritten weiter.

Also Wolf hat das Geld erhalten! sagte sie zu sich selbst. Und wofür? Daß der böse Mensch wieder in unsern Weg tritt, kann nur Unheil bringen. — Und das Wort, wornach mich Aloys fragte! Gewiß kommt es aus dem gottlosen Munde Wolfs. Ach! was half mein Beten und mein Büßen? Die Sünden, die ich begraben glaubte, stehen wieder auf.

Nachmittags kam Aaron Levi und forderte das versprochene Geld. Es blieb Margaretha Nichts übrig, als ihn auf den nächsten Zahltag zu verweisen, auf welche Frist er sich vier Thaler, statt drei, für den Verzug ausbedingte. Zahlen sie nicht, sagte er im Weggehen zu sich selbst, so bleibt mir immer noch die Kuh.

Abends schickte Margaretha ihrem Mann durch

Silvester das Essen in den Hammer; während dieser Zeit war sie allein mit Aloys.

„Mutter," sagte der Knabe, „ich weiß nun, was ein Bankert ist; ich habe den Nachtwächter darnach gefragt. Bankert ist Einer, wie der krumme Stephan; der hat nur eine Mutter, keinen Vater. Aber, gab ich ihm zur Antwort, ich habe ja einen Vater. ‚Wenn's wirklich Dein Vater ist', sagte er lachend. ‚Du hast doch wahrhaftig Deine rothen Haare nicht umsonst.'"

Aloys sah fest in die Augen der Mutter, die sie beschämt niederschlug. Er war zu unerfahren, um einen bestimmten Verdacht zu hegen; aber ein bis dahin ungekanntes Mißtrauen stieg in ihm auf und trübte den Spiegel seiner Seele.

„Ich weiß nicht," fuhr er fort, „ob der Nachtwächter die Sache weiter geschwatzt hat. Als ich vorhin über den Kohlenplatz ging, riefen mir die Jungen, die dort standen, zu: ‚Bankert, Bankert, wo hast Du Deine rothen Haare her?'"

Margaretha hatte sich jetzt gefaßt. „Höre nicht auf solche abscheuliche Reden," sagte sie, „und halte fest an Deinem Vater. Er arbeitet Tag und Nacht für uns, und an dem Brote, das wir essen, hängt mancher Schweißtropfen."

Aloys antwortete Nichts, ohne durch diese aus-

weichenden Worte befriedigt zu sein. Der Bruder kam aus dem Hammer, und nachdem die Knaben mit der Mutter gebetet, hielten sie, schweigsam, ihr einfaches Nachtmahl.

Die Mutter schickte die Kinder ungewöhnlich früh zu Bett. Der arglose Silvester schlief bald ein, während Aloys sich noch lange hin und her wälzte. Endlich bezwang auch ihn der gesunde, tiefe Schlaf der Jugend.

Unterdessen wachte Margaretha die späte Stunde, da die Schicht ihres Mannes zu Ende ging, theils bei der Arbeit, theils bei einem Gebetbuch heran. Als die Schwarzwälder Holzuhr, die in der Stube hing, halb Zwölf schlug, warf sie ein Halstuch über, um Wild entgegen zu gehen. Vorher hatte sie, um die Knaben nicht ganz unbehütet zurück zu lassen, den treuen Schützer des Hauses vor ihr Bett gepflanzt. Türk, so hieß der kluge Hund, hatte das Amt als Kinderwache zu Zeiten, wo es nöthiger war, als jetzt, vielmals zur Zufriedenheit der Eltern Wild verwaltet und legte sich nun — die Schnauze auf der Vorderpfote — mit einer Miene vor das Bett, als wollte er sagen: Ich wanke und weiche nicht, bis Du wiederkommst.

Nachdem Margaretha die Fensterläden wohl verschlossen und den Schlüssel in der Hausthür

zweimal umgedreht hatte — das zweite Mal Wolfs wegen — stieg sie den wohlbekannten Felsenpfad hinab und folgte dann dem Damm des langen Hammerteiches, in dessen Tiefe sich tausend und abertausend Sterne des klaren, dunkelblauen Himmels spiegelten. Die Grillen auf dem Felde riefen überlaut. Von fern hörte man das eifrige Bellen eines kleinen Hundes, den ein später Wanderer geweckt haben mochte. In allen Wohnungen der Gewerkschaft, deren etwa dreißig waren, und in dem sich anschließenden Dörfchen brannte kein Licht mehr. Tiefe Ruhe, eiserner Schlaf überall. Margaretha konnte ihr geängstigtes Herz in dieser Stille pochen hören.

Leben und Licht war nur noch in dem Hammer, dem sie jetzt näher kam. Durch die offene Thür sah man im grellen Schein des lodernden Essenfeuers die Schmiede mit breitrandigem Hut und hohem Schurzfell hantieren. So oft sie Holzkohlen aufwarfen, gab es ein heftiges Knistern, und aus den hohen weißen Schloten stiegen unzählige rothe Funken, die in der stillen Luft erst gen Himmel aufsprühten, dann aber seitwärts in die Weite geführt wurden. Jetzt hörte man ein stürzendes Wasser, und der Riesenhammer begann, von der Seite gehoben und durch den Prellbalken über sich

in seinem Gang beschleunigt, mit solcher Wucht auf den glühenden Eisenblock zu schmettern, den Wild mit schwerer Zange gefaßt hielt und mühsam auf dem Amboß hin und her bewegte, daß bei jedem Schlage das Haus bis in seine Grundfesten erzitterte. Der andere Schmied war mit anderen Eisenblöcken, die an Zangen in der Esse lagen, beschäftigt, und der Handbube ging ab und zu, bald den Kopf des Hammers mit Wasser kühlend, bald die Stange, die zur Schütze führte, auf Anordnung der Schmiede regierend.

Es war jetzt Mitternacht. Wild trat seine Arbeit an den Nachfolger ab und machte sich zum Fortgehen fertig. Die nach dem Gewitter angenehm abgekühlte Nachtluft that seinem erhitzten Körper wohl und stimmte ihn sanfter. Als dann plötzlich Margaretha an seiner Seite stand, zürnte er nicht, sondern faßte sie freundlich bei der Hand.

„Wie, Du bist noch nicht zu Bette?“

„„Es ist mir so bang um's Herz, daß ich nicht schlafen kann. Ich fürchte für Dich, Thomas, für mich, für uns Alle. Mir ist, als ob wir Zwei und die Knaben vor einem Ungeheuer, das in der Nacht mit glühenden Augen hinter uns herkommt, vergebens auf der Flucht seien. Wir hören immer näher und näher das Aufschlagen seiner Füße, das

Schnauben seines Rachens. Schon ist es dicht hinter uns und schlägt die scharfen Krallen in unsere Schultern, und jetzt reißt es uns zusammen, tritt uns nieder und zermalmt uns!'' "

„Wie kommst Du auf diese tollen Gedanken, Frau?"

„„Laß uns hier auf dem Damme in der stillen Nacht auf und niedergehen; daheim würden wir den Schlaf der Kinder stören. Die Sterne scheinen genug, um uns zu sehen. Ein helleres Licht wäre vielleicht zu viel bei den Dingen, die wir uns zu sagen haben.'' "

„Wie soll ich das verstehen?"

„„Ich muß weit ausholen, ich muß auf die Zeit zurückgehen, da wir noch am Donnersberg wohnten, auf dem Dachsweiler Hammer. Der junge Förster, der nachher das blutige Ende nahm, sprach öfters vor in unserem Hause, wenn er gerade des Weges kam. Da er mich, wie es Dein Geschäft mit sich brachte, öfters allein zu Hause traf, da er überdies im Rufe eines leichtfertigen Menschen stand, der an verschiedenen Orten Liebschaften anzettelte: kam auch ich in's Gerede mit ihm, und Du wurdest eifersüchtig — um so eifersüchtiger, weil der Altersunterschied zwischen Dir und mir nicht gering ist, und weil Deine Gemüthsart dazu neigt.'' "

„Störe doch diese alten Geschichten nicht wieder auf!“

„„Höre weiter! Ich gebar einen zweiten Sohn. Er hatte röthliche Haare, wie der Förster. Dies war für Jedermann ein Beweis, daß es nicht Dein, sondern des Försters Sohn sei. Und doch hab' ich nahe Verwandte mit demselben Haar; diese Farbe ist in meiner Familie.““

„Das weiß ich ja. Entschuldige Dich nicht allzu viel, daß mein Verdacht nicht von Neuem erwache. Wenn ich Dich untreu wüßte, Weib, hier mit diesen beiden Händen ergriffe ich Dich und schleuderte Dich in den Teich, wo er am tiefsten ist.“

Er sagte das mit einer vor Zorn bebenden Stimme und ließ die Hand Margarethas fahren, die zitternd von ihm zurückwich. Dann, sich wieder nähernd, fuhr sie fort:

„„Du stelltest den Förster vor Zeugen zur Rede; er gab Dir eine freche, lügnerische Antwort. An demselben Tage kamst Du zu später Stunde verstört nach Hause. Du warst nicht bei der Arbeit gewesen; Niemand hatte Dich in Dachsweiler gesehen. Dies war am Samstag. Sonntag fand man Huber im Schwarzdorfer Wald erschlagen.““

„Wer auch die Hand wieder den Buben erhoben hat, es ist ihm nach Verdienst geschehen.“

„„Das Gerücht beschuldigte Dich. Ein langes, peinliches Verhör wurde mit Dir angestellt; aber Du leugnetest fest. O! es ist mir Alles noch so gegenwärtig, als sei es gestern geschehen. Man führte Dich vor die Leiche: Dein Gesicht zuckte nicht; die Augen schienen wie von Eisen. Niemand hatte Dich im Walde gesehen; ich selbst log zu Deinen Gunsten: Du seiest an jenem Abend daheim gewesen. Da man nicht beweisen konnte, daß es anders war, und da sich plötzlich der Verdacht auf eine andere Person wandte, ließ man Dich schon am Dienstag frei. Mittwochs wurde der Förster begraben. Ganz Dachsweiler ging mit zur Leiche, wir auch. Bevor der Sargdeckel geschlossen wurde, traten einige Leute hinzu, um den Todten noch einmal zu sehen; auch Du standest nicht fern. Da kam die alte Mutter des Försters mit fliegenden grauen Haaren aus der Kammer, schritt in gerader Haltung, wie ein Bild aus Stein, auf Dich zu, reckte die Hand lang aus und sagte: ‚Der hat's gethan!' Alle Umstehenden wurden von Schauder ergriffen; mir ging ein Schwert durch's Herz. Du aber schriest: ‚Führt das Weib hinweg! Sie ist toll geworden.' Man brachte sie fort, der Sarg wurde geschlossen und, da der Pfarrer zu schnellem Aufbruch trieb, setzte sich der

Zug sogleich in Bewegung. Am Grabe rief der Geistliche den Zorn des Himmels herab auf den unbekannten Thäter. Vieler Augen waren auf Dich gerichtet; aber Keiner wagte ein Wort. Du aber gingst noch vor dem Schlußgebet mit wenigen Anderen von dannen.“ “

„Weil ich zur Arbeit mußte.“

„„„Der Mann, auf den sich der Verdacht geworfen hatte, und dem das Gericht nun auf allen Wegen nachspürte, war Wolf, der verruchte Wilddieb. Er hatte dem Förster zu verschiedenen Malen den Tod gedroht, wie viele Zeugen aussagten; er war auch ungefähr zur Zeit, da die That geschah, im Schwarzdorfer Wald gesehen worden. Von Stund' an verließ er die Gegend; alle Nachforschungen nach ihm waren vergeblich. Die bösen Gerüchte kamen leider damit nicht zum Schweigen, und als sich Dir die Gelegenheit bot, hier in Tannenfels eine Stelle zu erhalten, griffst Du mit beiden Händen zu. Leider haben wir unsern Aufenthalt nicht fern genug von Dachsweiler genommen; denn obschon die Leute nichts Näheres wissen, hat sich doch ein unbestimmter böser Ruf an Deine Fersen gehängt, unter dem wir Alle leiden.“ “

„Ich weiß nicht, warum Du mir all' diese wohlbekannten Dinge vorführst, an die zu denken nicht

angenehm ist. Das Schicksal hat uns schwere Wunden beigebracht. Lassen wir sie ausheilen, statt sie neu aufzubrechen."

„„Ich muß Dir Alles genau vor die Augen rücken, damit ich meinen Schluß ziehen kann. Entweder hat die alte Mutter des Försters Recht — was Gott verhüte! — oder der Richter hat Recht, der die Schuld auf Wolf legt, oder er und Du, ihr seid beide betheiligt.""

„Weib, wie kommst Du, nachdem Du zehn Jahre geschwiegen, auf diese argen Gedanken!? Ist es nicht genug, daß die Menschen hier mich mißgünstig ansehen; muß ich jetzt auch noch im eigenen Hause, wo ich allein noch Ruhe fand, den Ankläger treffen?!"

„„Du bist heute mit Wolf im Walde zusammengetroffen; Du hast ihm Geld gegeben? Wofür? Was bist Du ihm schuldig? Der freche Kerl ist am Abend vor meinem Fenster gewesen und hat damit geprahlt.""

„Ha, der Bösewicht! Er treibt mich noch zum Aeußersten. Ich habe ihm Geld gegeben, das ist die Wahrheit. Er drohte mir mit dem rothen Hahn, wenn ich ihm nicht aus der Noth hülfe."

„„Es ist doch sonst nicht Deine Art, Dich einschüchtern zu lassen. Er hat ein Recht auf Dich,

mir sagt es mein Herz, und so lang dieser Mensch in der Gegend weilt, fürcht' ich das Schlimmste.''"

„Ich hoffe, daß er weiter geht und mich ferner nicht belästigt. Thut er's nicht, so wird er seinen Mann an mir finden."

„„O Thomas, warum meidest Du die Kirche und den Beichtstuhl? Es thut so wohl, die Last, die uns drückt, dort abzulegen. Aber der Sonntag ist kein Sonntag für Dich; der fromme Ruf der Glocken erklingt nicht für Dich, und der heilige Sturmwind der Orgel braust nicht in Dein taubes Ohr. Nicht einmal die Erquickung des Gebets wird Dir zu Theil; ich sehe Deine Hände nie gefaltet.''"

„Genug, genug! Horch, es schlägt Eins! Ich bin todmüde, und auch Du wirst der Ruhe bedürfen. Margaretha, wenn Du nicht willst, daß ich mich von Dir lossage und den Rest der Lebensfreude, der mir noch geblieben ist, verliere: so laß ab von diesen Reden! Nichts von den Pfaffen, Nichts von den traurigen Geschichten, die so weit hinter uns liegen! Schlage jeden Verdacht gegen mich nieder, wie auch ich gegen Dich verfahre. Kein Wort, keine Silbe mehr!"

Sie stiegen jetzt still den Felsenpfad hinan, dem Walde zu, der wie eine lange schwarze Bank vor

ihnen lag. Die Fenster ihres Häuschens spiegelten im Lichte des Mondes, der mittlerweile aufgegangen war; aus der Stube gab der Hund freudigen Laut.

In der Nacht hatte der Schmied schwere Träume. Er schrie Wolf an, mit dem er zu ringen glaubte, und knirschte mit den Zähnen; dann fiel er in tiefen Schlaf, und auch Margarethas banges Herz fand Ruhe. Eltern und Kinder schlummerten sanft; ebenso Türk hatte die ehrlichen Augen geschlossen und schlief den Schlaf des Gerechten mit dem Bewußtsein, ein treuer Hüter gewesen zu sein.

Wolf schien die Gegend verlassen zu haben; wenigstens hörte man Nichts mehr von ihm.

Das Leben der Familie Wild floß im Frieden dahin, und der Unsegen, der lang auf ihrem Hause geruht, schien überwunden. Nur noch selten betrat der Hammerschmied den Wald; dagegen gab ihm der Garten, den er schon im Frühling ansehnlich erweitert hatte, in freien Stunden reiche Beschäftigung. Während er der Obstbaumzucht, so weit ihn das rauhe Klima gestattete, oblag, machte sich Margaretha viel mit Blumen zu schaffen. Aus Knollen, die sie dem Gärtner des Grafen Schmittburg verdankte, hatte sie prächtige Dahlien gezogen — eine in Tannenfels bis dahin unbekannte Blume. Die Madonna in der Kirche zu Steinbach konnte sich

freuen über die herrlichen Kränze, die ihr von der Frau und den Kindern des Hammerschmieds geflochten wurden.

Wenn dann Wild und Margaretha gemeinschaftlich in dem Garten arbeiteten, und die Kuh, die jetzt bis zum letzten Pfennig bezahlt war, im Stall ein sanftes Brüllen des Behagens hören ließ, kam auch ein Behagen über die beiden Eheleute. Gegen Abend stellten sich die Knaben, aus der Dorfschule kommend, mit ihren netten Ränzchen — einem Geschenke der jungen Gräfin — ein, aßen ein gutes Stück Schwarzbrot, das die Mutter mit weißem Käse hochgethürmt hatte, und ließen, auf der Gartenmauer sitzend, zur Vesper ihre Geigen erklingen.

Wild konnte dann an einen Gletscher erinnern, der in der Sonne abschmilzt. Ueber das sonst so finstere Gesicht ging ein heiteres Lächeln. Freundlich lud er seine schöne Frau ein, auf der selbstgefertigten Bank mit ihm niederzusitzen, und, den Arm um ihre Schultern gelegt, lauschte er dem Spiel der Söhne.

Die Brüder machten gute Fortschritte in der Schule und brachten immer günstige Zeugnisse. Wenn Aloys flüchtig war, faßte er leichter, als Silvester, so daß sie gleichen Schritt hielten. Auch sorgte die Mutter, ihre häuslichen Arbeiten über-

wachend, stets für gute Vorbereitung. Was Margaretha früher zu lernen versäumt hatte, holte sie in dieser Weise mit den Söhnen nach.

Konnte sie eines guten Buches habhaft werden, so machte es ihr besondere Freude, dem Manne und den Knaben in einer stillen Abendstunde vorzulesen — was freilich nicht gar oft geschah, da sich Wild leicht müde fühlte. Auch die Knaben mußten abwechselnd lesen: nur war ihr Geschmack sehr verschieden. Silvester begehrte Heiligengeschichten, Aloys Abenteuer.

4.

Schlimme Weihnachten.

So kam der Winter, der früh genug in jener rauhen Gegend eintritt. Es hatte viel geschneit, und Thal und Hügel hatten den dicken Teppich übergezogen, der so warm giebt. Auf den Bäumen lagen dicke Kissen von Schnee, und manche Tanne war bis zum Brechen überlastet; aber sie dauerte tapfer aus, so tief auch ihre Aeste niederhingen.

Das Wild mußte sich seine Nahrung mühsam aus dem Schnee herausschaufeln; von den Vögeln kamen viele vor den Wald, um Kostgänger der Menschen zu werden, nachdem sie im Sommer Nichts nach ihnen gefragt hatten. Man sah die Dohlen und Raben in ihren schwarzen Röcken in den befahrenen Wegen umherhüpfen. Der mitleidige Silvester speiste allerlei Winter-Singvögel mit Brosamen, die er aus dem Fenster streute, und das eifersüchtige Spatzenvolk mußte es sich gefallen

lassen, daß noch andere Gäste an ihrem Tisch erschienen.

Was die Hammerschmiede anging, so waren sie mit der Winterkälte wohl zufrieden; denn ihre schwere Arbeit beim Feuer und vor dem Hammer ging jetzt mit weniger Schweiß von Statten. Auch änderten sie ihre Kleidung in der rauhen Jahreszeit nicht; dieselbe bestand, nach wie vor, aus einer groben Leinwandhose, darüber ein langes, ziemlich enges Hemd, dessen Aermel meist halb aufgeschürzt waren; darüber ein Schurzfell, das die Vorderseite des Körpers von der Brust bis über die Kniee schützte; endlich Lederpantoffeln mit zolldicken Holzsohlen und ein alter, runder schwarzer Filzhut mit ganz breitem Rande, der tief in die Stirn gedrückt war.

Bei fleißiger Arbeit kam Weihnachten heran. Margaretha hatte ein stattliches Tannenbäumchen mit rothbackigen Aepfeln, Backwerk, goldpapierenen Sternen und ein paar Wachslichtern ausgeziert. Außerdem sollten die Knaben neue Fiedelbogen, ein Heft Noten und ein Gesangbuch erhalten. Für ihren Mann hatte sie einen dicken Flausrock bestimmt, den er bei den Nachtgängen in der Winterkälte von dem heißen Hammer nach dem fernen Waldhäuschen recht wohl gebrauchen konnte, wogegen Wild bei einem Hausirer ein allerliebstes

Herzchen aus Achat gekauft hatte, das er in einem Schränkchen auf dem Hammer verschlossen hielt. So oft es ihm in die Augen fiel, freute er sich, dasselbe seiner schönen Frau am heiligen Abend um den Hals zu hängen.

Die Schicht unseres Hammerschmieds dauerte an diesem Tage bis Abends sechs Uhr. Seit dem frühsten Morgen schneite es unaufhörlich. Ein scharfer Wind häufte die Flocken zu ganzen Hügeln an und rumorte seltsam in dem leeren Dachstuhl des Hammerwerks. Diese Blüthen des Winters fielen so schwer und dicht durch das hohe Kamin des Hammers nieder, daß sie bis an's Feuer geriethen, wo sie freilich zischend verdampften. Wild und sein Kamerad warfen abwechselnd vermittelst breiter Blechschaufeln gewaltige Holzkohlenstücke in das Feuer. Die Bälge bliesen mit einer Hast, als sollten sie noch diese Nacht Berge von Eisen zusammenschmelzen. Das Heulen des Windes und das Pusten und Stöhnen der auf- und zuklappenden Bälge machten eine wunderliche Musik zusammen. Ein abergläubischer Sinn hätte bei dem Anblick der zwei schwarzen Schmiede inmitten dieses Getöses an zwei Teufel denken können, die mit verwünschten Seelen in hartem Kampfe lägen.

Jetzt mußte der Handbube das Wasserrad, wel-

ches das Gebläse in Bewegung setzte, durch Schließen der betreffenden Schütze hemmen; worauf die Bälge, den letzten Hauch ausstoßend, zusammenfielen, und die flackernden Flammen sich in düstere Gluth verwandelten. In der Feuergrube lag die aus der Massel zusammengeschmolzene rundliche Eisenmasse, welche die zwei Cyklopen nach langer, mühevoller Arbeit mit Stemmeisen und Haken herausholten und auf dem Boden mit Handhämmern der schwersten Art so lange verarbeiteten, bis sie Festigkeit genug besaß, um unter den Großhammer zu kommen. Nachdem die Luppe — so heißt dieser Eisenball — vermittelst der Schleifbahn dahin gebracht und auf den gewaltigen Amboß gehoben war: wurde der Großhammer in Bewegung gesetzt, um den Riesenklos zu strecken und zu gestalten. Als er dann zu erkalten begann, wurde er von Neuem in's Feuer zurückgefahren und das Gebläse wiederum in Thätigkeit gesetzt.

Jetzt trat eine lange Pause in der Arbeit der Schmiede ein. Wilds Kamerad ging nach seiner neben dem Hammer gelegenen Wohnung; er selbst schickte den Handbuben zu dem benachbarten Krämer, da ihm der Tabak ausgegangen war.

Während er nun allein auf der eisernen Platte neben dem Feuer, welche den Schmieden als Bank

diente, saß, begannen wieder Bälge und Wind ihre unheimliche Zwiesprache. Wild hörte ihr eine Zeit lang zu; plötzlich erfaßte den Einsamen ein Schauer. „Was jammerst Du so?“ rief er zum Gebälk empor; „ich habe Dich doch wohl getroffen.“

„„Mit wem sprichst Du da?““ sagte eine heisere Stimme neben ihm, deren Klang dem Schmiede auf den Tod verhaßt war. Ein mit Schnee bedeckter kleiner, untersetzter Mann stand mit übergehängtem Gewehr da: es war Wolf, der Wilderer! Er schüttelte sich und klopfte die Fuchspelzmütze ab. „„Hier ist's ja schön warm,““ fuhr er, als Wild Nichts erwiderte, fort, stellte sein Gewehr in eine dunkle Ecke, zog die alte, zerflickte Joppe, die ihm als Mantel diente, aus und steckte sich, nachdem er auf der eisernen Platte, ganz nahe beim Feuer, Platz genommen hatte, eine Pfeife an.

Wild, der gleich anfangs von dem Sitze aufgesprungen war, ließ ihn gewähren und machte sich, ohne nur den frechen Gesellen anzusehen, im Hammer zu schaffen; er wusch sich Gesicht und Hände in einem Kübel und kleidete sich um; denn es war ja bald Zeit nach Hause zu gehen. Dann trat er dicht vor Wolf und sagte in festem Ton:

„So, nun hast Du Dich gewärmt. Jetzt geh' Deiner Wege!“

„„Ich bin gut hier. Ueberdies hab' ich heut kein anderes Nachtquartier.““

„Du kannst nicht bleiben. Um Sechs geht meine Schicht zu Ende: da kommen zwei meiner Kameraden, die Dich aus dem Hammer werfen, wenn sie Dich finden.“

„„Dann geh' ich mit Dir. Deine Frau hat einen Christbaum zurecht gemacht, wie ich im Vorbeigehen gesehen habe. Vielleicht bekomm' ich auch etwas Schönes beschert — — dafür, daß ich nicht plaudere.““

Er schlug eine freche Lache auf. In der Brust des Schmieds kochte jäher Zorn; seine Fäuste ballten sich.

„Wenn Du Dich unterstehst mit mir zu gehen, so erwürge ich Dich.“

Er legte ihm beide Hände, die schwer und hart wie die Kneipen der Zange, womit er zu hantieren pflegte, waren, an die Kehle. Obschon es Wolf keineswegs an Kraft gebrach, rang er sich doch nur mühsam los. Einige Schritte gegen die Thür zurücktretend, um sich den Rücken frei zu halten, stieß er keuchend die Worte hervor:

„„Sei ruhig! es war nur Spaß. Ich finde

schon Unterkunft auf einem Heuboden. Aber Geld muß ich haben. Dem Waldhüter Fäustle, der am weißen Stein auf mich angelegt, hab' ich den Arm entzwei geschossen. Morgen früh oder diese Nacht noch wird man nach mir suchen. Ich muß hier weg, weit weg, und wenn Du den Beutel nicht aufthust und wenigstens zwanzig Thaler spendirst — auf Conto von der hohen Tanne im Schwarzdorfer Wald, weißt Du? — so kann ich nicht weiter.''"

„Wir sind quitt. Du hast keinen Pfennig mehr von mir zu fordern."

„„Ich weiß es; aber da ich Dich in der Hand habe, bedien' ich mich meines Vortheils. Bringst Du die zwanzig Thaler zusammen, so geh' ich, und Du siehst mich nimmer wieder.""

„Meine Kasse ist leer; aber wenn sie auch voll zum Ueberlaufen wäre, Nichts sollst Du haben, Nichts, Nichts! Es muß ein Ende nehmen zwischen mir und Dir."

„„Das thut es, wenn Du diesmal noch zahlst. Hier im Schränkchen steht Schreibzeug, wie ich sehe. Du stellst unserem Freund Aaron Levi eine Quittung für zwanzig Thaler, zahlbar an Michael Wolf, aus — mit der Kuh als Unterpfand. Er kennt Deine Hand- und Unterschrift. Die Kuh ist

ein schönes Thier; sie ist gut ihre sechzig Thaler werth.""

Wie eine Flamme, schlug bei dieser Rede der wildeste Zorn über das Gesicht des Hammerschmieds. Die Augen rollten, die Zähne knirschten; in der Kehle stockte ihm das Wort. „Verfluchter!" kreischte er endlich auf, „so lange Du lebst, ist keine Ruhe für mich. Fahre denn zum Teufel!"

Mit diesen Worten stürzte er auf den Wilderer los, streckte ihn mit einem Faustschlage, der ihm den Schädel wie Glas zersprengte, zu Boden und schleuderte den zuckenden Körper in das Hammerfeuer. Einen Augenblick sah man noch einen Arm und einen Fuß aus der Flamme auftauchen, um sogleich wieder in die Glut zu sinken. Wild schickte ihm die Mütze und die Joppe nach, schüttete neue Kohlen auf und verstärkte, den Schützenbaum weiter herabziehend, den Hauch der Blasbälge. In weniger als fünf Minuten war der Wilderer zu einer Handvoll Staub verbrannt.

Der Schmied hatte, noch eh' er die Kleidungsstücke in die Glut warf, wohl nachgesehen: er stand allein im Hammer; es war Niemand eingetreten, weder vorn durch die Hauptthür, noch hinten durch das Pförtchen, das nach dem Wasser-

werk führte. Diese That wenigstens war ohne Zeugen geschehen.

Erschöpft, wie von der schwersten Arbeit, saß er auf der eisernen Bank neben der Esse und starrte in die Flammen, die, wie böse Geister, hin und her fuhren, sich verschlangen und wieder ausspieen, und in taumelnder Bewegung um den eingelegten Eisenblock tanzten.

Erst jetzt bemerkte er, daß seine Hand blutete. Als er Wolf packte, hatte ihn Dieser in den Finger gebissen. Er legte Zunder auf und wickelte einen Lappen um den Finger; aber die Wunde wollte nicht schließen.

Endlich trat der Handbube mit dem Tabak in den Hammer; der Schmied zuckte doch ein wenig, als die Tritte kamen. Warum lief der Bube auch so hastig?

„Meister, ich habe mich verspätet. Da ich zu dem Krämer kam, fand ich Alles verschlossen. Aus dem Küchenfenster sagte mir die Magd, der Sohn sei im Wald beim Holzfällen von einem Baum erschlagen worden und liege todt in der Kammer. Da lief ich in's obere Dorf zu dem Juden Nausel."

„„Gib her!""

„Aber Ihr seht so verstört aus, und Eure Hand blutet.“

„„Es ist Nichts, gar Nichts.““

Mittlerweile war es sechs Uhr geworden, und die Schmiede, welche die nächste Schicht hatten, stellten sich mit ihrem Handbuben ein.

„Starkes Feuer,“ sagte einer derselben zu Wild. Dieser eilte zum Schützenbaum und stieß ihn mehr, als nöthig war, zurück. Die Schmiede sahen einander befremdet an.

Wild griff nach seinem Hute, warf noch einen langen, schweren Blick in's Feuer und ging.

Mir war es, sagte er zu sich selbst, als ob wieder ein Fuß hervorsähe; aber es ist ja nicht möglich.

Einige Schritte vor dem Hammer fiel ihm ein, daß dort noch Wolfs Gewehr stehe. Sollte er umkehren und es holen? Sollte er es später thun, etwa in der Nacht vom ersten zum zweiten Weihnachtstage, wenn die Arbeit ruhte? Doch der Hammer wurde, das wußte er, von dem Handbuben der neuen Schicht der bevorstehenden Feiertage wegen sorgfältig gekehrt und aufgeräumt: da mußte sich die Waffe finden.

Erstaunt sah Wilds Handbube, der noch eine Strecke mit ihm ging, den Meister in Schnee und Kälte unentschlossen stehen.

Wild mußte das Gewehr gleich holen: es blieb ihm keine andere Wahl. Vielleicht bemerkte man auch nicht, was er aus der dunklen Ecke nahm.

Aber die Schmiede hatten, als er so unerwartet kam, ein Auge auf ihn, so daß ihm Nichts übrig blieb, als das Gewehr auf ihre Frage für sein eigenes auszugeben. Es war nur gut, daß sie seine Waffen nicht kannten; denn der menschenscheue Mann verkehrte mit ihnen außer dem Hammer gar nicht.

Der Wind hatte sich, als Wild allein nach seiner Wohnung zurückkehrte, gelegt und ein sternenheller Himmel stand über der Landschaft, die in ihrer frischen Schneehülle seltsam verändert aussah. Der Damm, auf dem der Weg des Schmieds eine gute Strecke weit führte, dünkte ihm ein einziges, langes Grab; die schwerbelasteten Erlen am Teich ließen ihre Aeste, wie Trauerweiden, hängen. Die Erdhaufen in den Feldern, die breite, niedrige Kohlenscheuer unweit des Hammerwerks und weiterhin ein paar dachförmige Hügel, sie alle erschienen als kleine und große weiße Gräber.

Jetzt tauchte die Mondsichel hinter dem Dorf empor und erhöhte die unheimliche Helle der Nacht; wie aus Silber gesponnen, strahlte das Todtenkleid der Natur.

Der Schmied zwinkte mit den Augen gegen den Mond. „Er sieht zwar scharf,“ sagte er in sich hinein, „aber er hat keine Zunge, um zu plaudern.“

Durch den starken Wasserverbrauch im Teich fing die Eisdecke an sich zu senken und ließ zerspringend einen langen klagenden Ton hören. „Du brauchst nicht zu wimmern!“ schalt Wild in den Teich hinein. „Hätt' ich Dir nicht geholfen, Du wärst morgen oder übermorgen auf andere Manier dem Teufel verfallen.“

Die schwarzen Gedankenvögel, die den einsamen Nachtgänger umschwärmten, flatterten fort oder zogen sich wenigstens zurück, als ihm das helle Fenster in seinem Hause in's Auge fiel. Von dem Hügel, den er, den Teich verlassend, ersteigen mußte, schimmerte es traulich zu ihm hernieder.

Er mußte jetzt einen Felsenpfad, der den Rand eines tiefausgehöhlten Steinbruchs entlang führte, ersteigen. Hier pflegte er in dunklen Nächten eine kleine Handlaterne anzuzünden; man konnte dann von oben das Licht die wilde Felsentreppe heraufkommen sehen. Heute, in der mondhellen Schneelandschaft, hätte er das Anzünden der Laterne unterlassen können, zumal da der Pfad von den Holzhauern, die am Abend aus dem Walde gekommen, wohl betreten war; aber er zog es doch

vor, das Licht anzustecken. Er fühlte sich so weniger allein; auch war es ein Signal für die Seinen, daß er käme.

Plötzlich bemerkte er einen langen, schwarzen Schatten, der, weil er die Laterne in der Rechten trug, links neben ihm herlief. „Was willst Du?" rief er den Schatten an. „Ah, Du forderst Dein Gewehr?"

Damit hing er die Flinte ab und schleuderte sie in den Abgrund.

„Da kannst Du sie holen, wenn Du Lust hast."

Wie er näher an sein Haus kam, sah er hinter dem Fenster den kleinen Christbaum im vollen Lichterglanze.

Als er in die Stube trat, empfing ihn ein von Aloys' Geige begleiteter Gesang seiner Frau und Silvesters, die Beide schöne Stimmen hatten. Die Worte lauteten:

O Du fröhliche,
O Du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren;
Christ ist geboren:
Freue Dich, freue Dich, o Christenheit!

Der Schmied, der gewöhnlich in der Stube den Hut aufhatte, zog ihn, von einer frommen Stim-

mung angewandelt, ab und stand still, bis das Lied zu Ende war.

Die kleinen Geschenke, die Margaretha ihrem Mann und ihren Knaben bereitet hatte, lagen, von einem Tuch überdeckt, um den Baum. Jetzt zog sie dasselbe weg, und die Knaben stießen bei dem Anblick der neuen Fiedelbogen ein Freudengeschrei aus. Da sich auch ein gutes Stück Kolophonium vorfand, begannen sie sofort die Bogen zu bestreichen und ließen dann — nach Aloys' Ausdruck — „die Nachtigallen singen", welche heute besser, als je, bei Stimme zu sein schienen.

Der Schmied empfand trotz seiner großen Aufregung ein Gefühl der Rührung, als er den Flausrock gewahrte, dessen Anschaffung seiner Frau nur bei äußerster Sparsamkeit möglich gewesen war, und hing ihr das Herzchen von Achat, das er schon den ganzen Tag über in der Tasche getragen hatte, um. Wie Margaretha den hellblauen, halb durchsichtigen Stein in die Hand nahm, bemerkte sie zu ihrem Schrecken einen frischen Blutfleck daran.

„O weh, das ist ein böses Vorzeichen!"

„„Ich habe mich in die Hand geschnitten. Was kann das Schlimmes bedeuten?""

„Geht es tief? Zeige her!"

Der Schmied ließ die Wunde nicht sehen, da sie wenig nach einem Schnitte aussah.

„Du bist so bleich. Ist Dir nicht wohl?"

„„Doch, doch! Die anstrengende Arbeit —. Hörst Du draußen nicht Stimmen und Tritte? Schweigt doch mit Eurem verwünschten Geigen, daß man horchen kann!""

„Es sind Holzhauer, die sich bei der Arbeit verspätet haben."

„„Jetzt pocht es an die Hausthür!""

„Es wird sich Einer Feuer für seine Pfeife holen. Oder sollte es gar Wolf sein!"

Man trug den Waldhüter mit dem zerschossenen Arme auf einer aus Baumästen geflochtenen Bahre vorüber. Die Holzhauer hatten ihn halbtodt vor Blutverlust und Kälte im Schnee liegend gefunden. Einer der Männer begehrte von Margaretha eine warme Decke für ihn, die sie gerne gab.

Der Schmied blieb regungslos in der Stube hinter dem Tische sitzen.

Am Weihnachtsmorgen, als Margaretha mit den beiden Knaben nach der Kirche zu Steinbach, die eine gute Stunde weit von Tannenfels lag, gegangen war, erschienen plötzlich bewaffnete Männer vor Wilds Hütte. Es war der Friedensrichter mit

dem Gerichtsschreiber und zwei Polizeidienern, denen sich einige Forstleute angeschlossen hatten.

Wie es wohl geschieht, daß der Waidmann einen Hirsch verfolgt und statt dessen ein Reh aufstört, so ging es auch hier. Die Männer suchten nach Wolf, gegen den der verwundete Waldhüter ausgesagt hatte, und siehe da! ein anderer Verbrecher fiel ihnen in die Hände.

Wild wurde in seiner Wohnung einem Verhör unterzogen; es spann sich ein immer engeres Netz um ihn, dem er sich nicht zu entwinden vermochte. Man hatte Wolf zu einer Zeit nach dem Hammer schleichen sehen, da Wild sich allein darin befand; es war dort der Deckel seiner Pfeife, den ein Holzhauer erkannte, gefunden worden. Die Hammerschmiede von der letzten Schicht vor Mitternacht hatten von der Flinte berichtet, die Wild vor ihnen für die seine ausgegeben, und die jetzt in dem Steinbruch vorgefunden und als die Waffe des Wilderers erkannt worden war. Weiteren Verdacht erregte die Aufregung, worin der Handbube den Schmied im Hammer getroffen hatte, sowie die Bißwunde an seinem Finger und sein ungeschicktes, widerspruchvolles Leugnen. Schließlich gerieth Wild in eine solche Verwirrung, daß er plötzlich,

gegen alle Erwartung, ein vollständiges Bekenntniß seiner That ablegte.

Ueber die Gründe befragt, warum er Wolf getödtet habe, mußte er auf die alten Vorgänge in Dachsweiler zurückgreifen, und die bisher unerklärt gebliebene Ermordung des dortigen Försters erhielt jetzt auf einmal unerwartetes Licht. Dem jungen Beamten, der — scharfsinnig, wie er war — so leichten Schrittes von Entdeckung zu Entdeckung eilte, blitzten die Augen vor Freude über seine Erfolge. Zugleich fühlte er aber doch auch Mitleid mit dem Schmiede, der sich — einmal mürbe geworden — fast mit der Offenheit eines Kindes in seine Hände gab und, die Last eines langen Schweigens von sich abwerfend, unumwunden ein zweites Verbrechen gestand, das, wenn das erste nicht ausreichte, ihn auf das Blutgerüst bringen mußte.

Der Richter hatte schon früher von dem Landrathe des Kreises Notizen über Wild erhalten; er wußte, daß Derselbe in Untersuchung gewesen war, weil jener Dachsweiler Förster als sein Nebenbuhler und Feind galt, daß dann aber der Verdacht auf Wolf, den bloßen Zeugen des Mords, gefallen war. Wenn man die That des Schmieds als Sühne für die geschädigte Familienehre be-

trachtete, ließ sich vielleicht noch Rettung vom Henkertod für ihn ermöglichen; aber er stellte hartnäckig jede Untreue seiner Frau, ja selbst den Schein der Untreue in Abrede; dies war der einzige Punkt, worin er sich nicht offen zeigte. Dabei blieb es unklar, ob er an ihre Schuld nicht glaubte oder nicht glauben wollte. Vielleicht war Beides zugleich der Fall.

Er schloß dann seine Geständnisse mit den Worten: „Ich bin ein alter Soldat, der bei Wagram und an der Moskwa gefochten und auf Ehre hält. Den Förster hab' ich erschossen, weil er so frech war, sich der Gunst meiner Frau zu rühmen. Warum ich den Wilderer hingeliefert, ist Ihnen ebenfalls bekannt geworden. Reicht man dem Teufel die eine Hand, so nimmt er gleich alle zwei. Ich fürchte den Tod nicht, dem ich in so vielen Gefechten und Schlachten in's Auge geschaut habe. Was ich allein fürchte, ist der Schimpf der Hinrichtung; den wird Thomas Wild, Sergeant im Regiment König von Rom, nicht auf sich nehmen."

Der Friedensrichter befahl, ihm die Handschellen anzulegen und ihn abzuführen.

Bei dem Worte „Handschellen" zuckte Wild zusammen. Dann sagte er in halb scherzendem Tone:

„Da ich weiß, daß im Gefängniß kein Tabak gereicht wird, will ich mir doch ein Päckchen einstecken.“

Man ließ ihn, da das Haus umstellt war, allein in die Kammer gehen, deren Thür er nur beilehnte. Bald vernahm man von dort einen Schuß und unmittelbar darauf einen Schlag, als ob Jemand zu Boden gestürzt sei. Gleich einer vom Sturm niedergeworfenen Eiche, lag Wild in der Kammer; neben ihm seine Pistole. Er hatte mit fester Hand das Rohr mitten in den Mund geführt; vier kaum sichtbare Sprünge in der Ober- und Unterlippe, die wie Strahlen auseinandergingen, waren die einzigen Wunden, die sich zeigten. Gerade ausgestreckt lag der alte Soldat auf dem Rücken, mit ruhig festem Ausdruck in dem trotzigen Gesichte.

An der Bettstatt las man in Kreideschrift: Lebe wohl!

Die Frau aber, an welche dies Abschiedswort gerichtet war, kniete in dem Augenblick, da ihr Mann endete, kein Unheil ahnend, in der Kirche zu Steinbach im brünstigen Gebete nieder, und von der Empore klangen wieder, als Begleiter der Orgel, Aloys' und Silvesters Geigen, welche die

beiden Knaben zur Verherrlichung des hohen Festes mit kalten Fingern, aber warmen Herzen, fröhlicher als jemals, spielten. Es ging „so glatt und fein" mit den neuen Fiedelbogen.

Zweites Buch.

1.

Im „heiligen“ Land Tyrol.

Wir sind zwei Fußreisende, Du, mein lieber Leser, und ich, der Schreiber dieser Geschichte. Wir wallfahrten durch das „heilige“ Land Tyrol, nicht, um irgend einer wunderthätigen Madonna, etwa der Maria vom Schnee, oder der von den sieben Schmerzen, oder der vom Berg Karmel unsere Aufwartung zu machen, sondern, um der erhabenen Schönheit jenes Landes unsere Andacht darzubringen.

Von der staubigen Landstraße, die dem reißenden Wasser des Inn folgt, abbiegend, suchen wir ein stilles Seitenthal zu gewinnen und steigen bald an einem Wildbach, der die echte graue Farbe des Gletscherwassers hat, einen schmalen, höckerigen Weg hinauf. Es ist ein warmer Septembertag. Die Landleute sind in den Wiesen zu beiden Seiten des Bachs mit Mähen beschäftigt. Wir erkennen

die Bäuerin, welcher das Gut gehört, an dem schwarzen Spitzhut, den sie niemals ablegt, während der Hut der barhäuptigen Mägde in der Kiste auf den Sonntag warten muß.

Ein großes, mit Rasen überkleidetes Erdstück, welches von der Bergwand herabgeglitten ist, trägt Ahornbäume in reizenden Gruppen, deren Blätter der Herbst schon in seine Goldfarbe getaucht hat. An den flach und weit überdachten Häusern der Dörfer und Gehöfte steigen vielverzweigt alte, mächtige Reben empor und prangen mit großbeerigen blauen Trauben. Wilde Bergschluchten sind mit Kastanienwäldern ausgefüllt. Es ist ein gutes Weinjahr: da gedeiht auch diese Stachelfrucht; alle Aeste sind damit beschwert; manche ist ungeduldig vom Baume gesprungen und schaut glänzend braun aus dem geöffneten grünen Mantel hervor.

Die Maisfelder haben aufgehört; hier und da sieht man noch ein Fleckchen mit gelbem Korn. Ueberall sonst Matten, Baumgruppen, Felsen, Wasserstürze und — oft gerade an der freundlichsten Stelle — die flachen, vielfensterigen Holzhäuser mit ringsum laufenden Balkonen. Wir glauben in einem Park zu sein, von der Meisterin Natur nach riesigen Maßen angelegt. Dieses Grün,

welch eine Erquickung für das Auge! Diese Luft, welch ein Labetrunk für die Brust! Und auch das Ohr findet seine Rechnung. In welche süße Träumereien versetzt uns nicht das Rauschen und Tosen der Wasser im Thalgrunde, das melodische Geläut der Glocken am Halse des weidenden Viehs auf der Höhe!

Die himmelansteigenden Berge tragen Gürtel von Tannenwäldern; darüber erscheinen die grünen Flecke der Alpenweiden. Wie klein ist doch die Sennhütte, deren Dach dort oben glänzt! Und das Vieh, das sie umgeht — nur das schärfste, geübteste Auge kann es als winzig kleine, helle Punkte auf den Matten unterscheiden.

Darüber steigt der nackte Kalkfels in schroffen Zacken empor. Eine Riesenschlacht ist hier vor Jahrtausenden geschlagen worden; die kämpfenden Ungethüme stehen, in Stein verwandelt, noch immer drohend, umher. Seltsame Höhlen und Löcher durchbrechen die hellgrauen Wandungen. Weiße Flecken verrathen uns die Stellen, wo die Adler horsten — und jetzt schwebt einer, in stolzem Fluge sich wiegend, zu uns nieder!

In diesen hohen Regionen, am Rande zwischen lebendiger und todter Natur, haust auch die Gemse,

zu deren Jagd der Mann in der grauen Joppe dort emporsteigt.

Zwei jener Felsengestalten lassen eine tiefe Kluft zwischen sich offen; überrascht sehen wir durch den Einschnitt ein sonnenbeglänztes Schneegebirge. Es ist der Fürst im Hermelinmantel, der feierlich ernste König dieser Gebirgswelt. Majestät, wir grüßen! So viele Throne auch fallen mögen, der Deine wird ewig steh'n.

Wir sind nicht ermüdet — wer kann auch in dieser Luft ermüden? — aber Hunger und Durst haben sich eingestellt. Nach einiger Mühe gelingt es, uns mit dem Hirtenbuben am Wege zu verständigen. Er ist, sein lustiges Jodeln unterbrechend, zu uns herab gesprungen. Sein Kauderwelsch, in Deutsch übersetzt, heißt: Ein Wirthshaus ist nicht in der Nähe, wohl aber eine Mühle: da wohnt eine Wittwe, die gern ein Glas Milch und ein dickgestrichenes Butterbrot spendet; denn sie ist reich und barmherzig.

Wir öffnen ein Gitterthor und steigen einen Fußpfad hinauf. Rothe Kühe, wie sie in Tyrol fast überall in Brauch sind, eine prächtiger wie die andere, lagern oder weiden umher. Die letzte derselben müssen wir aus unserem Weg treiben; aber sie ist gutmüthig und geht gern bei Seite.

Zu rechter Hand, jenseit der eingehegten Matte, arbeitet eine Schneidemühle mit rasender Schnelligkeit. Die Massen der kunstreich übereinander geschichteten Bretter und die Berge von Baumklötzen, die noch der Säge entgegen sehen, verkünden ein blühendes Geschäft. Das Wasser, das aus der Mahlmühle hervorstürzt, muß wenige Schritte weiter unten das Rad drehen, durch das die Säge ihre Bewegung erhält, und leistet so doppelte Arbeit. Da kürzlich viel Regen gefallen, ist es so stark, daß es die zehnfache Arbeit spielend bewältigen könnte. Jetzt gerade sehen wir es von dem Rade abgelenkt, weil sie auf der Sägemühle Feierabend machen, und es wirft sich mit wildem Getöse in das Bette des Mühlbachs hinab, als ob es Fels und Berg zerschmettern wollte.

Die Mahlmühle steht quer über dem engen Thal — ein stattliches Gebäude, dessen weißgetünchte Vorderseite weit in das Thal hinabsieht. Vor dem Wohnhaus prangen zwei durch eine Bank verbundene Nußbäume, die sich ähnlich sehen, wie Zwillinge — gewaltige Riesen mit hundert Armen, auf denen das Taubenvolk der Mühle sein Spiel treibt. An beiden Stämmen hängen Heiligenbilder, die mit frischen Astern besteckt sind, und rechts erhebt sich eine weißgetünchte Capelle, worin ein ewiges Lämp-

chen und, über dem Altar, eine reichaufgeputzte Madonna durch die offene Thür sichtbar werden.

Links, über dem Wassersturz, zum Theil auf eingerammten Pfählen stehend, schwebt ein Gärtchen, das sich auch an heißen Tagen der Kühlung erfreut. Von da geht der Blick den Bach hinab und thalaufwärts, wo in dem von Erlen umschatteten Mühlteich zwei majestätische Schwäne ihre Furchen ziehen.

Hier sitzt im schwarzen Tuchrock und mit schwarzer Haube eine schöne blasse Frau in mittleren Jahren, und aus dem offenen Fenster klingt eine Violine. Wer ist die Frau und wer der Geiger? Der Hund, der zu ihren Füßen liegt, fährt bellend auf, als wir kommen. Sie schaut empor, und in dem Fenster zeigt sich ein Kopf mit rothen Haaren. Siehe da, Margaretha und Aloys!

Auf einem Hammerwerk des Hunsrück haben wir sie verlassen; in einer Mühle Tyrols finden wir sie wieder — ein wunderbarer Wechsel, der sich doch ganz einfach erklärt.

Es wird dem Leser noch unvergessen sein, daß Margaretha in Tyrol, der Heimath ihres Vaters, vermögende Verwandte besaß, die sie vergeblich um Unterstützung für Silvester angerufen hatte. Diese Verwandten: ein Müller und sein Sohn, waren,

Jener durch Krankheit, Dieser durch einen Sturz vom Wagen, plötzlich hinweggerafft worden, und Margaretha als nächste einzige Erbin ganz unerwartet in einen Besitz eingetreten, der zu den schönsten der ganzen Gegend gehörte. Wenige Tage nach dem jähen Tode ihres Mannes, als Schande und Elend, wie eine Sturmfluth, über sie gekommen waren, langte das amtliche Schreiben aus Tyrol an, das sie plötzlich zu Wohlhabenheit und Ansehn erhob.

Der schwarze Schatten des Verbrechens, der die Familie Wild von Dachsweiler nach Tannenfels begleitet hatte, ging glücklicher Weise nicht mit nach dem fernen Lande. Margaretha erschien in ihren Papieren einfach als die Wittwe des Hammerschmieds Wild, und weder sie noch die Knaben hatten Ursache, den Schleier zu lüften.

Als eine strebsame Frau, die schon früher Manches für ihre Bildung gethan hatte, fand sie sich merkwürdig schnell in ihrer neuen Stellung zurecht. Freilich konnte der Glanz derselben die quälenden Gedanken, welche in ihrer Brust wohnten, nicht zu vollem Schweigen bringen; wenigstens suchte sie dieselben durch reichliche Uebung frommer Werke zu beschwichtigen.

Von den Knaben kam natürlich der leichtsinnige Aloys am Schnellsten weg über den Schrecken und die Schmach der Tannenfelser Vorgänge, während sie von der tiefgründenden, weichen Natur Silvesters fast wie eigene Verbrechen empfunden wurden. Gleich der Mutter, wollte auch er die schwere Schuld, die an der Familie haftete, abbüßen, und trug sich eine Zeit lang mit dem Gedanken, sein junges Leben in einem strengen Kloster zu begraben. Aber die Mönche, welche jene Gegend Tyrols häufig durchzogen und gern bei seiner gastlichen Mutter vorsprachen, machten mit ihrer Rohheit und Begehrlichkeit auf den zartfühlenden Knaben einen so widerwärtigen Eindruck, daß er auf seinen ersten Entschluß, Pfarrer zu werden, zurückkam, und dies entsprach ja auch dem langgehegten Wunsche der Mutter.

Silvester und Aloys wurden bald nach ihrer Ankunft in Tyrol zur ersten Communion zugelassen. Sie übertrafen ihre Mitconfirmanden aus der Gemeinde Kroxen, zu welcher die Mühle gehörte, weit an Verständniß und Bildung, nicht allein, weil sie um einige Jahre älter waren, sondern auch weit besseren Unterricht genossen hatten.

Am Tage vor der Feier gingen die Kinder zur

Beichte — eine mechanische, mit Gleichgültigkeit verrichtete Uebung für Viele, für Silvester eine Handlung, die sein zartes Gewissen beängstigte; denn er dachte mit Bangen der rauhen Drohung des Geistlichen, daß, wer eine Sünde verschweige, dem Teufel Zutritt zu seinem Herzen gebe. Am späten Abend fand er sich noch einmal bei Kupfer, dem Pastor, ein, weil ihm noch eine Sünde beigefallen sei; aber Dieser wies ihn lachend zurück mit den Worten: Diese und die anderen Sünden, die ihm etwa noch bis zur Communion einfallen würden, seien mit in die Vergebung eingeschlossen.

Im Uebrigen verbrachten die beiden Knaben jenen Abend mit der Mutter in Gebet unter frommen Gesprächen und Absingen geistlicher Lieder. Silvester war von dem Gedanken durchglüht, daß sich am folgenden Tage der Heiland mit ihm vereinigen werde. Als er zu Bette gegangen, fand sein Auge lange keinen Schlaf. Und doch war es eine selige Nacht, und die klare Mondsichel, die vor seinem Fenster stand, erschien ihm als ein Himmelsbote, der ihm das reinste Glück verkündete.

Der folgende Tag war eine Feier für ganz Kroxen. Viele Häuser hatte man, da es noch kein anderes Grün gab, mit blühenden Sahlweiden und Stechpalmen oder auch mit ausgehängten Heiligen=

bildern verziert, und die Kirche trug ähnlichen Schmuck. Unter dem Läuten der Glocken zogen die Kinder — die Knaben in dunkeln Kleidern mit Sträußen an der Brust, die Mädchen weiß mit Kränzen aus künstlichen Rosen im Haar — mit Kirchenfahnen und Kreuzen durch die Menge, welche, von nah und fern herbeigeströmt, Spalier bildete. Jeder Confirmand hatte ein jüngeres Kind als Pathe oder „Engel" mit brennender Kerze zur Seite; daher auch die Confirmandinnen sehr besorgt waren, von den ungeschickten Engelchen mit Wachs beträufelt zu werden.

Die Kirche stand gedrängt voll, so daß, als die Kinder ihren Umzug um den Altar hielten, sich mancher Hals vergeblich reckte, um sie zu sehen. Der feierlichen Messe ging eine Ansprache Kupfers, die auf den Tag Bezug nahm, voraus. Nach dem Credo umringten die Confirmanden den Altar, und Silvester sagte mit bebender Stimme die erste Hälfte des Glaubensbekenntnisses, ein Mädchen mit geläufig gleichgültiger Zunge die zweite. Sämmtliche Kinder bekräftigten das Treugelübde, das sie ihrer Kirche darbrachten, mit feierlichem Schwur und sprachen die Verdammung aller Irrlehren aus — die ihnen natürlich so unbekannt waren, wie Zoroaster und Confucius.

Die Messe, mit Orgel und Gesang, nahm ihren weiteren Verlauf, und von Neuem erhoben sich die Confirmanden zur Communion. Silvester war so berauscht von heiligen Gefühlen, daß er von der trivialen, ausdruckslosen Rede Kupfers Wenig oder Nichts vernahm. Ein Schauer ergriff ihn, als er mit Aloys niederkniete, um die Hostie zu empfangen. Dieser mußte ihn anstoßen, damit er aufstünde; denn schon waren die zwei Folgenden dicht hinter ihnen.

Fast kam es dem frommen Knaben als eine Entheiligung vor, als er, nach Hause zurückgekehrt, sich mit Mutter und Bruder an eine reichbesetzte Tafel setzen und mit demselben Munde, der den Leib des Herrn empfangen, irdische Speise genießen sollte.

Ein wahrer Abscheu erfaßte ihn vor der Rohheit eines Mitconfirmanden, welcher kam, um ihn zum Nachmittagsgottesdienste abzuholen.

„Nun, Sepperl,“ sagte Margaretha zu dem achtjährigen Knaben, „Du bist jetzt auch in die Christengemeinde aufgenommen.“

„„Christeng'meind? weiß nit, wos damit g'meint ist; aber eine Oblaten hoben's mir auf die Zungen g'legt.““

Abends gingen die meisten Erstcommunicanten

mit ihren Eltern in's Wirthshaus, und da den Kindern von allen Seiten glückwünschend zugetrunken wurde, endigten viele den heiligen Tag mit einem Rausche. Das Herz blutete dem guten Silvester, als er am späten Abend das wüste Geschrei der Vorübergehenden vernahm, und er gelobte sich in seinem Herzen, einst als treuer Seelenhirt solchem Unfug zu steuern.

Aber bis zum Priester war noch ein weiter Weg, und er wußte noch kein „sterbendes Wörtchen Latein.“ So trat er denn in Unterricht bei Kupfer, dem diese Sprache vom Munde floß, wie Honig — wenn auch sein Honig wenig nach Cicero schmeckte — und machte bei großem Fleiß und Eifer die besten Fortschritte.

Aloys sollte Müller werden; Nichts in der Welt schien natürlicher. Es mußte doch einer der Söhne das schöne Anwesen, das die Bäcker und Hausfrauen der Gegend mit Mehl und die Tischler und Bauleute mit Brettern versorgte, übernehmen. Zur Mühle gehörten überdies noch zwei Senten auf hoher Alp mit achtzig Kühen, so daß auch der Viehhandel und die Käserei beträchtlich waren. All dies Besitzthum sollte nach der Mutter Tode Aloys zufallen, Silvester aber mit Geld entschädigt werden. Der Junge dünkte sich wie ein König, und

wenn er barhaupt an seines ehrbaren Bruders Seite zum Pfarrer in die Stunde ging — denn auch er sollte als Kroxener Honoratior etwas Latein lernen und überhaupt sich weiter ausbilden — schritt er so stolz einher, als ob der Thurm rother Haare auf seinem Haupte eine aus Goldfäden gesponnene Krone sei.

Pfarrer Kupfer war ein guter, gemüthlicher Mann, der sich allgemeiner Schätzung erfreute. Sein Ansehen als Priester stand hoch im Dorfe; besonders rechnete man es ihm als Verdienst an, daß unter seinem Hirtenamte noch kein Hagelwetter über Kroxen losgebrochen war. Unter seinem Vorgänger, der „nicht kräftig beten konnte," war dies zweimal der Fall gewesen; auch hatte sich Derselbe wegen dieses Mangels schwere Mißhandlungen von Seiten einiger kecken Burschen zugezogen, die ihm in seinem Garten, durch den der Weg nach dem Pfarrhause ging, in der Dunkelheit auflauerten. Er war deshalb um seine Versetzung eingekommen.

Auch Kupfer befand sich einmal trotz seiner Beliebtheit in ähnlicher Gefahr. Er saß bei Margaretha vor einer Flasche auserlesenen Veltliners, als gerade ein schweres Wetter aufzog. Die Bauern wollten in die Kirche, um zu läuten, und fanden

den Schlüssel nicht, der sich in des abwesenden Pfarrers Tasche befand. Ergrimmt drohten sie mit noch schlimmeren Prügeln, als sie der Vorgänger genossen hatte; aber sie besänftigten sich dann, als die dunkelgraue Wolke vorüberging, und die Eisgeschosse auf ein Nachbardorf fielen. „Er hat mit der frommen Müllerin für uns gebetet," sagten sie, und Kupfer hütete sich wohl, diesen Wahn zu zerstören.

Da der Pastor mittheilsamer Natur war und die Jugend liebte, würde er wahrscheinlich keinen üblen Lehrer für Aloys und Silvester abgegeben haben; aber es fehlten ihm, von seinem mittelalterlichen Latein abgesehen, die Kenntnisse. Er hatte seiner Zeit wenig Früchte bei dürftigem Unterricht und geringer Begabung aufgespeichert, und seitdem war der Mäusefraß hineingekommen. In der Geschichte z. B. hatte ihn das Gymnasium nur bis zur französischen Revolution geführt. Da nun aber das Handbuch, dessen er sich in den Stunden mit den beiden Knaben bediente, bis zur Rückgabe Tyrols an Oesterreich im Jahr 1814 lief: wagte er sich, freilich auf sehr unsicheren Füßen, so viel weiter und kam einmal über das andere Mal zu Fall, weil Aloys, der daheim ein ausführliches Geschichtswerk las, ihn beständig auf's Glatteis führte.

Am Schwächsten war er in der Naturgeschichte. Dabei hatte er die seltsame Gewohnheit, jedes fremde Thier Insect zu nennen. Den Elephanten z. B. bezeichnete er als ein „mächtig großes, merkwürdiges Insect.“

Kupfer mochte ein angehender Fünfziger sein. Zwei dicke, glattrasirte, hochrothe Wangen, in denen kohlschwarze Aeuglein wie Glasperlen glänzten, eine dicke Nase, ein Tripelkinn, ein wohlgepolstertes Bäuchlein und die stets glänzenden Kniestiefel gaben ihm ein ungemein heiteres Aussehen. So wenig Aloys zeichnen konnte, diesen Vorwurf ließ er sich nicht entgehen. Eines Tages sah man einen Kreideumriß auf der Schultafel, der Kupfer im Profil darstellte mit einer Nase in Runkelrübenform und einem Wanst, der bis zu den Knieen reichte. Den starkgestielten Regenschirm, ohne den er als ein echter Tyroler niemals ausging, in der Rechten, den breitrandigen Hut, welchen er, um das Haupt kühl zu halten, selten aufsetzte, in der Linken, kam er daher; man konnte ihn trotz aller Uebertreibung nicht verkennen.

Darunter standen die Worte:

„Auch ein merkwürdiges Insect!

Schon hörte man Kupfers Wackelschritt in der Hausflur — er litt an Podagra und trat auf, als

ob er gläserne Füße hätte — als Silvestèr, über die Verspottung des Herrn Pastors entrüstet, noch zur rechten Zeit mit dem Schwamm über die Zeichnung fuhr.

Den Haushalt besorgte dem Pfarrer seit einigen Jahren eine verwittwete, kinderlose Schwester, mit welcher er in schönster Eintracht lebte. Sie kochte vortrefflich; aber der gute Tisch, den sie führte, gab ihr keine Fülle, so viel fette Bissen ihr auch der Bruder zuschob. Darum pflegte auch Kupfer zu sagen: Wir Geschwister bilden zusammen einen Zehner: sie ist die schmale Eins und ich die runde Null.

Eines Tages, da Aloys einen langen Nachmittag im Pfarrhause Arrest halten mußte, indeß Kupfer über Land, und Scholastica, die Schwester, bei der Frau Bürgermeister zum Kaffee war: benutzte er die Einsamkeit, um ein neues Kunstwerk, und zwar diesmal ein plastisches, auszuführen. Er nahm die Kleider, die Locken und die Morgenhaube Scholasticas und stopfte eine Puppe aus, die, in einem Gartenstuhle sitzend, von hinten gesehen, ganz wohl die lange, hagere Wittwe vorstellen konnte. Während sich Aloys hinter einem dichten Fliederbusch versteckt hielt, kam der fidele Herr, ein altes Kneipliedchen summend. Als er die

vermeintliche Schwester, die, wie er meinte, bei dem schwülen Wetter eingenickt war, von fern gewahrte, wurden die Aeuglein vor freundlicher Schelmerei fast unsichtbar, und er tupfte, leise nahend, mit dem Regenschirm auf Scholasticas Hut. Dieser fiel und, statt ihres Kopfes, wurde ein mit Leinwand umwickelter Stock sichtbar!

Aloys hatte hinter seinem Busch alle Mühe von der Welt, einen lauten Ausbruch des Lachens zu unterdrücken. Er lief ungesehen um's Haus und gelangte glücklich in die Schulstube, wo ihn der zürnende Pfarrer tief in seine Arbeit versenkt antraf. Auf das Schärfste befragt, wußte er von Nichts und schalt mit Kupfer um die Wette auf den unbekannten Missethäter.

Eine Mittheilung seines Streichs an Silvester war nicht zu wagen; doch vertraute er sich Rodrian, dem jungen Schullehrer, an, auf dessen Stube der Lachlust volles Genüge geschah. Der gute Pastor war hier unter zwei schlimme Zungen gefallen.

Während Silvester den Unterricht bei Kupfer fortsetzte, durfte Aloys — zu seiner und des Pfarrers großer Freude — schon früher Abschied von der Schulbank nehmen. Doch lernte er in seiner Weise im Verkehr mit Freund Rodrian weiter. Die zwei Schwarmgeister tauschten Bücher

mit einander aus, von denen Kupfer die meisten auf den Index gesetzt hätte. Sie lasen in aller Heimlichkeit poetische und geschichtliche Werke und ließen ihre abenteuernden Gedanken aus dem engen Kroxen hinaus nach allen vier Enden der Welt fliegen.

Margaretha hielt zur Bewirthschaftung ihrer Güter einen Verwalter, unter dessen Anleitung sich Aloys in das Geschäft einschießen sollte, indem er Denselben auf seinen Gängen begleitete und einen Theil seiner Schreibereien übernahm; aber der pflichttreue Mann klagte der Frau Müller beständig, daß der junge Herr keine Augen für Mehl, Holz und Vieh habe.

Und wie stand es mit der Musik?

Schon auf dem Wege nach Tyrol hatte Margaretha, auf Aloys' Andringen, zwei Instrumente, die wenigstens die Güte gewöhnlicher Orchestergeigen hatten, in München gekauft, und nun wurde manche gute Stunde von den zwei Brüdern mit Violinspiel ausgefüllt, so daß die Wanderer, die an der Mühle vorüberkamen, Halt machten und bisweilen halbe Stunden lang auf der Bank im Schatten der zwei Nußbäume verweilten, um dem Spiel der Geschwister-Geigen zu lauschen.

Seit einiger Zeit musicirte Aloys auch mit dem Lehrer, welcher Talent und noch weit mehr

Eifer hatte. Sie übten Sonaten für Violine und Clavier; aber Rodrian hatte ein rohes Spiel, das dem Geiger wenig Genuß gewährte. Eine unbestimmte Sehnsucht erfüllte Aloys und machte ihn zeitweilig recht mißmuthig. Was half ihm der Wohlstand? Für den Anfang konnte ihm derselbe ein Gefühl des Stolzes einflößen; aber auf die Dauer gab das einer tiefer gründenden Natur keine Befriedigung.

Aloys war wie eine Puppe, die Schmetterling werden will und die Hülle, welche sie einschnürt, nicht durchbrechen kann.

2.

Der Curgast.

Eines Tages, als Aloys, der jetzt fünfzehn Jahre zählte, von seinen leidigen Geschäften kam, begegnete ihm ein unbekannter junger Mann, dem ein Führer mit Handkoffer und Violinkasten voranschritt. Der Fremde hatte ein feines, kränkliches Aussehen. Das schmale, blasse Gesicht umrahmte ein wohlgepflegter schwarzer Bart, durchsponnen mit einigen vor der Zeit gekommenen Silberfäden; Locken von gleicher Farbe fielen in den Nacken. Wie ein Blitz durchschoß Aloys' Hirn der Gedanke: das muß ein berühmter Geiger sein!

Da der Reisende einige Mühe hatte, den steilen Pfad zu ersteigen, blieb er tiefathmend unter den Nußbäumen stehen, und der Führer setzte Koffer und Kasten auf die Bank nieder. Aloys, der hinter dem Fremden herkam, trat zu ihm und sagte:

„Schönes Wetter, lieber Herr! In dem Kasten steckt wohl eine famose Geige?“

„„Nicht übel,““ erwiderte, über die naive Frage des Knaben lächelnd, der Fremde. „„Ein Stainer; aber sie hat etwas gelitten.““

„Stainer? Den Namen habe ich nie gehört.“

„„Ein Tyroler, gar nicht weit von hier zu Hause.““

„Ich habe auch eine schöne Geige, lieber Herr; aber so berühmt ist sie nicht, daß sie einen Namen führt. Darf ich sie Ihnen zeigen?“

Ohne die Antwort abzuwarten, eilte er auf seinen langen Beinen von dannen und kehrte im Nu mit Geige und Bogen zurück, indem er in Riesensprüngen die ziemlich hohe Treppe herunterkam. Der Fremde nahm das Instrument in die Hand und betrachtete Decke, Zargen und Boden mit flüchtigem Blick; er klopfte mit gekrümmtem Zeigefinger, um das Holz zu prüfen, auf den Rücken derselben, ließ dann den Daumen pizzicando über die Saiten streifen und gab das Ding, ohne nur einen Bogenstrich zu thun, mitleidig lächelnd an Aloys zurück.

Dieser nahm, halbgekränkt, die Geige zur Hand und spielte eine Lieblingspassage aus Schumanns Abendlied.

„Du hältst ja den Bogen falsch, und auch die Striche gehen zu hoch.“

„„Ach! ich weiß wohl, daß ich Nichts kann; aber ich habe Niemand, der mich unterweist.““

„Du scheinst mir eifrig und nicht ungeschickt. Wenn ich hier in Kroxen nach Vorschrift meines Arztes ein paar Wochen verweile, will ich Dir die nothwendigsten Handgriffe zeigen.“

„„Ach Sie guter, bester, goldener Herr, Sie machen mich überglücklich! Wie soll ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen?““

„Ich ziehe in den Lindwurm: da kannst Du mich morgen aufsuchen.“

„„In den Lindwurm! Da ist es zu schlecht für Sie.““

„Aber es ist kein anderes Wirthshaus in Kroxen, und der Doctor will mich in volle Einsamkeit pflanzen. Schwerlich sind hier die Landleute für Curfremde eingerichtet.“

„„Die Landleute nicht, aber die Müller, lieber Herr. Die Müller, das ist etwas ganz Anderes. Und ich bin Müller: Mahlmüller, Schneidemüller, und mache — Gott sei's geklagt! — auch Käse. Im Lindwurm dürfen Sie nicht wohnen. Der Wirth ist ein Säufer, der jeden Morgen, wann er nüchtern ist, seine Frau prügelt, was sie ihm

Abends heimzahlt, wenn er keinen Stock mehr halten kann. Das ist ihr regelmäßiges Frühstück, sein regelmäßiges Nachtessen. — Sind Sie ein Freund von Bier?'' ''

„Freilich, und der Arzt hat es mir auch empfohlen.''

„„Der Wirth im Lindwurm schwatzt in der Trunkenheit mancherlei aus, was kein Mensch erfahren soll. So weiß ich aus seinem eigenen Munde, daß er den Daumen eines gehängten Diebes im Bierfaß liegen hat; das zieht die Kunden an, meint der Esel. Ich weiß nicht, ob das nach Ihrem Geschmack ist.'' ''

„Ein niederträchtiger Kerl.''

„„Hören Sie weiter! Sonntags und an Feiertagen läßt er tanzen: da springt das ganze hölzerne Haus mit, wie von einem Erdbeben. Wenn es recht lustig hergeht, gibt es eine Schlacht mit Bierkrügen, Bergstöcken, Schlagringen und ausgebrochenen Schemelbeinen. Vielleicht wird Ihnen auch Einer auf's Zimmer gelegt, der einen Stich bekommen hat; denn Sie sehen ja, daß Jeder sein Besteck in der Hose trägt. Dieser Art sind die Lustbarkeiten von Kroxen.'' ''

„Das würde sich freilich schlecht mit meiner angegriffenen Gesundheit vertragen.''

„„Es ist unmöglich, daß Sie im Lindwurm wohnen. Unsere Mühle macht zwar auch Musik, die ganze Woche durch, Tag und Nacht, aber nur von fern. Wenn das Klappern die erste Nacht ein wenig stört, klingt es die zweite wie ein Wiegenliedchen, bei dem es sich köstlich schlummert. Und dann muß ich Ihnen noch Eins sagen. Sie rechnen wohl auf kuhwarme Milch, wie andere Fremde, die in die Gegend kommen?““

„Allerdings, mehrmals am Tage, nach ärztlicher Verordnung“

„„Ha! ha! ha! Im Lindwurm gibt es das so wenig, wie in einer großen Stadt. Der Wirth kriegt seine Milch von der Alp; was er Ihnen als kuhwarm vorsetzt, ist am Feuer zurecht gemacht. Bei uns dagegen —““

Er riß die nahe Stallthür auf, und sechs Kühe, eine stattlicher wie die andere, mit strotzenden Eutern wandten Aloys sanftbrüllend, wie einem guten Freund zum Gruße, die breiten Stirnen zu.

Der Anblick dieser wohlgepflegten, glänzenden Kühe machte offenbar auf den Fremden einen günstigen Eindruck.

Aloys hatte schnell ein Glas aus dem Hause geholt und „zapfte,“ wie er sich ausdrückte, „einen guten Schoppen.“

In der That stand die Milch mit reichlichem Schaum, wie Flaschenbier, in dem Gefäße.

„Vortrefflich!“ sagte der Fremde, nachdem er einen tiefen Schluck gethan, „ganz vortrefflich! Ich sehe schon, bei Euch ist man gut aufgehoben. Aber hast Du denn über die Mühle zu verfügen? Erst müssen wir doch die Eltern fragen.“

„„Die Mutter, jawohl! Sie ist eine gute, fromme Wittwe, die gern Etwas für Ihre Gesundheit thun wird, wenn ich sie bitte. Der Herr ist doch wohl katholisch?““

„Ich bin Protestant.“

„„O weh! wir sind hier sehr katholisch, katholisch mit einem dicken Brett vor der Stirne, und meine Mutter ist kupferfest, wie nur Eine im Dorfe. Sie wird sich sperren, wenn ich mit meiner Bitte komme. Aber wissen Sie 'was, lieber Herr? Sie braucht es ja gar nicht zu wissen. Im Vertrauen gesagt, ich bin selber so ein Stück von einem Ketzer; aber ich hänge es Niemanden, der es krumm nehmen könnte, auf die Nase und mache meine Faust im Sack. Der Schulmeister Rodrian und ich, wir führen oft sonderbare Reden, wenn wir auf seinem Stübchen sitzen und schöne Ketzerbücher lesen, oder wenn wir draußen auf den Bergen

herumstreifen. Ich sage Ihnen dies Alles nur, damit Sie ein Herz zu mir fassen.""

„Aber wenn ich mich niemals in der Kirche blicken lasse?"

„„Pah, das macht Nichts! Die Kirche ist kalt und feucht: da darf ein Patient nicht hinein. Die Mutter sagt zwar, daß man sich in der Kirche keinen Schaden holen könne, und schiebt die Schnupfen, die sie gar nicht los wird, auf andere Dinge. Aber Sie werden sich auf Ihren Doctor berufen. Nicht wahr, lieber Herr, der Doctor hat Ihnen die Kirche auf's Strengste verboten?""

„Ei Du rother Schlaukopf!" sagte der Fremde lachend.

„„Darf ich ein Weihwassernäpfchen in Ihre Stube hängen, wenn Sie bei uns wohnen?""

„Dagegen hab' ich Nichts einzuwenden."

„„Gut, ich werde der Mutter sagen, daß Sie ein Weihwassernäpfchen wünschen; das wird Ihnen einen katholischen Anstrich geben. Ha! ha! ha! Jetzt glaub' ich selber, daß ich ein Schlaukopf bin.""

Der Fremde wollte noch weitere Einwendungen machen; aber Aloys schlug sie alle nieder, bevor sie nur halb ausgesprochen waren. Sie verabredeten, daß der Musiker diese Nacht noch im Lindwurm

Quartier nehmen sollte. Unterdessen wollte der Knabe die Mutter stimmen und dorthin Nachricht geben.

Im Begriff zu gehen, wandte sich der Knabe noch einmal zu dem Fremden mit den Worten:

„„Lieber Herr, Sie müssen mir auch Ihren Namen sagen; denn das wird die erste Frage der Mutter sein.““

Dieser gab ihm eine Karte, worauf zu lesen stand:

Heinrich Schönthaler,
Kammervirtuose Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich.

„„Kammervirtuose Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich!““ wiederholte Aloys mit halblauter, bebender Stimme. Wenn ihm ein Engel, auf goldenen Flügeln von den Wolken niederschwebend, eine Lilie aus dem Himmelsgarten überreicht hätte, er würde die Gabe mit keiner größeren Verehrung empfangen haben, als diese Karte.

Eine Minute später stand er vor seiner Mutter und bestürmte sie mit einer Flut von Bitten um die Aufnahme des Künstlers in der Mühle, die ja — setzte er wahrheitsgetreu auseinander — Raum genug für ein ganzes Dutzend Kammervirtuosen habe.

So großer Redeaufwand that gar nicht Noth. Margaretha hatte Schönthaler vom Fenster aus gesehen und einen günstigen Eindruck von ihm empfangen. Eine Förderung der Hausmusik war ihr erwünscht; überdies lebte ein Bedürfniß nach Bildung in ihr, dem sie auch durch Lesen nicht allein erbaulicher, sondern auch poetischer Schriften zu genügen suchte. Durch Schönthaler hoffte sie nun einen geistbildenden Verkehr für sich und ihre Söhne zu gewinnen, doppelt schätzbar inmitten einer so rohen Bauernwelt. Nach der Confession des Künstlers zu fragen fiel ihr gar nicht ein, da es ihr für sicher galt, daß ein Kammervirtuose der apostolischen Majestät Katholik sei, und Aloys hätte sein Schelmenstückchen mit dem Weihwasser ebenso gut unterlassen können.

Schönthaler, so stellte sie ihre Bedingungen, sollte auf beliebige Zeit ein geräumiges Zimmer nebst einem Alkoven, worin ein großes, beinahe quadratisches Gastbett stand, erhalten. Den Tisch würde er mit ihr und den Knaben theilen; wo es, so fügte sie hinzu, niemals an einem guten Glas Meraner Wein fehlen solle. Außerdem stehe ihm den ganzen Tag über kuhwarme, heiße oder kalte Milch, soviel er begehre, zu Gebot. Dafür berechne sie ihm Nichts; dagegen habe er, soweit es seine

Gesundheit erlaube, den Violinunterricht der beiden Knaben zu übernehmen.

Daß die Musikantin in der frommen Margaretha noch lebendig war, ging aus der Sorge, die sie trug, hervor, auch für Silvester, den künftigen Priester, die treffliche Gelegenheit zu nutzen. Sie dachte es sich gar schön, wenn der Sohn einst auf seinem stillen Pfarrhofe in müßigen Stunden zu seinem Instrumente griffe, und wenn es ihr dann vergönnt wäre, dem Spiel des geistlichen Herrn in Andacht zu lauschen.

Bei Aloys auf der Mühle das Leben zu beschließen lag nicht in ihrem Plane.

Nach erlangter Zustimmung wollte Dieser sofort nach dem Lindwurm stürmen, um den Kammervirtuosen, bevor er noch seinen Koffer geöffnet, zurückzuholen; aber die Mutter legte seinem Eifer Zügel an. Erst mußte ja doch das Zimmer des Gastes gefegt und hergerichtet, es mußten die kleinen, runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben blank geputzt und das altväterische Bett gedeckt oder sagen wir lieber g e t h ü r m t werden.

Aloys vollbrachte den Rest des Tages nicht müßig. Der Rausch seiner Gefühle suchte, wie geschüttelter Champagner, einen Ausweg. Er lud seine Pistole und rannte zu Rodrian, der gerade

über dem neuerschienenen, für ihn sehr schwer verdaulichen „Leben Jesu“ von Strauß brütete. Wie schrak er von der heimlichen Kost empor, als auf einmal der Freudenschuß erscholl, und wie theilnehmend war er, da der Freund mit der frohen Kunde aus dem Pulverdampf hervortrat!

Von dem Lehrer eilte der Knabe zu seinem Bruder, welcher im Pfarrhaus — wie dies von dem Garten aus durch das niedere Fenster bemerkbar war — vor dem dicken schweinsledernen Horaz neben Kupfer saß. Hier mußte die Pistole, die er bei dem Lehrer neu geladen hatte, zum zweiten Male donnern, aber incognito. Aloys sprang deshalb, nachdem er in der Hinterthür gefeuert, in den Keller hinab, indeß die Geschwister Kupfer in den Garten rannten, um den Frevler zu suchen. Diesen Augenblick benutzte der Spitzbube, tauchte aus dem Keller hervor, rannte in die Schulstube und schrie:

„Silvester, es wohnt ein famoser Geiger bei uns, der uns Stunde gibt!“

Bevor Kupfer wieder mit Scholastica in die Stube kam, hatte Aloys das Pfarrhaus im Rücken. Der Streich war so rasch und glücklich vollführt, daß nicht einmal Silvester wußte, wer geschossen

hatte, und vollen Antheil an der Entrüstung des Pfarrers nehmen konnte.

„Hallunke von einem Bauerbuben!" schrie Dieser noch halb athemlos; „ich lasse Fußangeln in den Garten legen, um den Ketzer zu fangen."

„„Das thust Du doch nicht,"" sagte die Schwester begütigend.

„Aber den Sonntag in der Predigt will ich ihm einen Treff geben. — Silvester, mein Lieber, wo stehen wir im Horatio? Lydia, dic, per omnes. Perge!"

Kupfer war als ein lustiger Mann gewöhnlich auch auf der Kanzel guter Laune. Besonders gefiel er sich darin, die „ewige Seligkeit" heiter auszumalen und seinen Bauern das vortreffliche Leben vorzuführen, das sie, nach gutem diesseitigen Verhalten, jenseits genießen würden. „In neuen Joppen und Sammtwämsern", sagte er ihnen, „mit stets frischgefärbten Gamshosen werdet ihr im Wirthshaus zum blauen Himmel sitzen und vom Besten trinken, ohne daß von einer Zeche die Rede ist."

Diesmal aber hatte sich so viel Galle bei ihm gesammelt, daß ein Ausguß in der Predigt unvermeidlich war. Indem er einen schweren Faustschlag auf die Kanzel that, begann er die alten

und neuen Sünden der Kroxener Bauern zu einem ganzen Berg anzuhäufen. Natürlich kam er auch auf den unbekannten Bösewicht zu reden, der seine gute Scholastica „ausgestopft“ habe — die Schwester vergoß Thränen bei dieser Stelle — und ging dann auf den gleichfalls unbekannten Missethäter über, der es gewagt habe, ein Mordgewehr in den heiligen Räumen des Pfarrhauses abzufeuern. Statt des Himmels malte er nun die Hölle mit den grellsten Farben und schloß mit den Worten: „Da, wo die ewigen Flammen am Dicksten zusammenschlagen, braten der Ausstopfer und der Pistolenschütz neben einander.“

„Merci! merci!“ sagte Aloys zu Rodrian, mit dem er in Vorahnung einer solchen Predigt auf der Orgelbühne saß. „Da hab' ich mich doppelt zu bedanken.“

So viel Schabernack der muthwillige Rothkopf dem Pastor anthat, so viel Liebe erfuhr der Kammervirtuose von ihm. Gleich nachdem er mit der Pistole in der Tasche aus dem Pfarrhof geflohen war, hatte er den Mühlgarten der schönsten Rosen beraubt, um den für Schönthaler bestimmten Notenpult zu verzieren. Ueber der Thür, die zu de Stube des Kammervirtuosen führte, hing er, um-

rahmt von einem dicken Epheukranz, ein Blatt Papier auf mit der Inschrift:

Hier wohnt Herr Schönthaler, der famose
Kaiserlich-königliche Kammervirtuose.

Da er selbst eine häßliche Hand schrieb, mußte Rodrian seine Kunst in bunter Fracturschrift erglänzen lassen.

Am folgenden Morgen war Aloys zu guter Zeit im Lindwurm, um Schönthaler abzuholen. Vor der Thür vernahm er ein Geigenspiel, das ihn lang auf der Schwelle fesselte. Als er dann schüchtern anklopfte, erfolgte keine Antwort, da es der Künstler überhörte. Eintretend sah der Knabe den Geiger in dem Zimmer auf und abgehen, verloren in die Klänge seines Instrumentes. Er spielte dasselbe Abendlied Schumanns, woraus ihm Aloys den Tag zuvor — wie er jetzt wohl begriff — eine Stelle vorgestammelt hatte.

Welch eine Geige, welche glockenreinen, gewaltigen, ohr- und herzergreifenden Töne! Es war zum Entzücken und — zum Verzweifeln; denn zwischen sich und der Kunst sah er einen ganzen Ocean fließen — und wo war das Schiff, um hinüber zu gelangen?

Schönthaler, der in engen Verhältnissen lebte, war nicht wenig erfreut, bei Frau Margaretha so

wohl und so billig einquartiert zu sein. Besonderen Werth legte er darauf, daß sein Zimmer nach Mittag ging; dies hatte der Arzt dem jungen Manne, der an der Brust litt, besonders an's Herz gelegt. Auch die einfache, aber solide Kost, die kleine harmlose Geselligkeit mit der Familie Wild, im Uebrigen aber die Einsamkeit thaten ihm wohl. Wenn er früh Morgens an seinem Fenster stand und, in die dampfenden Thalgründe hinabschauend, die reine balsamische Bergluft in tiefen Athemzügen in sich sog: dann pries er sich glücklich, dem Wiener Kalkstaub und dem aufreibenden Stadtleben auf eine Weile entronnen zu sein.

Oft stieg er auch mit Aloys, welcher überstolz war, sein Begleiter sein zu dürfen, langsam die Berge hinauf, und wenn er sich auch nicht so hoch wagte, bis wo das Edelweiß gedeiht, so durfte er doch Alpenrosen und Genzianen zu ganzen Sträußen sammeln. Wie kräftig waren die Farben all dieser Blumen, wie würzig dufteten die Kräuter, von denen das Vieh in glücklicher Freiheit sich nährte! „Heil mir!" rief Schönthaler, „daß es mir vergönnt ist, hier oben zu stehen in dem lebendigen Odem der Natur! Es weitet sich mir die Brust; es spannen sich meine Nerven zu neuer Kraft;

frisches Blut rollt durch meine Adern; ich glaube wieder an meine Gesundheit."

Arbeit, d. h. Violinspiel und Composition, war unserem Musiker verboten worden. Als er aber dem Arzt auseinandersetzte, daß ihm das Oel des Lebens und damit die Möglichkeit der Genesung entzogen würde, wenn man ihm die Geige untersagte: gestattete Dieser eine, höchstens zwei getrennte Vormittagsstunden, insofern sich keine Ermüdung fühlbar mache. Dieser Anordnung kam er denn auch meistens nach, indem er um Acht, nach dem ersten Morgengang, seinen „Stainer" sprechen ließ und dann um Elf den beiden Knaben Anleitung gab.

Natürlich mußte hier ganz aus dem Rohen gearbeitet werden; Haltung des Instruments und des Bogens, Fingersatz auf dem Griffbrett und den Saiten, Bogenansatz und Bogenstrich, kurz das Abc dieser Kunst wurde vorgezeigt und geübt. Aber die Schüler waren begabt, gelehrig und eifrig, wenn auch Silvester, der nun bald nach dem Priesterseminar abgehen sollte, nicht mit so ungetheilter Seele arbeitete, wie Aloys. Dieser erbat oder erbettelte sich sogar die Erlaubniß, regelmäßig den musikalischen Zimmerpromenaden des Meisters anwohnen zu dürfen. Er saß dann mit in den Stuhl eingeklemmten Beinen und verschlang den Künstler

mit Auge und Ohr. Von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Hand durch's Haar, schlug auf's Knie und rief sein Lieblingswort famos!

Auf seinen Spaziergängen mit Schönthaler diente das Geigenspiel mit allen Feinheiten des Griffs und des Strichs als Hauptunterhaltung. Er stellte tausend Fragen: wie ein voller und edler Ton zu bilden sei, wie man ihn schwellen und wieder abnehmen lasse, wie die Doppelgriffe und wie die Flageolettöne am besten bewirkt würden und dergleichen mehr.

Oft kam dann die Rede auf berühmte Geigenspieler, wie Paganini, Spohr, Beriot, Vieuxtemps, Ole Bulle, David, welche Schönthaler alle gehört hatte und trefflich zu charakterisiren wußte, und auf die großen Geigenbauer früherer Zeiten. Unser Kammervirtuose wußte, in welchen Händen sich damals die besten Violinen befanden, die Amati, Stradivari, Guarneri, Stainer und wie sie sonst noch heißen mögen, und Aloys begriff sehr wohl, warum einst Kaiser Karls IV. Oberstallmeister, Graf Trauttmannsdorf, einen Stainer mit zweitausend Francs Leibrente bezahlt hatte; denn was gab es Höheres als eine Geige? Wollte dann Schönthaler das Gespräch auf einen andern Gegenstand überleiten, fragte er nach dem Lande und den Leuten,

in deren Mitte sie sich befanden: so konnte Aloys ganz ungeduldig werden und dem hochverehrten Meister mit schnöden Worten abweisen: „Ach was liegt an den dummen Bergen und dem langweiligen Tyrolervolk? Erzählen Sie lieber weiter von dem Teufelskerl, dem Paganini!"

Es war merkwürdig, wie schnell sich Aloys' Kunstfertigkeit entwickelte, wie bald er die schwierigsten Dinge überwinden lernte, wie groß und edel sein Ton in verhältnißmäßig kurzer Zeit wurde. Aber er diente auch von früh bis spät seiner Heiligen, der Frau Musica. Oft, wenn er Passagen, die sich nicht abrunden wollten, immer von Neuem wiederholte: wurde es seiner Mutter, die Thür an Thür mit ihm wohnte, zu viel, und sie schickte ihn nach einer entfernten Kammer auf dem Boden, damit er seine „Pralltriller", mit denen er gerne wichtig that, den Mäusen vortragen könne.

Die Mehl- und Holzmühle sammt der Alpenwirthschaft blieben in jener Zeit dem Verwalter allein überlassen. Der Kammervirtuose, das erkannte die Mutter selber an, mußte ausgenutzt werden.

Da der Wiener Musikus auch Clavier spielte — zum Hausgebrauch, wie er sagte — trug man das bescheidene Instrument Rodrians nach der

Mühle, und nun kamen, nachdem die betreffenden Noten aus Innsbruck beschafft waren, eine Reihe von Aufführungen zu Stande, bei denen bald Aloys, bald Silvester die Violine übernahmen. Schönthaler rühmte an Aloys die starke und doch leichte Hand, die sehr beweglich im Gelenk war. „Ich bin aus weicherem Holz gezimmert,“ sagte er einmal, „und kann im anstrengenden Spiel nicht ausdauern, wie dieser rothköpfige Bursche.“

Sie übten in dieser Weise Sonaten von Tartini und Locatelli, von Bach, Händel, Mozart, Beethoven. Margaretha ließ sich, wenn die Aufführung genügend vorbereitet war, die betreffenden Stücke vorspielen und hatte doppelte Freude, da die Söhne mitwirkten. Schönthaler vertraute dann Aloys seinen Stainer an, der weit kräftiger ansprach.

Seinem Charakter gemäß führte Silvester das Adagio mit feinem Gefühl aus. In der E-Dur-Sonate Bachs, die zwei Adagio hat, spielte er das erste so tief ergreifend, daß Margaretha in Thränen ausbrach.

Auch Aloys verstand sich auf das Adagio, aber besonders gefiel er sich, seiner Laune im Scherzo und Allegro freien Lauf zu lassen. Er freute sich, wenn allegro con brio oder allegro appassionato

vorgezeichnet stand, weil er dann den Bogen schwingen und stürmen konnte.

Einmal, als Pastor Kupfer zugegen war, accentuirte er so grell, und Schönthaler paukte — zum Entsetzen des Lehrers — so toll auf das kleine Clavier, daß der geistliche Herr nach seinem Hute griff und das Weite suchte. In der nächsten lateinischen Stunde sagte Kupfer dann zu Silvester: „Hör' mal, mein Lieber: Dein Bruder und dieser Wiener Musikant scheinen mir zwei rechte Ketzer zu sein. Der Schönthaler bringt uns nichts Gutes. Reist er nicht bald wieder ab?“

Da beide Brüder Geige spielten, trug Schönthaler Sorge, Violinduos mit ihnen einzuüben; wobei, je nach der Composition, Aloys die Hauptstimme führte oder auch mit Silvester wechselte. Es waren Sachen von Bach, Spohr, Hauptmann.

Die Mühle hatte sich damals in einen förmlichen Concertsaal umgewandelt; denn auch Rodrian, der jede freie Stunde benutzte, um den Hörer zu machen, übte Nachmittags, wenn Schönthaler mit Aloys in die Berge ging, in der Stube des Kammervirtuosen auf seinem Clavier mit größtem Eifer, und bisweilen ließ sich sogar die fromme Margaretha überraschen, wie sie diese oder jene Stelle, die ihr be-

sonders zugesagt hatte, auf der Geige wiederzugeben versuchte.

Aber der Urlaub des Künstlers ging zu seinem und zu Aloys' noch größerem Leidwesen zu Ende; doch versprach er wiederzukommen, da ihm die Sommerfrische des Gebirgs so ungemein wohl gethan hatte.

Am letzten Tage vor der Abreise machte er mit Aloys noch einen Gang auf die Rothalm — so hieß die der Familie Wild gehörige Trift auf dem Berge. Er stieg jetzt weit leichter und freute sich der gekräftigten Lunge. „Ich will mir die Brust so voll von guter Bergluft pumpen," sagte er scherzend, „daß es vorhält bis zur Wiederkehr über's Jahr."

Die obere Sennhütte auf der Rothalm war schon geschlossen, da Monat August zu Ende ging; aber die untere, eine halbe Stunde Weges tiefer, war noch bewohnt. Aloys stieß einen Juchschrei aus, und die Sennerin mit dem Spitzhütel auf dem Kopfe trat unter die Thür. Die Wahrheit zu gestehen: es war keine von den jungen und schönen, die in den Liedern gepriesen werden. Sie besaß vielleicht mancherlei Tugenden, die nicht sofort sichtbar wurden; aber Reinlichkeit gehörte sicher nicht zu denselben, und sie schien von dem Röhr-

brunnen, der unweit der Hütte krystallenes Wasser in Fülle ausströmte, nur ausnahmsweise Gebrauch zu machen. Es war nur gut, daß sie den Hut aufhatte, der ihr struppiges Haar zum guten Theil verdeckte. Wenigstens harmonirte sie so mit ihrer nächsten Umgebung, nämlich mit der herkömmlichen tiefen Schmutzlache, welche die Sennhütte umgab, und mit der grunzenden Familie, die sich mit Behagen darin erging.

Die beiden Wanderer traten, den Kopf bückend, in die Hütte und tranken „aller Milche Milch,“ wie sie Schönthaler nannte, aus einer hölzernen Schüssel. Der Kammervirtuose musterte die auf die nackte Holzwand geklebten Heiligen und das unter dem Weihwasserkesselchen aufgehängte Bild eines Kaiserjägers in hechtgrauer Uniform mit grasgrünem Kragen und Federnhut. Dies war ohne Zweifel der Hauptheilige der Hütte; aber, wenn man die Sennerin ansah, konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Anbetung aus alter Zeit stammte.

Als sie die Hütte wieder verlassen hatten, kreuzte ein alter Senne ihren Weg, der auf Holzschuhen, einen Tragkorb mit einem großen Käse auf dem Rücken, einen kurzen Alpstock in der Hand, daherkam.

„Hört, guter Freund!“ rief ihn Schönthaler an,

„sind eure Sennerinnen alle so garstig, wie die auf der Rothalp dort?“

Der Alte lachte verschmitzt. „'S gibt auch schöne Madels in Tyrol,“ gab er zur Antwort; „aber die findet man nicht oben auf der Alp, sondern unten in den Pfarrhöfen.“

„„Und solche Geistliche laßt ihr euch gefallen?““

„Warum nicht? Als Priester ist der Pfarrer heilig und muß ehelos leben. Als Mensch hat er seine Schwachheiten wie Unsereins, und wir sehen durch die Finger.“

Eine schöne Philosophie! dachte Schönthaler, und sie schritten weiter.

„So urtheilen hier die meisten Leute,“ fügte Aloys hinzu. „Die Pfarrer haben freie Hand, wenn sie nur ihre Messe lesen und Beichte hören.“

Sie kamen an ein Stückchen Weidegrund, das ein Bauer mit seinem Sohn umwarf, um einen Acker daraus zu machen. „Hau' dem Ketzer dort auf den Kopf!“ rief der Bauer dem Jungen zu, und Dieser zertrümmerte einen großen Erdklumpen mit der Harke. Als Schönthaler verblüfft dreinschaute, sagte Aloys lachend: „Hier zu Lande nennt man die Schollen Ketzer.“

„„Was heute der Scholle geschieht, kann morgen mir widerfahren. Dann ist es ja wohl gut,

daß ich das heil'ge Land Tyrol recht bald verlasse.""

„Sprechen wir nicht davon; es wird mir ganz weh um's Herz."

Sie lagerten sich im Schatten einer Gruppe von Ahornbäumen auf dem duftigen Heuhaufen einer Wiese. Neben ihnen, wo die Sense noch nicht ihre Arbeit gethan hatte, murmelte ein Bächlein, das so verdeckt von Gräsern, Blumen und Farrenkräutern dahinfloß, daß man seiner nur durch das Rauschen gewahr wurde. Ein Bachstelzchen kam zierlich trippelnd daher, tauchte das Köpfchen durch die grüne Hülle in den Quell und schlug zwei-, dreimal mit den Flügeln, daß das Wasser aufspritzte.

Weiter unten glitt das Bächlein über ein vorspringendes Felsstück, in dem es sich ein glattes Bett ausgewaschen hatte, und fiel zuletzt, in Silberperlen und Wasserstaub aufgelöst, in die Tiefe, wo es seinen Schlangenweg weiter fortsetzte.

Dies war das Bild, das sich den zwei Spaziergängern bot, wenn sie den Blick geradeaus und abwärts lenkten. Schauten sie rechts und links empor, so stiegen grüne Bergwände steil vor ihnen auf. Die Kühe, welche oben in den Zickzackpfaden, die sie selber ausgetreten, gingen, bildeten beständig

wechselnde Gruppen. Einige derselben, die, auf einem Hügelvorsprung stehend, blaue Luft zum Hintergrunde hatten, stachen seltsam mit ihren schweren, dunklen Körpern gegen dieselbe ab. In das Läuten ihrer Glocken mischte sich das Jodellied junger Bursche, die den Berg herabkamen. Plötzlich stieß einer derselben einen Juchschrei aus: es war die Begrüßung eines schmucken Mädchens, das unerwartet, einen Rechen in der Hand, auf der gegenüberstehenden Terrasse auftauchte. Das Mädchen erwiderte mit einem ähnlichen Rufe. Darauf schickte der Bursche ein neckisches Verslein über die Bergschlucht, die sie trennte, hinüber, und die Dirne säumte nicht, der Strophe mit einer Gegenstrophe zu begegnen. Es war ein neckisches Spiel, das sich in die Weite fortsetzte, bis unsere zwei Heulagerer Nichts mehr davon verstanden.

Sie hatten Mütze und Rock abgeworfen und die Weste geöffnet, um sich von der köstlichen Luft recht durchdringen zu lassen. „O wie herrlich," rief jetzt Schönthaler, „so am Herzen der Natur zu liegen und ihre Spiele zu belauschen! Dein Bruder wird Geistlicher; mag es ihm wohl gedeihen! Du aber, Glückskind, bist bestimmt, alle diese schönen Güter in Besitz zu nehmen und als ein zweiter Stauffacher, von keinem Geßler beneidet

und gequält, frei in diesen Bergen zu schalten, indessen ich nun wieder in den ungesunden Qualm der Großstadt tauche und an die Galeere eines Berufes geschmiedet werde, der unnatürlich die Nacht zum Tage macht und den Tag zur Nacht — ein Sclave des Publicums, das nur das Neue sucht und das Gute nicht versteht."

„„Aber Sie sind ja nicht bloß Orchestermitglied, sondern auch Kammervirtuose; Sie spielen bei Hofe vor den feinen Ohren der Großen.""

„Lieber Gott, mein Spiel ist dort, wie in anderen vornehmen Kreisen, ein Zeitvertreib nach der Tafel. Der Eine denkt dabei an seine Pferde, der Andere an seine Hunde; der Dritte mustert die Diamanten seiner Nachbarin; der Vierte rückt gähnend auf dem Stuhle hin und her und flüstert seinem Nebenmann in's Ohr: ‚Schade, daß die Trüffelpastete zu kalt war!' Du kennst die Stadt und den Hof nicht, mein Junge. Ueberall Materialismus, wenn auch die kirchlichen Formen erfüllt werden, oberflächliche Genußsucht, Mangel an wahrer Bildung des Geistes und des Herzens. Die sogenannte große Welt ist eine recht klägliche kleine Welt."

Für diese Klagen, die Schönthaler als ein moderner Jean Jacques Rousseau ausstieß, hatte unser

Aloys sehr wenig Ohr. Er wußte nichts Lieberes, als mit dem Kammervirtuosen nach Wien zu gehen und, eintauchend in die Kunstwelt, selbst ein Künstler zu werden. Aber er wagte sich nicht mit diesem Wunsche, solchen Reden gegenüber, hervor. Auch trug er Bedenken, die Mutter zu verlassen, welche, wenn Silvester nach dem Seminar ging, allein in Kroxen zurückblieb. Endlich hingen auch die Güter als Bleigewicht an seinen Füßen.

So war er ganz ohne Hoffnung, aus den Fesseln, die ihn hielten, sich loszuringen.

3.

Zweierlei Diener des Herrn.

Der Abschied von Schönthaler war Aloys unendlich schwer geworden; mit ihm schien dem jungen Enthusiasten alles Glück, das in Kroxen zu finden sei, geschwunden, und er hatte ihn nur ziehen lassen, nachdem der Künstler bei Apollo und allen Musen geschworen, das nächste Jahr auf recht lange wiederzukommen. Bis dahin wollte er fleißig „seinen Bogen springen lassen," um des Meisters würdig zu werden. Dies that er denn auch — in beständigem Widerstreit mit seinen Pflichten als Alpenwirth und Müller, deren strengere Uebung die Mutter nun wieder verlangte.

Er hatte Schönthaler, als Dieser Kroxen verließ, eine gute Strecke bis vor den Wald begleitet. Dorthin ging er nun oft, als ein von Heimweh gequälter Mensch, und sah das dämmernde Innthal hinaus in der Richtung auf Wien. Manch-

mal warf er sich leidenschaftlich zu Boden und weinte bittere Thränen. So traf ihn einst Silvester. Gerührt von der brüderlichen Liebe, welche ihm Dieser zeigte, goß er all seinen Gram vor ihm aus; aber Silvester wies ihn noch nachdrücklicher, als Schönthaler, auf die Pflichten gegen die Mutter. Entsagen und Opfer bringen schien dem einen Bruder so leicht und dem anderen so schwer. Gleichwohl sah Aloys keinen Ausweg. Er mußte seinen Trieb zurückdrängen; aber sein Herz fand keinen Frieden bei diesem Zwange.

Es half ihm auch Nichts, daß der Kammervirtuose in den zwei nächsten Jahren wieder zur Sommerfrische und Cur nach Kroxen kam; denn gerade er widerrieth ihm mit größter Entschiedenheit. Schönthaler beneidete Aloys um seinen Wohnsitz in den Tyroler Bergen, wo sein Leiden still stand oder einen kleinen Schritt rückwärts machte, während es in der aufreibenden Thätigkeit der Hauptstadt bei strenger Jahrszeit doppelt schnell vorwärts eilte.

Dazu kam, daß Margaretha, die seit Silvesters Abgang nach dem Seminar auf den einen Sohn beschränkt war, zu kränkeln begann und mehr und mehr in Siechthum verfiel.

In diesen zwei Jahren fuhr Aloys fort, im Violinspiel außerordentliche Fortschritte zu machen.

Schönthaler, der nicht leicht lobte, mußte anerkennen, daß jedesmal von einem Sommeraufenthalt zum anderen große Arbeit gethan war.

Aloys selber sagte: Ich will Nichts, als ein Geiger werden. Der Herbst bringt mir keine Früchte, der Winter keine Schneeflocken, der Frühling keine Blumen, sondern immer nur Noten, Noten, so viel ihrer zwischen vier Octaven und darüber liegen, und wenn Schönthaler und der Sommer kommen, dann fangen die Noten erst recht an zu floriren und sich umzusetzen in Klang und Sang.

Aus seinem einsamen hochgelegenen Dorfe spähte er unablässig, wie der Adler aus seinem Neste, ringsum, ob er nicht irgendwo musikalische Nahrung fände. Hatten kleinere Concerte in dem benachbarten Kufstein oder größere in Innsbruck statt: so fehlte er nicht, zumal wenn fremde Künstler von gediegener Leistung gastirten. In dem letztgenannten Orte spielte er zweimal mit entschiedenem Beifall, ja die Studenten brachten dem musikalischen Müller vor seinem Quartier im goldenen Adler ein vielstimmiges Lebehoch.

Schönthaler widmete jetzt alle Zeit in Kroxen, die er noch auf Musik wenden durfte, dem eifrigsten und begabtesten Schüler, den er je gehabt,

dem Erben seiner Kunst, wie er wiederholt äußerte.

Unter seiner Anleitung trieb Aloys auch Generalbaß und machte schöne Fortschritte im Italienischen.

Wiederholt sprach der Kammervirtuose die Absicht aus, seine Geige dem jungen Freunde zu hinterlassen; aber er starb plötzlich zu Wien ohne Testament, und der Stainer war schon in fremde Hände gegangen, als Aloys die schmerzliche Todesbotschaft erhielt.

Fast um dieselbe Zeit wurde eine andere Person dieser Geschichte jählings hinweggerafft.

Die Kroxener Kirche hatte von einer frommen Bäuerin, deren Sohn Bildschnitzer war, ein neues Heiligenbild zum Geschenk erhalten. Es stellte die heilige Anna, Marias Mutter, ungefähr im Alter von dreißig Jahren vor, welche ihre Tochter als etwa sechsjähriges Kind auf den Armen trug, und Diese hielt wieder ihren Sohn, Christus, als einjähriges Kind. Eine solche Zusammenstellung erregte nicht nur die Bewunderung der Bauern, sondern auch der Pfarrer, und es wurde eine Festlichkeit zur Einweihung des reichvergoldeten Bildwerks veranstaltet, welche zahlreichen Besuch aus der Nachbarschaft anzog.

Kupfer, dessen Namenstag mit der Feier zusammenfiel, hatte zwei junge Collegen im Quartier: da kamen die zwölf Flaschen Brixener besten Jahrgangs, welche Margaretha Nachmittags schickte, sehr gelegen. Die culinarischen Leistungen Scholasticas waren am Abend so trefflich, wie Mittags, und auch die liquida fanden großen Beifall. Man hatte mit einem leichten Rothen vorgearbeitet; zum Nachtisch erschien dann der Brixener Weiße, ein gar feuriger Gesell. Die Köpfe der geistlichen Herren brannten; sie fingen an Latein zu sprechen. Nachdem Sechse von den Zwölfen geleert und die Flaschen in den Garten geschleudert waren, trank einer der Collegen dem Wirthe zu mit den Worten: „Kupfer, ich sauf' Dich an!" Dieser erwiderte mit schwerer Zunge: er sei nicht mehr im Stande, Bescheid zu thun; auch müsse er Feierabend bieten, nachdem der aufgesetzte Wein erschöpft und Mitternacht vorüber sei.

„Lasse die sechs anderen holen!" schrieen die Collegen.

„„Scholastica ist zu Bette.""

„So hole sie selber, Du fauler Knecht! Vae homini per quem scandala veniunt!"

Kupfer — ein Licht in der zitternden Hand — schwankte zur Thür hinaus, von einem der Collegen

begleitet, welcher fürchtete, er möchte nicht alle sechs heraufbringen, und gelangte glücklich vor den Keller. Hier versuchte er vergebens, den Schlüssel aus der Rocktasche hervorzuholen! Sonderbar! Seine Hand war heute zu kurz, oder der Schneider hatte die Tasche zu tief gesetzt. Einmal brachte er den großen Kirchenschlüssel zum Vorschein und versuchte damit die Kellerthür aufzuschließen; ebenso gut hätte er eine Taschenuhr mit einem Dietrich aufgezogen. Er rief dann den Collegen zu Hülfe, der schlafend an der Wand lehnte; aber Dieser war nicht glücklicher.

„Deine Tasche ist verdreht, Kupfer; das behaupte ich und stelle es als Dogma auf, papa ex cathedra infallibiter loquens.“

Er suchte nach einem Messer, um sie abzuschneiden; aber Kupfer, der diese Amputation in mehrfacher Beziehung bedenklich finden mochte, zog es vor, den Rock auszuziehen, und jetzt endlich kamen sie zum Ziele.

Der Schlüssel war nun da, aber er stak noch nicht im Schlosse. Wiederholte Versuche, selbst unter Anrufung der vierzehn Nothhelfer und insbesondere des heiligen Blasius, des Patrons der Kroxener Kirche, hatten keinen Erfolg. Darüber fiel das Licht und erlosch. Kupfer tastete sich nach

der Küche hinauf; es gelang ihm es anzuzünden, zurückzufinden und die Thür aufzuschließen. St. Blasius schien jetzt wirklich Beistand zu leisten.

Aber wehe! nun starrten ihm auf einmal die steil abwärtsführende Kellertreppe und dahinter der dunkle Abgrund entgegen; die Weindünste erhoben sich, wie böse Geister; die Sinne wirbelten ihm, und er stürzte mit einem Schrei weit hinunter. Darauf tiefe Stille vor und in dem Keller.

Als Scholastica am folgenden Morgen nach den drei Herren sah und suchte, fand sie den Einen in der Stube mit dem Kopf auf der Tischplatte, den Zweiten bei der Kellerthür in einem Haufen Kehricht sitzend, den Dritten, Kupfer, im tiefen Keller liegend, den Leuchter ohne Kerze in der Hand. Jene schliefen, Dieser — war entschlafen; er hatte das Todesloos gezogen, wie Odysseus' Gefährte Elpenor, der, „trunken des Weines," von dem Dach der Kirke fiel,

— — — — daß ihm der Nacken
Aus dem Gelenk abbrach, und der Geist zum Aïs hinabfuhr.

Die Einwohner von Kroxen nahmen an dem Hintritt — eigentlich Hinfall — ihres lieben Seelenhirten nicht das mindeste Aergerniß; Dergleichen konnte ihnen jeden Tag ebenso gut widerfahren. Unter den vielen Weihbildern und Kreuzen,

welche die Straßen Tyrols verzieren, befinden sich nicht wenige, die den Todessturz eines Trunkenen verewigen. Allgemein bedauert wurde nur, daß Kupfer die große Reise ohne „Versehung" angetreten hatte; doch gewährte der Gedanke Trost, daß ihm nüchtern der Wille nicht gemangelt haben würde, sich der Sterbsacramente zu bedienen.

Bei dem Leichenbegängniß bestätigte sich — wie Aloys gegen Rodrian äußerte — daß in Kroxen Kupfer für Gold geachtet wurde. Die Betheiligung von Seiten des Dorfes und der Umgegend war eine außerordentliche, und noch nie hatte man solch ein allgemeines Schluchzen und Weinen der Weiber vernommen.

Leider war die Kroxener Jugend nicht musikalisch genug: sonst würde der Lehrer, auf seines rothen Freundes Vorschlag, den Chor Händels:

Fall war sein Loos!

bei dem Grabe aufgeführt haben.

Der Geistliche, welcher die Beerdigung vollzog, war der Schläfer bei der Kellerthür.

Zum Schluß tranken die Kroxener im Lindwurm auf das jenseitige Wohlergehen ihres Seelenhirten. Unter den Gästen befand sich ein junger Bursche, der allgemein für Kupfers Sohn galt. Mit Diesem

stieß ein alter jovialer Bauer an und rief: „Meinhard, trink' Eins mit mir! Einen Herrn, wie Deinen seligen Vater, kriegen wir doch nicht wieder!“

Dies war nun freilich die Wahrheit; denn nachdem die Geistlichen der Nachbarschaft die Stelle einige Wochen lang versehen hatten, traf ein anderer Seelenhirt ein, der allerdings von ganz anderem Metall, als Kupfer, war.

Zecke — so hieß der noch ziemlich junge Mann — hatte schon vom Knabenalter an die Beize der Jesuiten erhalten und kam mit dem festen Vorsatze, das Ansehen und die Macht der Kirche in jener Gegend zu heben. Mit der feinen Witterung, die er besaß, hatte er bald seine Gemeinde ausgeforscht, indem er, wie ein guter Bergmann, erst sorgfältig schürfte, bevor er den Gang eröffnete.

Margaretha erhielt noch vor den großen Bauern seinen Besuch. In der ersten Viertelstunde sah er, daß hier ein sehr bauwürdiges Erzlager vorhanden war; nur Aloys erschien als taubes Gestein. Silvester dagegen, der regelmäßig seine Ferien in Kroxen zubrachte, versprach gute Ausbeute. In der That gab sich dies fromme Herz mit einem Vertrauen hin, das von ebenso großer Güte als Einfalt zeugte.

Zeckes Eifer setzte, zumal nach Kupfers Bequemlichkeit, in Erstaunen. Durch Gründung einer Marianischen Brüderschaft überspann er die Gegend mit einem Netze, dessen Maschen immer enger gezogen wurden. Zu den Brüdern gesellten sich, unter Margarethas Führung, Schwestern, die eine Ehre darein setzten, es den Männern zuvorzuthun. Die Kroxener Madonna schwamm jetzt in Gebeten und Huldigungen, und ihre neue Toilette konnte sich mit der einer Kaiserin messen. An den zahlreichen Mariatagen gab es festliche Umzüge und Feuerwerk. Die Kirchenfahnen kamen gar nicht mehr zur Ruhe, und der Nachtwächter, welcher den schweren Schutzpatron Blasius tragen mußte, verlangte und erhielt Aufbesserung wegen großer Arbeitsvermehrung.

Die lebensgroße Figur aus versilbertem Kupfer war hohl und wurde von dem Träger, für den sich zwei Gucklöcher in den Knieen des Heiligen befanden, wie eine Haube aufgesetzt.

Schritt um Schritt gelangte der neue Pfarrer dahin, daß nirgends in ganz Tyrol mehr römisches Werk getrieben wurde, als in Kroxen. Der Beichtstuhl war immer in Arbeit; entweder saß Zecke oder sein Caplan darin; denn ein solcher hatte wegen

anschwellender Arbeit in vinea domini berufen werden müssen.

Viel Zeit und Geld verschlangen die Wallfahrten; aber sie kürzten auch — sagte Zecke — das Fegfeuer um manches Jahr. Für besonders kräftig galt die Bittfahrt nach Maria Schnee im Pusterthal. Hatten sich früher fast nur Frauen und Mädchen von Kroxen am fünften August dort eingefunden, so kamen jetzt auch die Männer. Der Weg quer durch's Eisackthal über Sterzing kostete in jener Zeit, wo keine Eisenbahn mit herabgesetztem Preise zu Hülfe kam, fünf bis sechs Tage.

Eine rührende Erscheinung auf dieser Wallfahrt war eine alte, gebrechliche Frau aus Kroxen, die in Sommerglut und Regen mit Zeckes Billigung wiederholt die große Wanderung machte, um einem Sohn, der wegen Unterschlagung im Gefängniß saß, die Gunst der Madonna zu gewinnen. Als er dann bei einer Reise des Kaisers durch Tyrol begnadigt wurde, pries man die Mutter Gottes für ihren Beistand und den Pfarrer für seinen guten Rath.

Von anderem Schlag war ein Kroxener Wallfahrer, der allgemein als Gauner bekannt war, wenn er sich bis jetzt auch noch immer der Bestrafung entzogen hatte. Um die Sündenschuld,

welche sich von Sommer zu Sommer bei ihm anzuhäufen pflegte, zu tilgen; schleppte er auf der weiten Wallfahrt ein hölzernes Kreuz auf dem Rücken. Viele Kroxener waren der Meinung, daß er auf diese Weise jedesmal wieder ehrlich würde, und Zecke ließ ihn gewähren.

Dieser Mann besorgte auch gegen gute Bezahlung Bittgänge für andere Sünder, die es vorzogen daheim zu bleiben, nach drei Taxen, je nachdem der Gang ohne Kreuz oder mit dem Kreuz auf der Schulter oder — in der letzten Viertelstunde — mit dem Kreuz am Bein gemacht wurde.

Setzung von großen Crucifixen, eins blutiger als das andere, an Wegen und auf Plätzen kam mehr und mehr in Brauch. Geldsammlungen zu frommen Zwecken, zu neuen Processionsfahnen, Wiederherstellung verstümmelter Heiligen, zu einem Jesuskinde von Wachs und Aehnlichem, fanden jetzt häufig Statt. Die Büchse der Marianer ging beständig um und forderte den Gulden des Reichen, wie den Kreuzer des Armen. Die Zahl der Bettler vor und in der Kirche, wie auf der Gasse und in den Häusern, mehrte sich beträchtlich. Zecke sagte, sie seien gut zur Uebung der Barmherzigkeit.

Mehr als je hörte man auch von Vermächtnissen,

welche der Kirche von Kroxen zugewendet wurden, und die Mönche der benachbarten Klöster, die sich zu Kupfers Zeiten wenig im Dorfe hatten blicken lassen, durchstreiften nun wieder die Gegend mit großen Bettelsäcken; nur der Besuch im Pfarrhaus blieb ihnen versagt.

Die natürliche Folge von so viel Aderlässen war, daß die Kroxener vor lauter frommen Werken zu verarmen begannen. Die Aecker wurden schlechter bestellt; die Wege verfielen; die struppigen Obstbäume entbehrten der Reinigung durch das Messer, und was das Schlimmste war, der Viehstand sank nach Zahl und Beschaffenheit. Dagegen füllten sich die Wirthshäuser; denn der häufige Kirchenbesuch von den entfernten Bauernhöfen her schuf Hunger und Durst, und es ging im Lindwurm sehr lustig und laut zu — so lang der Wirth borgte.

Blasius, der Prior des benachbarten reichen Carmeliterklosters, ein Bruder des neuen Pfarrers in Kroxen, kam bisweilen in seiner rothausgeschlagenen Kutsche mit seinen dickgefütterten Gäulen angefahren. Gegen den blassen, ernsten Zecke stach der rothwangige, wohlgenährte Mönch, dessen Erscheinung vornehm und elegant war, merklich ab. In Kroxen sah man Blasius gern, und es gefiel ungemein, daß der heitere Prälat den Kindern, die

natürlich oft schmutzig genug daherkamen, Kußhändchen zuwarf und Heiligenbilder schenkte.

Besondere Gunst erwarb sich der Prior bei den Bauern, als er einmal am dritten Februar, dem Tage ihres Kirchenheiligen, der ja zugleich sein eigener Patron war, die Messe las und eine große Predigt über dessen Verdienste hielt. Daß St. Blasius einer der vierzehn Nothhelfer war, der vor Zeiten einem Knaben, durch Entfernung einer Gräte aus dessen Halse, das Leben rettete und seitdem mit Erfolg gegen Halsleiden angerufen wird, wußten freilich die Kroxener längst. Sie brauchten nur das Frescobild in ihrer Kirche anzusehen, auf dem die Operation von der Hand eines heimischen Künstlers dargestellt war. Aber der Prior malte das Wunder mit der ihm eigenen Wohlredenheit so schön aus, daß sie es ordentlich mit eigenen Augen vor sich gehen sahen; er behandelte zugleich die verschiedenen Fischarten, vor deren Gräten man sich hüten müsse; „denn man hat nicht immer einen solchen Heiligen zur Hand," und er entwaffnete siegreich die Spötter, welche an der Gräte auf dem Frescobilde rügten, daß sie so dick, wie der Hals des Knaben, sei. „Laßt sie immerhin so dick sein: um so größer ist dann das Wunder!"

Zum Schlusse ertheilte der Prior noch den so-

genannten Blasiussegen mit zwei in Kreuzesform gehaltenen Kerzen, und gerade diesem Segen hatte man es, nach aller Kroxener Urtheil, zu danken, daß im Sommer der Graswuchs so üppig war.

An jenem dritten Februar empfing auch unsere fromme Müllerin den hohen Besuch des Prälaten; er ließ sich um so lieber herab, eine Mahlzeit bei ihr anzunehmen, da der Bruder nichts Gutes aufsetzte.

Größeres Heil, als durch jenen Segen, widerfuhr dem Dorfe durch Beschaffung einer neuen Reliquie. Die dortige Kirche besaß zwei Knochen des heiligen Blasius, die aber wenig in Ansehen standen. Nun aber kauften, auf Zeckes Betreiben, die Kroxener Bauern — freilich um schweres Geld — jene Wundergräte in Original. Es geschah dies durch Vermittlung eines dem Prior befreundeten Carmeliterabts in Jerusalem. Die Gräte war versteinert: spina Sancti Blasii in lapidem versa, wie die Aufschrift hieß. Ein beigefügtes Zeugniß in griechischer Sprache mit dem Siegel des Abtes bestätigte die Echtheit.

In feierlicher Procession brachten die Kroxener ihren neuen Hort von Innsbruck nach dem Dorfe und gesellten ihn den zwei Knochen bei. Die erfreuliche Folge war, daß sich nun der Strom der

Wallfahrten auch nach Kroxen richtete, zumal da es bekannt wurde, daß die versteinerte Gräte mehrere Wunder gethan hatte.

Es begann jetzt eine reiche Erntezeit für die Kirche und das Dorf Kroxen. Die Seelenmessen, welche den geistlichen Herren ein schönes Geld eintrugen, wurden in solcher Zahl begehrt, daß sie der Pfarrer mit seinem Caplan unmöglich bestreiten konnte. Blieben dann am Schluß des Jahres einige Dutzend unerledigt, so machte Zecke einen dicken Strich durch die Liste und bat Gott und die Heiligen, sie möchten sie für genossen annehmen.

Niemand schwur höher auf die Reliquie, als die Bäcker, Fleischer und Wirthe von Kroxen, und es war gefährlich, eine andere Meinung vor ihnen zu äußern. Aloys und der Lehrer hüteten sich wohl, wenn sie miteinander im Lindwurm saßen.

Kroxen wurde freilich kein reiches Dorf durch die heilige Gräte; denn die Wenigen, welche von den Wallfahrten Vortheil zogen, verpraßten das leicht und schnell Erworbene; die Uebrigen lebten kümmerlich.

Margaretha hatte schon zur Zeit des Pastors Kupfer für wohlthätige und fromme Zwecke eine stets offene Hand gehabt. Sie steuerte Jahr für

Jahr zu dem kleinen Hospital eine ansehnliche Summe, und ließ keinen Bettler, wenn es auch ein nichtswürdiger Vagabund war, unbeschenkt hinweggehen. Auf den Todestag ihres Mannes hatte sie einmal eine Altardecke, ein anderes Mal einen silbernen Kelch, eine vergoldete Kapsel für die Wunder-Gräte und bei andern Gelegenheiten verschiedene Priestergewänder gestiftet.

Dies Alles aber genügte dem Pastor Zecke keineswegs. Eines Tages, als er mit ihr im Garten bei einer Tasse guten Kaffees — das Einzige, was man ihm bieten durfte — saß, lenkte er das Gespräch auf ihre Güter.

„Wie ich höre, sind Sie ganz unerwarteter Weise zu diesem schönen Besitz gelangt?"

„„So ist es, Herr Pfarrer. Er stammt von einem Vetter, dessen Großvater ein Bruder des meinigen war.""

„Und wie ist der Vetter dazu gekommen?"

„„Die Sägemühle hat er selbst angelegt; die Mahlmühle und die Senten schreiben sich von dessen Vater und Großvater her.""

„Und der Großvater?"

„„Hat sie, so viel ich weiß, gekauft.""

„Gekauft. Von wem?"

Margaretha bekam einen rothen Kopf über diesem Verhör; um Zeckes Mund spielte ein kleines triumphirendes Lächeln.

„„Es ist altes Klostergut,““ sagte Margaretha in sichtlicher Verlegenheit.

„Altes Klostergut!“ wiederholte der Pastor entrüstet und sprang von dem grünen Gartenstuhl auf, indem er wahre Blitze aus seinen grauen Augen auf die arme Frau schoß.

„„Kaiser Joseph hob, so erzählte mir der selige Pastor Kupfer, das hiesige Franciscanerkloster auf und verwandelte das Gebäude in ein Hospital. Von den Gütern wurde ein großer Theil unter den Hammer gebracht, und dazu gehören auch die Mühle und die Rothalm.““

„Und welchen Kaufpreis zahlte er?“

„„Das ist mir unbekannt.““

„Ich will es Ihnen sagen; ich habe die Papiere eingesehen. Viertausend Kronenthaler. Und was sind sie werth? Das Zehnfache.“

„„Die Güter sind seitdem beträchtlich im Werthe gestiegen.““

„Auch damals war es ein Spottpreis.“

„„Man kaufte wohlfeil, weil der Markt mit Gütern überfüllt war.““

„Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, Frau

Müllerin, daß ein Raub, an der Kirche begangen, doppelter Frevel ist?"

„„Sie erschrecken mich, Herr Pastor! Wenn ein Raub an der Kirche begangen worden ist, wie Sie es nennen, so geschah es nicht durch mich. Der Großvater meines Vetters kaufte, wie gesagt, was der Kaiser auf den Markt brachte.""

„Nennen Sie diesen zweiten Joseph nicht Kaiser! Die Kronen ruhen in Gottes und in der Kirche Hand; aber dieser Fürst war ausnahmsweise von Beelzebub selber eingesetzt als Oberster der Ketzer. Wie ein wilder Eber ist er in den Garten Gottes eingebrochen und hat große Verwüstung angerichtet. Theilnehmer an seiner Schuld sind aber Alle, welche von dieser Verwüstung Nutzen gezogen haben: die Kinder, die Enkel, die Urenkel. Wenn ich jetzt in dieses Dunkel schaue" — fuhr er, in eine offenstehende Kellerthür starrend, in künstlich gesteigerter Leidenschaft fort — „so sehe ich da unten das höllische Feuer lodern. Es ist in einen riesigen Ofen eingeschlossen, aus dessen Luken die Flammen schlagen. Grinsende Teufel mit Hörnern, Hauzähnen und scharfen Krallen werfen die Verdammten in die Glut und stürzen sich dann in Wasser, um die in Brand gerathenen Haare, die ihren ganzen Leib bedecken, zu löschen. Jetzt, da

der Wind die zuckende Flamme wegweht, seh' ich den Kaiser mitten in dem Ofen. Er hat die Krone auf dem Haupte, die schmelzend abtropft über sein verzerrtes Gesicht. Neben ihm streckt der Großvater Ihres Vetters bald einen, bald zwei Arme aus der furchtbaren Glut, und in diesem Augenblick wird ihm auch der Vetter, wie ein Scheit Holz, nachgeworfen."

„„Halten Sie ein! es ist genug. Was muß ich thun, um die Sünde dieses Besitzes von mir abzuwälzen?""

„Sie müssen, wenn Sie ähnlicher Strafe entgehen wollen, ein erhebliches Opfer bringen."

„„Ich möchte meine Kinder, die ihr Erbtheil von mir erwarten, nicht allzuschwer schädigen.""

„Das sollen Sie auch nicht! Wir bedürfen, wie Ihnen auch selbst bekannt ist, eines neuen Geläutes, da die alten Glocken verbraucht, zu klein und von schlechter Mischung sind. Zudem hat man sie, wie ich in dem Kirchenbuch lese, aus türkischen Kanonen zusammengeschmolzen. Ich denke immer: Muhamed ruft! wann ich sie höre."

„„Ich bin bereit, vier Glocken von hinreichender Größe und harmonischem Geläut aus bestem Metall zu stiften.""

„Dann sehe ich mich in der Lage, kraft meines

Priesteramts die Erklärung abzugeben, daß jenes Verbrechen, das Ihre Familie durch Ankauf von Klostergut auf sich geladen hat, in dem Buch der Sünde getilgt wird. Von den Glocken soll eine in der Taufe den Namen „Margaretha" erhalten. So heißt zugleich eine Heilige aus Antiochia, die man mit Erfolg in Kindesnöthen angeht. Die Stimmen dieser vier Glocken, meine liebe Tochter, rufen Ihnen, wie ich hoffe, recht bald die tröstlichen Worte zu: Deine Schuld ist gesühnt! Deine Schuld ist gesühnt! Und auch über Ihrem Grabe wird es dereinst von oben herab, wie aus Gottes Mund, erschallen: Deine Schuld ist gesühnt!"

4.

Bekenntnisse.

Es hatte sich bei Margaretha allmählich eine Herzkrankheit ausgebildet, die jetzt einen bedrohlichen Charakter annahm. Die einst so schöne, blühende Frau, die erst neununddreißig Jahre zählte, war nur noch ein Schatten von ehedem und dachte mehr und mehr daran, sich reisefertig zu machen nach dem unbekannten Jenseits. Auf ihren älteren Sohn, welcher demnächst nach glücklich beendeten Studien die Priesterweihe erhalten sollte, durfte sie mit Ruhe schauen. Sein frommes Gemüth hatte ihm über alle Scrupel hinweggeholfen, die einen kritischen Kopf bei der pfäffischen Zurichtung der Seminare zu beständigem Widerstand aufrufen mußten. Hatte dennoch die Vernunft in dem engen Schnürleib, in welchen sie die Sophistik der Kirche unbarmherzig hineinzwang, bisweilen

aufgeseufzt, so war sie mit brünstigem Gebet übertäubt worden. Dabei half er sich — es ist seltsam zu sagen — mit Kopfschütteln. „Wenn ich," so erzählte er einst seiner Mutter bei einem Ferienaufenthalt in Kroxen, „im Gebete liege, und es kommt mir ein weltlicher Gedanke, ein Zweifel bezüglich der Glaubenssätze unserer heiligen Religion: so brauche ich nur mit dem Kopfe zu schütteln, und der Höllenhund, der mich angebellt hat, eilt augenblicklich davon."

Diese kindlich reine, innige, aber beschränkte Frömmigkeit gab dem Wesen Silvesters eine glückliche Harmonie, die ihm leicht die Herzen gewann. Aloys dagegen machte der Mutter manche schlaflose Nacht, weil er in Allem seinen eigenen Weg ging, sich wenig um die ihm obliegenden Geschäfte kümmerte und die Kirche vernachlässigte.

Trotz aller Bemühungen hatte Zecke keinen Einfluß auf ihn gewinnen können. Sein einziger Umgang war der Lehrer, und auch Dieser hatte von seinem ungleichen Wesen, das sich bald in toller Lustigkeit, bald in tiefer Schwermuth äußerte, zu leiden.

Da Aloys nun bald mündig wurde, mußte der Pfarrer fürchten, nach der Mutter Tode in dem jungen Menschen ein durch seinen Besitz einfluß-

reiches Gemeindemitglied zu sehen, welches das Ansehn der Kirche in Kroxen schädigte.

Margarethas Leiden hatte jetzt einen Grad erreicht, daß sie den Lehnstuhl oder das Bett selten mehr verlassen konnte. Ein heftiger Krankheitsanfall schien den Tod zu bringen; es trat dann aber wieder eine kleine Besserung ein. Traurige Bilder quälten sie in schlaflosen Nächten. Einmal sah sie den Förster aus Dachsweiler mit einer Schußwunde auf der Stirn im offenen Sarge liegen. Aber plötzlich schlug der Todte die Augen auf, setzte sich und sagte: „Margaretha, es ist heiß in der Hölle. Gib mir zu trinken."

Man fand die Beschreibung dieses Traumes nach ihrem Tode im Pulte; sie sah darin ein Vorzeichen ihres nahen Endes.

Unter solchen Eindrücken ließ sie Zecke zu sich bitten und trug, als er neben ihrem Bette Platz genommen, Folgendes vor:

„Verehrter, hochwürdiger Herr Pastor! Ich habe seit vielen Jahren der alleinseligmachenden katholischen Religion, in der ich geboren bin, getreu angehangen und regelmäßig Beichte abgelegt, um die Last, die mir oft schwer genug das Herz bedrückte, abzuwälzen. Ich habe meine zahlreichen Sünden stets offen bekannt; bittre Reue hat mir

nicht gefehlt; die geforderte Buße ist geleistet worden, und der gottgeweihte Mund der Priester hat mir die vollständigste Absolution ertheilt. Aber mein Gewissen ist nicht zur Ruhe gekommen. Der Kirche hab' ich zwar ein offenes Bekenntniß abgelegt, aber nicht meinem Gatten, der auch ein Recht darauf hatte. Ich war ihm untreu, und mein Leben mit ihm ist eine große Lüge gewesen."

Sie sank erschöpft in's Kissen zurück. Zecke nahm ihre Hand und bat sie dringend, sich zu beruhigen. „„Ich habe Sie,"" setzte er hinzu, „„nur als Wittwe gekannt. Ihr Wandel war stets unsträflich, Ihr Herz mit Gottesfurcht erfüllt, und wenn brünstiges Gebet, strenge Kirchlichkeit und fromme Werke jeder Art eine alte Schuld löschen können, so ist es bei Ihnen geschehen.""

Margaretha nahm, sich aufsetzend, ein halbes Glas Wein und fuhr dann fort: „Was ich Ihnen vorzutragen habe, Herr Pastor, ist ein Sündenbekenntniß meines ganzen Lebens. Ich bin in Armuth und Elend geboren, eines Spielmanns Tochter, der nie eine Kirche betrat und mich nur taufen ließ, weil er mußte. Sobald ich die kleine Violine, die er mir in die kleinen Hände legte, nur irgend fassen konnte, hielt er mich zu

seinem Geschäft an. Ich geigte als Kind auf den Straßen und in den heißen, dumpfigen Wirthsstuben, ich geigte ganze Nächte in den Tanzbuden; meine Jugend war vergiftet durch den Anblick der Unsittlichkeit. Gleichwohl blühte ich bei dem Wanderleben, das wir führten, in Gesundheit, Kraft und Schönheit auf; jetzt, da dies Alles verloren ist, darf ich es sagen. Kaum erwachsen, reizte ich die Begier der Männer. Mein eigener Vater — es ist empörend es nur zu denken — verkaufte, wenn er Geld brauchte, meine Gunst.

„Eines Tages trieb mich ein Regenschauer in eine Kirche. Ein schöner Greis in vollem Silberhaar stand auf der Kanzel und predigte von Christus, der den Sündern zum Heil verhelfe. ‚Keiner,‘ rief er, ‚ist so tief gefallen, daß ihm die Hand des Heilands nicht wieder emporzuhelfen vermag.‘ Ich war tief erschüttert und warf mich zerknirscht am Beichtstuhl nieder, bis der schöne Priester, nachdem sich alle Kirchengänger entfernt hatten, kam und hinter dem Gitter Platz nahm. Ich konnte anfangs vor Weinen und Schluchzen kein Wort vorbringen; das Herz schlug mir bis an den Hals; ein Krampf schloß mir die Kehle; ich glaubte zu vergehen. Der Greis sprach mir Muth ein; seine Stimme klang sanft und liebreich; ich fand Kraft

zu reden, Kraft, mein verworfenes Leben zu schildern. Eine dunkle Wolke trat auf seine reine Stirn; aber dieselbe klärte sich wieder, als er meine tiefe Reue gewahrte und meinen Schwur vernahm, hinfort nicht mehr zu sündigen. Wie Himmelsthau senkte sich die priesterliche Vergebung auf mich nieder. Seit jenem Tage war mein Leben ein anderes geworden. Ich unterstützte meinen alten, gebrechlichen Vater durch mein Spiel; aber die Annäherung der Männer wies ich streng zurück, und sie beunruhigten mich auch nicht weiter, da sie sahen, daß ich Ekel vor ihnen empfand."

Die Erzählung wurde durch Hufschläge vor dem Hause unterbrochen. Es war der Doctor, ein kleiner, dicker, wunderlicher Mann, der auf seinem schwarzen Pferdchen von Dorf zu Dorf zog — als Arzt und Apotheker; denn er führte auch einen Kasten mit Arzeneimitteln bei sich — und jetzt in dem gewohnten Hundetrab in den Hof ritt. Er fand die Kranke in einem „ekstatischen Zustande" und verordnete Fortsetzung der Digitalis-Pulver und Ruhe. Nachdem er noch einen kleinen Morgenimbiß mit einem Gläslein Wein genommen, schwang er sich wieder in den Sattel, wobei er mit dem rechten Bein einen seltsamen Halbkreis um den hinten aufgeschnallten Arzeneikasten beschrieb.

Da Zecke von dem Arzt wußte, daß der Tod wahrscheinlich noch Wochen lang auf sich werde warten lassen, verschob er die Fortsetzung der Beichte unbedenklich um einige Tage. Mittlerweile empfing er den Besuch seines Bruders Blasius. Als er dem Prior von Margaretha erzählte, gab ihm Dieser den Rath, doch ja die gute Gelegenheit zu nutzen und der frommen Müllerin zum Heil der Kirche tüchtig „zur Ader zu lassen;" worauf der Pastor mit feinem Lächeln erwiderte: er bedürfe dieses Winkes nicht, zumal da die weitere Beichte noch bessere Aussicht zu eröffnen scheine.

Am nächsten Sonntag setzte Margaretha, die sich jetzt kräftiger fühlte, in folgender Weise ihre Geständnisse fort:

„In den Wäldern des Donnersberg, in der Rheinpfalz, liegt der Hammer Dachsweiler und, eine halbe Wegstunde davon, im offenen Thal ein großes Dorf gleichen Namens. Es war Kirchweih auf dem Dorfe; mein Vater, ein anderer Musikant, der sich uns angeschlossen hatte, und ich spielten die ganze Nacht hindurch zum Tanz auf: mein Vater die Clarinette, ich die Geige und der Fremde den Baß. Es war das erstemal, daß wir in diese Gegend kamen. Zu den Bauerburschen hatten sich die Hammerschmiede gesellt; es ging lustig her,

und der Wein, der am Rande des Gebirgs gut und reichlich wächst, floß in Strömen. Man ließ auch uns, die Musikanten, nicht dürsten, und die jungen Leute, denen eine Geigerin etwas Neues war, tranken mir häufig zu; aber ich nahm nur einen Schluck, um mir den Staub aus der Kehle zu spülen.

„Gegen ein Uhr in der Nacht, als wir eben, da der Wirth nicht länger Erlaubniß hatte, den Kehraus spielten, stockte auf einmal die Clarinette, und mein Vater fiel plötzlich, wie vom Blitze getroffen, von der Bank. Schon früher hatte ihn ein kleiner Schlaganfall getroffen, und jetzt war ein großer nachgekommen. Die Tanzenden stoben auseinander, so daß es plötzlich ganz still um mich wurde. Mein Vater konnte nicht mehr sprechen, aber er athmete noch schwach. Ein Barbier, der zu der Gesellschaft gehörte, schlug ihm eine Ader; es war Alles umsonst; er starb uns unter den Händen. Der Barbier ging, der fremde Musikant desgleichen; die Wirthsleute hatten die Lampen bis auf eine gelöscht und sich entfernt. Ich saß allein neben der Leiche meines Vaters.

„Ganz unerwartet kam ein großer, starker Mann aus dem Hintergrunde. Der schwarze Schnurrbart und Bart, die gerade Haltung und

die Denkmünze im Knopfloch verriethen den ehemaligen Soldaten. Ich hatte ihn wohl bemerkt, als die Jüngeren tanzten, wie er bei einem Glase Wein in der Ecke an einem Tischchen saß und mit ernstem Gesicht dem wilden Vergnügen zusah. Es war mir schon damals aufgefallen, daß er Allem, was ich that, mit den Augen folgte, ohne jedoch ein Wort an mich zu richten. Jetzt gab er mir die Hand, wie ein Vater seiner Tochter, und sagte: Margareth' — er hatte sich meinen Namen gemerkt — was willst Du nun anfangen, da Dein Vater todt ist? Als ich schweigend die Achseln zuckte, nahm er wieder das Wort und sagte: Wenn Du allein auf den Märkten herumziehst, gehst Du zu Grunde. Du mußt Dich irgendwo häuslich niederlassen. Ich habe Dich beobachtet: Du hast Dir die frechen Kerle wacker vom Leibe gehalten; Du bist ein anständiges Mädchen und gefällst mir. Ich will Dich heirathen. Ich bin Schmiedemeister auf dem Hammer und kann eine Frau wohl ernähren.

„War dies Anerbieten nicht ein unerwartetes, unverdientes Glück für eine Landstreicherin? Ich sagte also ja! obschon ich zu dem älteren, ernsten Mann keine große Neigung empfand. Wenigstens flößte mir sein Benehmen Achtung und Zutrauen ein. So verlobte ich mich auf die erste Frage mit

einem unbekannten Manne neben der Leiche meines Vaters."

Der Pastor streute einige gewöhnliche Bemerkungen über die wunderbare Fügung Gottes ein, war aber doch vorsichtig in seinen Auslassungen; denn er witterte allerlei Unheil im Verlauf dieser Ehe.

„Wir brachten den Todten," fuhr Margaretha nach einer Weile fort, „in eine Speicherkammer des Wirthshauses. Wild, mein Verlobter, sorgte für das Begräbniß. Der Wirth behielt mich als Magd im Hause, bis die Hochzeit ausgerichtet war. Ein Bündel Kleider und die paar Gulden, die ich aus den Instrumenten löste, waren meine ganze Aussteuer.

„Das erste Jahr unserer Ehe ließ sich glücklich an. Mein Mann hing sein ganzes Herz an mich; vor lauter Zärtlichkeit merkte er nicht, daß ich seine Neigung nur halb erwiderte; doch war ich zufrieden und freute mich meiner Stellung als Hausfrau und der Achtung, in der wir standen. Eine Stimme des Vorwurfs konnte ich freilich in meinem Herzen nicht unterdrücken. Mein Mann hatte mich als unbescholtenes Mädchen geheirathet, mich, die ich ein wüstes Leben geführt. Wenn nun heute oder morgen ein Zeuge dieses Lebens auftrat, was

dann? Eines Tages wagte ich es, Wild eine kleine Andeutung zu geben; aber sogleich hielt er mir den Mund zu. Wie ich vor der Ehe zu den Frauenzimmern gestanden habe, sagte er, geht Dich Nichts an, und wie Du es gehalten, kümmert mich eben so wenig. Jetzt aber gehören wir uns einander an und sind uns Treue schuldig. Wehe Dem, der je einen Stein zwischen unsere Ehe werfen sollte!"

Zecke fragte, ob Margaretha nicht die Kirche zu Rathe gezogen habe. Solche Bedenklichkeiten eigneten sich recht eigentlich für den Beichtstuhl.

„Das habe ich allerdings gethan," erwiderte die Kranke erröthend; „aber der Geistliche, ein junger Mann, der nicht Herr über seine Begierden war, mißbrauchte die Kenntniß meiner leichtfertigen Jahre und versuchte mich zur Untreue zu verlocken."

„„O still! still!"" rief Zecke; „„ich bin nicht hier, um Dergleichen zu vernehmen. Der Teufel hat bisweilen vorübergehend auch Gewalt über gottgeweihte Priester.""

„Ich bin seitdem nie wieder bei ihm zur Beichte gewesen und habe lieber einen weiten Weg gemacht, um mich einem älteren, würdigen Herrn anzuvertrauen."

„„Gehen wir weiter!““ sagte der Pastor mit der Uhr in der Hand; „„meine Zeit ist beschränkt.““

„Nach Verlauf eines Jahrs gebar ich meinem Manne Silvester. Wild war überglücklich; ich fühlte mich als eine stolze Mutter, da es in der ganzen Gegend kein schöneres Kind gab.

„Anfangs nahmen mich die Pflichten für den Knaben, neben dem Haushalt, ganz in Anspruch. Aber allmählich begann ich mich zu langweilen und, was noch schlimmer war, ich langweilte meinen Mann. Wir wohnten ziemlich einsam. Wilds Arbeit im Hammer dauerte immer nur halbe Tage. Von den freien Stunden verbrachte er jetzt als leidenschaftlicher Jäger die meisten im Walde, was er sich in der ersten Zeit unserer Ehe nicht gestattet hatte. So geschah es, daß ich mich nach dem wechselvollen Leben, wie es Spielleute führen, zurücksehnte. Ich war wie ein wilder Vogel im Käfig.

„In diese Zeit des Mißbehagens fällt meine Bekanntschaft mit dem Förster des Dorfes. Es war ein stattlicher junger Mann mit feinen Manieren, der trotz seiner rothen Haare für schön galt. Da man von ihm sagte, daß er den Weibern gefährlich sei, hätt' ich ihn doppelt meiden sollen, als Ehefrau und wegen meiner Vergangenheit. Aber gleich am

ersten Nachmittag, als er in Abwesenheit meines Mannes in's Haus kam, um sich die Pfeife mit einer Kohle aus dem Herdfeuer anzuzünden: hörte ich seine Schmeichelreden mit Wohlgefallen an und fühlte mich zu dem galanten Herrn hingezogen. So bekam der böse Geist die Oberhand in mir. — Der zweite Knabe, den ich gebar, ist nicht Wilds, sondern des Försters Sohn."

„„O schwaches Geschlecht die Weiber! O pernicies voluptatis!""

Margaretha, die das Sprechen ermüdet hatte, nahm ein Glas Milch und fuhr dann, nachdem sie eine Zeit lang mit dem Kopf im Kissen geruht, sich wieder aufrichtend fort:

„Die rothen Haare, welche Aloys mit zur Welt brachte, zeichneten ihn. Hatte schon vorher die Nachbarschaft über die Besuche des Försters gezischelt, so lag jetzt meine schändliche Untreue klar vor Aller Augen. Wild allein war aus Liebe zu mir blind; auch that ich Alles, um mir sein Vertrauen zu erhalten, da ich seinen Jähzorn und seine Strenge nur allzuwohl kannte.

„Die Strafe blieb nicht lange aus. Eines Tages nagelte mein Mann ein Hirschgeweih über unsere Thür, als ein Bekannter von ihm, den der Wein in tolle Laune versetzt hatte, ihm das böse

Wort: ‚Hörner über der Thür und Hörner auf dem Kopfe!‘ zurief. Ergrimmt sprang Wild auf ihn zu und verlangte Erklärung. Der Andere hielt nicht hinter dem Berge und berief sich sogar auf die Aussage des Försters; aber mein Mann bläute ihn wacker durch, daß er so schändliche Lügen glaube und weiter trage. Dennoch war sein Verdacht rege gemacht, und er stürmte in's Haus, um mich zur Rede zu stellen.

„Ich hatte, von ihm unbemerkt, den Streit mit angehört und hielt mich unter Zittern und Zagen im Keller verborgen. Da er mich bei oberflächlichem Suchen nicht fand, nahm er sein Gewehr von der Wand und eilte nach dem Schwarzdorfer Walde, wohin er eine halbe Stunde zuvor den Förster hatte gehen sehn. Was nun weiter geschehen ist, hat sich erst nach Jahren aus Wilds Bekenntnissen an einem andern Orte herausgestellt. Wild traf den Förster in einem Schlag, den man die hohe Tanne nennt. Beide Männer waren allein und in gleicher Weise bewaffnet. ‚Ist es wahr,‘ rief Wild den Förster an, ‚was die Leute von Ihnen und meiner Frau sagen?‘ Der Förster, der bisher meinem Mann beim Wildern durch die Finger gesehen hatte, um freies Spiel bei mir, der ungetreuen Frau, zu haben: glaubte

keiner Entschuldigung zu bedürfen und hielt es nicht einmal der Mühe werth zu leugnen. ‚Schöne Weiber gefallen mir,‘ sagte er frech. ‚Eure Margareth’ ist schön, also —‘

„Er hatte noch nicht geendet, als mein Mann sich auf ihn zustürzte und seine stahlharte Hand in seinen Hals schlug. ‚Hund!‘ schrie er, ‚Du mußt Dich mit mir schlagen! Es gilt meine Ehre.‘ — ‚Laß mich los!‘ rief der Förster dagegen, dem es auch nicht an Kraft fehlte. ‚Was schert mich Deine Ehre? Du hast kein Recht, hier im Walde Waffen zu tragen. In des Königs Namen, gib die Flinte heraus!‘ — ‚Du mußt Dich mit mir schlagen!‘ wiederholte mein Mann, in dem er ihn frei ließ. — ‚So schieße ich Dich als Wilddieb nieder!‘ schrie dagegen der Förster.

„Damit legten beide Männer zu gleicher Zeit an; aber ehe noch der Förster losgedrückt hatte, flog ihm Wilds Kugel mitten durch’s Herz.“

„„O Sünde über Sünde!““ stöhnte der Pastor. „„Irarum ardor violentissimus!““

„Kinder, auf einen Charfreitag geboren, sterben, sagt man, eines gewaltsamen Todes, und der Förster war ein Charfreitagskind. Wild kam bleich, wie eine Wand, und verstört nach Hause. Er stellte mir dieselbe Frage, wie dem Förster. Da

ich den sichern Tod vor mir sah, wenn ich die Wahrheit bekannte, leugnete ich fest und beschwor knieend bei allen Heiligen meine Unschuld.

„Ob ich ihn davon überzeugte, weiß ich nicht. Sicher ist, daß er nicht an meine Schuld glauben wollte — und ich nicht an die seine! Darum forschte ich auch nicht nach dem, was im Walde geschehen war; auch nicht, als die blutige Leiche an unserem Hause vorübergetragen wurde.

„Zum Glück war weder der Gang meines Mannes nach der hohen Tanne, noch seine Rückkehr von dort in unser Haus bemerkt worden. So gelang es, den Verdacht auf einen Wilddieb mit Namen Wolf zu lenken.

„Während der Zeit meiner Untreue hatte ich das Haus Gottes nur selten, den Beichtstuhl gar nicht mehr aufgesucht. Zerknirscht von dem Bewußtsein meiner Schuld, wandte ich mich jetzt von Neuem zum Gebet, zu Gott, zu unserer heiligen Kirche, und indem ich so selber wieder einigen Lebensmuth gewann, suchte ich auch das verdüsterte Gemüth meines Mannes aufzuhellen. Da er für jede Aufmerksamkeit von meiner Seite sehr empfänglich war, stellte sich allmählich ein gutes Verhältniß zwischen uns her. Und wie ich mich bemühte, ihm eine gute Frau zu sein, war ich auch

meinen Kindern eine gute Mutter. Nachdem ich so viel Böses von mir ausgesagt, darf ich dieses Wenige zu meinen Gunsten hinzulegen.

„Ich muß mich kürzer fassen, Herr Pastor; denn meine Kräfte schwinden. Wir zogen von Dachsweiler fort nach einem andern Hammerwerk auf den Hunsrück. Dort begegnete mein Mann mehrmals jenem Wolf, der zufälliger Zeuge der blutigen That gewesen war — ein Umstand, den er wiederholt zu Gelderpressungen benutzte. Da der böse Mensch beständig mit Verrath drohte, ließ sich mein Mann zuletzt im Zorn hinreißen, Hand an ihn zu legen. Dieses zweite Verbrechen kam zu Tage, und Wild bekannte nun auch das erste. Bevor er nach dem Kerker abgeführt wurde, fand er Mittel, der Schande zu entgehen, indem er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. So hab' ich den Tod dreier Menschen durch meine Untreue verschuldet."

Nach so ergreifenden Geständnissen bedurfte Margaretha der Ruhe; auch trieb den Pastor eine dringliche Amtsverrichtung von dannen. Zwei Tage später stellte er sich wieder ein.

„Da unser Bischof," so begann er, „in Bärenwald einen neuen Pfarrer eingeführt hat, bin ich hinübergefahren, um Se. Gnaden von Ihrer

Beichte zu unterrichten, wie uns in schweren Fällen geboten ist. Se. Gnaden sind mit der Art und Weise, wie ich die Sache zu behandeln gedenke, vollkommen einverstanden. Es sind schwere Dinge vorgefallen, liebe Frau, schwere Dinge! Blut klebt an Ihren Händen, wenn Sie es selber auch nicht vergossen haben. Sie trachten zwar seitdem durch bußfertiges Leben und fromme Werke den Himmel zu versöhnen; aber es bleibt noch ein sehr erheblicher Rest von Schuld zu tilgen, und die Zeit, ihn abzutragen, ist Ihnen leider, wie es scheint, nur kurz gemessen."

„„Ich bin zu Allem bereit,"" seufzte Margaretha. „„Mein letzter Wille verordnet eine größere Zahl von Seelenmessen.""

„Das ist gut, aber entfernt nicht hinreichend. Sie erinnern an Ihr Testameut, liebe Frau; da kommen wir auf den richtigen Weg. Eine erhebliche Verfügung zu Gunsten unserer heiligen Kirche ist eine Buße, die vollständig in Ihrer Macht steht und gleich mit einem Federstrich bebewirkt werden kann."

„„Ich habe die Kirche nicht vergessen. Sie werden in meinem letzten Willen ein Legat von dreitausend Gulden verzeichnet finden.""

„Dreitausend Gulden österreichischer Währung,

meine liebe Tochter, ist eine respectable Schenkung; indeß — — Ich rede einzig und allein zum Frommen Ihrer Seele. Es ist Ihnen bekannt, daß das Fegfeuer dazu dient, Diejenigen, die frei von schweren Vergehen und im Stand der Gnade gestorben sind, zu reinigen und gewissermaßen auszuglühen, damit sie dann nach, wer kann sagen, wie viel Jahren? der ewigen Seligkeit theilhaftig werden. Glauben Sie, daß Sie, mit dem Bleigewicht so schwerer Sünden belastet, als eine Candidatin des purgatorii betrachtet werden können? Und hinter dem Fegfeuer — das bitt' ich gar sehr zu beherzigen — lauert die Hölle mit Heulen und Zähnklappen."

„„Wollen Sie, daß ich meine Söhne enterbe?""

„Ich will, daß Sie alle Mittel anwenden, um dem Teufel zu entrinnen, aus dessen Klauen für die Verdammten kein Entrinnen mehr ist per secula seculorum."

„„Heilige Mutter Gottes, ich fühle schon, wie die ewigen Flammen ihre Zungen nach mir ausstrecken.""

„Nicht wahr, das beißt und frißt sich ein? Ich kenne das; denn ich habe schon manchmal mit argen Sündern zu thun gehabt. Was aber Ihre Last

noch vermehrt, ist der Umstand, daß Sie Klostergut besitzen."

„„Dafür hab' ich durch Schenkung eines ganzen Geläutes Genugthuung geleistet."“

„Allerdings, nach dem damaligen Stand der Dinge. Jetzt aber, nachdem Sie diesen blutigen Schleier gelüftet haben —"

„„Halten Sie ein! Ich thue Alles, was Sie befehlen."“

„Ich befehle Nichts, ich bin nur ein Rathgeber in Sachen Ihres Seelenheils. In voller Ueber-einstimmung mit Sr. Gnaden dem Bischofe schlage ich Ihnen vor, daß Sie Ihre Söhne, von denen Sie den ersten ohne Liebe und den zweiten in Laster empfangen haben, so weit enterben, als das Gesetz es Ihnen gestattet. Der Staat, der alte hartnäckige Feind unserer heiligen Mutter Kirche, verbietet dem Erblasser, welcher Kinder besitzt, mehr als die Hälfte anderweitig zu vergeben, also auch zu frommen Zwecken zu verwenden. Ihr Vermögen besteht aus den zwei Senten auf der Rothalm, der Mahlmühle mit Gärten, Ackerland und Vieh und der Schneidemühle mit zwei Pferden und beträchtlichem Holzvorrath. Die Senten werden so hoch als die beiden Mühlen zusammen ge-

schätzt; sie also würden sich am besten als Vermächtniß für die St. Blasienkirche eignen."

„„Ich gebe meine Einwilligung,"" sagte Margaretha mit schwerem Seufzer.

„Ich danke Ihnen im Namen meiner Kirche und werd' es dem Bischofe zu rühmen wissen. Seine Gnaden werden es dem Papste schreiben, und der heilige Vater wird Sie segnen."

„„Wirklich, Herr Pastor?!""

„Spüren Sie jetzt noch die höllischen Flammen?"

„„Mir scheint, sie fangen an sich etwas zurückzuziehen.""

„Ihre Zungen lecken noch an den Füßen hinauf; aber auch da wollen wir sie fortschaffen. Das alte Klostergut hat aus den Senten und der Mühle bestanden; von der Mühle aus wurde die Alp bewirthschaftet. Von der Alp nahm man die besten Milchkühe, um sie in der Mühle einzustellen. Alm und Mühle sind wie rechte und linke Hand; sie können nicht wohl getrennt werden."

„„Gleichwohl fällt die Mühle in das rechtmäßige Erbtheil meiner Söhne.""

„Rechtmäßig nach irdischer Satzung, jawohl! aber die heilige Kirche, das wissen Sie, steht über diesem sogenannten Rechte. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Da Ihr Silvester Priester wird,

also weder von der Mahl- noch von der Schneidemühle Gebrauch machen kann, überläßt er uns, d. h. der Kroxener Kirche, die Mahlmühle gegen entsprechendes Pachtgeld."

„„Es war mein Gedanke, daß Aloys beide Mühlen übernehmen und den Bruder aus seinen Erträgnissen schadlos halten sollte.""

„Sein Vermögen, liebe Frau, wird bei uns besser aufgehoben sein, als bei dem wunderlichen Aloys. Da Silvester mündig ist, steht ihm freie Verfügung zu. Wenn Sie ihm die Verpachtung an uns empfehlen, wird der gute, fromme Junge darauf eingehen und wohl dabei fahren."

„„Ich will Ihnen auch dies nachgeben, Herr Pastor, weil ich sehe, daß Sie, wie in Allem, so auch hier Recht haben. So würde also Aloys die Schneidemühle übernehmen, die eine Familie wohl ernähren kann. Aus der Abschätzung, die ich durch den Verwalter habe vornehmen lassen, ergibt sich, daß die Schneidemühle der Mahlmühle um viertausend Gulden an Werth nachsteht. Silvester hat also diese Summe an Aloys herauszuzahlen.""

„So haben wir uns jetzt in zwei Punkten verständigt: 1) Sie vermachen Ihre Senten mit dem Viehstande, wie er sich jetzt dort findet, der St. Blasiuskirche dahier; 2) Sie legen in Ihrem

Testamente Silvester den Wunsch an's Herz, uns die Mühle mit allem Zubehör — unter Bedingungen, die ich mit ihm vereinbaren werde — zu verpachten."

„„Die Aufnahme des zweiten Punktes im Testamente wird nicht nothwendig sein, da ich Silvester morgen oder übermorgen hier erwarte. Sie können dann selber mit ihm verhandeln.""

„Es ist besser, wir setzen es in Ihren letzten Willen hinein. Ich frage Sie demnach: geben Sie die feierliche Erklärung an Eidesstatt, daß Sie in diese zwei Punkte einwilligen?"

„„Ich gebe.""

Schon am folgenden Tage stellte sich Zecke mit einem Entwurfe zu dem Testament ein. Aber die Erfahrung, daß der Appetit über dem Essen kommt, bestätigte sich auch hier.

„Bevor wir Ihren letzten Willen endgültig feststellen," sagte er, „möchte ich Ihnen vorschlagen, daß wir von den viertausend Gulden, die zur Ausgleichung an Aloys fallen sollen, Abstand nehmen."

„„Aus welchem Grunde?""

„Während Aloys vor der Welt und auch vor der Kirche als Ihr rechtmäßiger Sohn gilt, wie er denn auch in der Liste der Erstcommunicanten „Aloys Wild" heißt: ist er vor Ihrem Gewissen

doch nur ein nothus. Es scheint demnach unbillig, daß der Sohn des Ehebruchs so gut fahre, wie der Sohn der Ehe."

Margaretha erröthete tief vor Scham und Zorn. „„Die Gesetze““ — erwiderte sie, sich zur Ruhe zwingend — „„machen der Mutter gegenüber keinen Unterschied.““

„Aber die Religion macht ihn, liebe Frau. Wenn wir die Entschädigung im Testamente nicht berühren, werden die Söhne keinen Einwand erheben."

„„Mein Herz erhebt ihn. Soll ich meinen Aloys, der überdies kein rechter Wirthschafter ist, benachtheiligen, nachdem ich ihm durch den Makel seiner Geburt, die ich doch allein verschuldet, so wehe gethan?““

„Ich lasse den Vorschlag fallen, der überhaupt nur gethan wurde, um Sie zu prüfen. Der Notar wartet im Nebenzimmer. Ich gehe ihn rufen."

Als Margaretha mit bleicher, zitternder Hand das Testament vor Notar und Zeugen unterschrieben hatte und mit Zecke sich wieder allein befand, sagte er feierlich: „Sie haben sich mit diesem Namenszug von Neuem als eine große Wohlthäterin unserer heiligen Kirche, deren Erhöhung mein einziges Ziel ist, erwiesen und überhaupt soviel echte Frömmig-

keit, Reue und Bußfertigkeit an den Tag gelegt, daß ich Ihnen kraft der Befugniß, die mir als Priester der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche zusteht, Vergebung der Sünden mit der Versicherung ertheile, daß die Pforten der Hölle sich jetzt für Sie geschlossen haben. Ego te absolvo a peccatis tuis in nomine patris et filii et spiritus sancti! Amen!"

5.

Die Primiz.

Aloys hatte in der letzten Woche den Verwalter zu einem wichtigen Holzkauf begleitet und sah nun bei seiner Rückkehr den unerwartet raschen Fortschritt der Krankheit. Man kann nicht sagen, daß er keine Theilnahme empfand; aber das heilige Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, das so recht der Frühlingsthau der Kindheit und der Jugend ist, war hier schon bei Zeiten von dem Wurm des Verdachts angenagt worden. Jenes schlimme Wort des Wilddiebs in Tannenfels hatte Gedanken in ihm wach gerufen, die in den Gerüchten von dem Geständniß des Hammerschmieds Bestätigung fanden. Nie hatte er mit der Mutter oder mit Silvester, in dessen Augen der Lebenswandel Margarethas in voller Reinheit bestand, über diesen Gegenstand ein Wort gewechselt; Schönthaler allein, dessen Mund nun der Tod

besiegelt hatte, war von ihm in's Vertrauen gezogen worden. So erklärt es sich, daß, während die Mutter in ihrem Schuldgefühl doppelten Drang zeigte, ihm Liebe zu beweisen, dies Bestreben bei ihm wenig Anklang fand.

Als er nun vernahm, daß Margaretha die volle Hälfte ihres Vermögens dem heiligen Blasius zugewandt hatte, der ohnedies schon im Hanfsamen saß: erhob er zwar keinen Widerspruch; aber es trat eine Entfremdung ein, die schwer auf Margaretha drückte und Aloys' Vereinsamung noch vergrößerte.

Als ein vermittelndes Element zwischen diese zwei so verschieden gearteten Naturen trat nun der zum Priester geweihte Silvester, der Tags darauf in Kroxen eintraf. Wie schmerzte es den guten Sohn, die Mutter so abgemagert zu finden! Ihre großen, dunkeln Augen, die auf ihn als Erbtheil übergegangen waren, schauten so schwer und müde! Aber doch wallte ihr Herz freudig auf, als ihr Silvester plötzlich vor ihr stand. Im hohen Lederstuhl sitzend, streckte sie die Arme weit nach ihm aus, küßte — er mochte abwehren, so viel er wollte — seine nun mit dem heiligen Chrysam gesalbten Hände und sank, wie hart es ihr auch bei der

Schwerfälligkeit ihres Körpers ankam — vor ihm nieder, um seinen Segen zu empfangen.

Silvester war nun durch vierjährige Studien für seinen künftigen Beruf wohl vor- oder besser zubereitet worden. Und wunderbar! Harmlos und gut, wie er gegangen war, kam er auch zurück. Alle die Sophismen und Pfaffenkünste, die wie Fußangeln hinter diesem Unterrichte lagen — sein kindlicher Sinn merkte sie nicht, oder er wußte sie in gutem Sinn zu deuten. Ueberhaupt hatte bei ihm das Gemüth den Verstand in merkwürdiger Weise überwuchert, so daß er diesen, wie ein abgetragenes Kleid, bei Seite legte. Ueber der ausschließlichen Beschäftigung mit den vorgeschriebenen Gebeten, Betrachtungen, Lesungen und Selbsterforschungen fand er keine Zeit mehr, die Kräfte seines Geistes zu entwickeln, und verlernte so das freie Denken bis zu einem Grade, daß er einem Menschen von gesunder Erziehung gegenüber wie ein Kind oder ein Thor erschien. Diese Gebete, die seine Gefährten mechanisch wie Flachs vom Rocken spannen, sagte er wirklich mit Andacht. Der Brunnen der Frömmigkeit war so tief in ihm, daß er immer noch Wasser gab, während er bei den Andern versiegte. „Er ist ein rührendes Beispiel eines ganz ehrlichen Pfaffen,“ sagte Aloys zu dem Lehrer.

Auch war der Priesterhochmuth, der in sicherer Folgerichtigkeit aus der Lehre floß, die man Silvester eingetränkt hatte, ihm fern geblieben, gleich Einem, der unter Kranken gesund umhergeht. Er war vielmehr von tiefer Demuth erfüllt, daß Gott ihn ganz unverdienter Weise gewürdigt habe, in seiner Eigenschaft als Priester Verwalter der Gnadenmittel und Leiter des heiligen Geistes zu sein.

Der kranken Mutter gereichte der fromme Sohn als geistiger und körperlicher Pfleger zu unendlichem Troste. Wenn er ihr die Arzenei oder die Speise gereicht und das Kissen geschüttelt hatte, schwatzte er mit ihr von Dem, was Tag und Stunde brachten, erzählte von seinem bisherigen Leben, las ihr geistliche Lieder und erbauliche Schriften vor und betete in kindlicher Hingebung mit ihr zu Gott, zum Heiland, zur Mutter Gottes und zu jenen Heiligen, auf deren Hülfe er oder sie vorzugsweise rechneten.

Auch Aloys stellte sich jetzt öfters bei der Mutter ein und spielte ihr Musikstücke, die sie vorzugsweise liebte und die ihre jetzige Stimmung ansprachen. Mitunter veranstaltete er einen Quartettgesang mit Hülfe des Lehrers, der in Kroxen eine Liedertafel gebildet hatte; aber es durfte immer nur Wenig sein, weil sie schnell ermüdete.

Margarethas Testament fand Silvesters ungetheilte Billigung: kam ja doch das schöne Vermächtniß der Kirche zu Gute, der sein Leben geweiht war. In die Verpachtung seines Erbtheils willigte er ebenfalls unbedenklich ein, obschon Zecke den Zins niedrig genug gesetzt hatte; ja, er unterließ es in seinem schrankenlosen Vertrauen einen Act darüber aufnehmen zu lassen, weil er eine Uebervortheilung durch die Kirche für ganz unmöglich hielt.

Seine erste Messe wollte er in dem heimathlichen Dorfe vor der Mutter lesen.

Ein junger Priester von gewöhnlicher Art hätte vielleicht sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die heilige Handlung ohne Verstoß gegen die vorgeschriebenen Formen mit Würde und Gewandtheit zu vollziehen. Silvester hatte diese Außenseite seiner Aufgabe wahrlich nicht vernachlässigt, und wie er schon als Knabe gelegentlich ein ebenso geschickter als anmuthiger Meßdiener gewesen war, so hatte er sich auch jetzt durch zahlreiche Vorübungen die priesterlichen Verrichtungen geläufig gemacht. Das Anlegen und Wechseln der Gewänder, die Gebete, welche dabei gesprochen wurden, das Beschreiten der verschiedenen Stufen des Altars, die Wendungen nach rechts und links, das Knieen,

die Verbeugungen, die Handhabung der heiligen Gefäße, die Gebete, welche, mit dem Altar im Gesicht oder im Rücken, die verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen begleiten, der Wechselgesang mit der Gemeinde, das Segnen der Versammlung und was sonst noch der Ritus in dem vorliegenden Falle verlangte, Alles hatte er am Abend zuvor noch einmal in der Kirche durchgeprobt.

Aloys, der ihm eine Zeit lang unbemerkt von der Empore zugesehen hatte, scherzte nachher in gottloser Weise mit dem Lehrer über die drei Arten der Verbeugungen, die der fromme Bruder, wie in der Tanzstunde, geübt habe, über die inclinatio simplex — Kopfnicken mit steifen Schultern —, die inclinatio profunda — Schultern vorn übergebeugt — und die inclinatio profundissima — wobei der ganze Oberkörper mitwirkt.

So gewissenhaft Silvester diese Dinge betrieb, weil sie ihm die Hülle eines heiligen Inhalts waren: so lag es ihm doch noch weit mehr am Herzen, seine erste Messe in würdigster Gemüthsverfassung zu begehen. Wie einst der Knappe, bevor er zum Ritter geschlagen wurde, durch nächtliche Gebetsübung in einer Kapelle sich vorbereitete: so brach auch er dem gesunden, tiefen Schlummer seiner Jugend ganze Stunden ab und lag in brünstigem Ge-

bet vor der schönen Madonna in seiner Stube — einem Schnitzwerk von feinster Arbeit mit Farben und Vergoldung —, bis ihm endlich in seiner Verzückung dünkte, die Heilige stiege zu ihm nieder und trüge ihn dafür, daß er allen Erdenfreuden entsagte, zu ihrer himmlischen Herrlichkeit empor.

Silvesters Primiz galt dem Dorfe und der ganzen Umgegend als hohe Feier nicht nur, weil man einer ersten Messe besondere Kraft zuschreibt, und weil mit derselben, auf Zeckes Betreiben beim Bischof, ein Ablaß von fünfzig Tagen verbunden war, den viele Kroxener Biedermänner gar wohl gebrauchen konnten, sondern auch, weil ein Angehöriger des Dorfes, der verehrte Sohn einer verehrten Mutter, die hohe Ehre der Priesterschaft erlangt hatte.

In der That wurden in den letzten Tagen die Ahorne, Eichen und Tannen der Umgegend eines guten Theils ihrer Aeste und die Baumstämme und Felsen ihrer Moosdecken und Epheuumkleidung, so wie die Gärten ihres Blumenflors beraubt, um Guirlanden und Kränze zu winden und andern Zierat zu schaffen. In dem Thurm der Kirche saßen an die zwanzig Mädchen, mit Schneiden, Ordnen und Flechten unter der Leitung Rodrians beschäftigt, welcher sich hier gern zu schaffen

machte. Vor dem Thor des Gottesackers, der die Kirche rund umschloß, bis zur Thür derselben grub man geschälte Tannenstämme ein, die mit Laubwerk umwunden und durch Blumengehänge verbunden wurden. Auf die Kirchhofsmauer pflanzte man Kreuzlein, die man mit buntem Papier und Rauschgold bekleidet hatte. Der Altar und der Chor der Kirche erfreuten sich besonderer Ausschmückung, und der heilige Blasius, der neben der Madonna hinter dem Altar stand, hatte noch nie in solch grünes Meer hinabgesehen, wie an diesem Tage. Der Heilige selbst erhielt einen Aufsatz aus Moos in Form einer Pelzmütze, und über Marias Schulter fiel ein schweres Bandelier aus Farrenkraut und Rosen, hinter dem der kleine Heiland sich nur als Wulst bemerkbar machte.

Vor dem Thor, welches zur Mühle führte, waren von den jungen Männern des Dorfes in der Nacht vor der Primiz zwei junge Birkenstämme aufgerichtet worden, deren silberschimmernde Stämme wohl als ein Sinnbild des reinen Jünglings gelten konnten, der am Morgen der Feier dies Thor durchschreiten sollte. In dem Wipfel der zwei schlanken Bäumchen flatterten bunte Bänder. An einer Guirlande schwebte ein Papier mit dem Spruch des Evangelisten:

Hosiannah! Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!

Noch einen andern Spruch, der über der Kirchenthür angeheftet war, hatte der Lehrer im Auftrag Zeckes schreiben müssen:

Si Christum scis, satis est, si caetera nescis *).

Daß Rodrian ihn mit widerwilliger Hand schrieb, dürfen wir ihm nicht verargen.

Morgens bei guter Zeit sammelten sich schon Hunderte von Bauern und Bäuerinnen, Burschen, Mädchen und Kindern auf dem Kirchhofe und in den Straßen. Auf den Spitzhüten glänzten die Goldquasten, die Pfauen- und die Spielhahnsfedern in der heitern Sonne. Manche, die von hoher Alm herabgestiegen waren, hatten sich auch mit Sträußen aus Alpenrosen und Edelweiß geschmückt.

Von dem Kirchhof aus ging der Zug, der den jungen Priester abholen sollte, nach der Mühle. An der Spitze desselben schritten der Pastor und ein Amtsbruder aus der Nachbarschaft.

Der Caplan des Dorfes fehlte, weil er auf Anordnung des Bischofs mehrwöchentliche strenge Exercitien in Kufstein abhalten mußte. Er hatte

*) Es genügt, daß Du von Christus weißt, wenn Du auch sonst Nichts weißt.

allzu großes Gefallen an den Töchtern des Landes gefunden.

Hinter den zwei Priestern kamen paarweis mit Rosen bekränzte Mädchen, welche kurze Tannenzweige und Rosenblättchen aus den Körbchen, die sie trugen, über die Straße streuten. Ihnen folgte die vierzehnjährige Schwester Rodrians, weiß wie die Mädchen gekleidet, mit wallendem Schleier und einem Krönchen aus Flittergold auf dem Haupte. Einen Myrtenkranz in der einen Hand, eine zur Hälfte mit Buchs umwundene Kerze in der andern, ging sie mit niedergeschlagenen Augen und glühenden Wangen allein hinter den Mädchen, und aus der Menge hörte man da und dort den Ruf: „Die Braut! Schaut doch die liebliche Braut!"

Darauf folgte, einen hohen Cylinder auf dem Kopfe, eine blüthenweiße Binde — wie er sie sonst nur auf Fronleichnam zu tragen pflegte — um den Hals, Rodrian, der Schulmonarch, in weißbaumwollenen Handschuhen, als Anführer der singenden Knabenschaar, die je zwei und zwei mit ihren Spitzhüten, in grauen Joppen, kurzen Hosen, welche das Knie frei ließen und dicken Bergschuhen hinter ihm her stampften. Er hatte in den Proben, die er mit ihnen abgehalten, vergeblich versucht, die rauhen Bergkehlen etwas zu schmeidigen, und noch

eben vor dem Aufbruch gemahnt, des Guten nicht zu viel zu thun; aber sie schrieen in heiligem Eifer wie die Steinadler, so sehr auch Rodrian, sich von Zeit zu Zeit umwendend, mit dem Gesangbuch Piano winkte. Indessen war das Publikum mit dem „herzhaften" Gesange wohl zufrieden.

Nachdem der Zug vor der Mühle angekommen war, gingen die zwei Pfarrer und die Braut hinein.

Margaretha hatte eine schwarze Spitzenhaube und ein Seidenkleid von gleicher Farbe, das allein für hohe Festtage bestimmt war, angelegt und saß in dem Rollstuhl, auf dem sie in die Kirche gebracht werden sollte. Neben ihr kniete der schöne Sohn, die gehobenen Hände zusammengeschlossen und seine brünstigen Gebete mit den ihren vereinigend. Er hatte bereits die festliche Priestertracht, die ihm so wohl stand, unter den üblichen Gebeten angelegt.

Als die Pfarrer in die Stube traten, erhob sich Silvester und empfing den Handschlag der beiden Herrn. Die Braut setzte, herantretend, dem jungen Priester den Myrtenkranz auf und zündete ihre Kerze an einem Lämpchen an, das unter einem aus Wachs geformten Christuskopf brannte.

Mittlerweile hatte sich der Zulauf in den Straßen so vergrößert, daß der Zug, als er wieder auf dem

mit Blumen und Grün bedeckten Wege nach der Kirche zurückkehrte, eine dichte Hecke ehrerbietig grüßender Menschen durchschreiten mußte.

Es war ein schöner Anblick: vorauf die frischen Tyrolerbuben mit ihrem Lehrer, deren Gesang jetzt durch die Glocken gedämpft wurde; dann die weißen Mädchen, welche die geleerten Körbchen bei Seite gesetzt hatten und statt dessen Lilienstengel in den Händen trugen; dann das niedliche, verschämte Bräutchen mit der brennenden Kerze; dann Silvester barhaupt mit seinem Myrtenkränzlein inmitten der beiden geistlichen Herrn, der schöne Jüngling zwischen den stattlichen Männern, alle Drei im vollen Priesterornat, und zuletzt Margaretha in dem feinen schwarzen Anzug, eine lieblich rührende Erscheinung, mit freudig verklärtem Angesicht, trotz der schweren Leiden. Zwei Mägde, die zu diesem Tage stattliche Kleidung erhalten hatten, fuhren sie auf dem Rollstuhl.

An ihrer Seite schritt der jüngere Sohn bewegten Herzens. Während aber Alles von froher Rührung ergriffen war, daß ein Jüngling sich dem Dienste des Herrn geweiht habe, der vorzugsweise dazu berufen schien: trauerte Aloys, daß der liebe Bruder durch Erwählung des Priesterstandes

nun immer mehr der geistigen Knechtschaft verfallen werde.

Wie weit war doch Silvester von solchen Gedanken entfernt! Demuthsvoll und doch zugleich von dem Gefühl seiner neuen Würde berauscht, kam er schwebenden Ganges daher. Seine Augen waren, um nicht abzuschweifen, auf den weißen Schleier, der vor ihm wehte, geheftet, ohne daß ihm damals auch nur ahnte, wie gefährlich ein solcher Schleier einem Jünglingsherzen werden könne. Nur von Zeit zu Zeit erhob er den strahlenden Blick nach der blauen Himmelswölbung, als ob er einem Grüßen der Engel und Heiligen von dort begegnen müsse. Zwei- oder dreimal schaute er auch, wenn sich gerade die Straße bog, nach der Mutter zurück und tauschte Winke inniger Liebe mit ihr.

Als der Zug auf dem Kirchhof anlangte, entblößten sich auch hier die Häupter der dort versammelten Männer, während die Frauen und Mädchen, die nicht einmal in der Kirche den Spitzhut rücken, ihren Gruß mit einem Knix abstatteten. Viele Kinder und selbst auch größere Mädchen eilten zu den Geistlichen, um ihnen die Hände zu küssen, indeß einige ferner stehende Burschen aus

Pistolen und Stutzen in die Luft schossen. Auf Tyrolerfesten muß es ja knallen.

Schon saß Rodrian auf der Empore vor seiner Claviatur; schon war die Jugend mit polternden Füßen, die steile Holztreppe hinauf, ihm nachgestürmt, um sich oben zu seiner Rechten und Linken zu vertheilen: als Silvester mit seinen zwei Begleitern von der Sacristei aus die grüngeschmückte, von Laubwerk duftende Kirche beschritt. In diesem Augenblick erbrauste die mächtige Orgel, und die Knaben stimmten mit der Gemeinde ein kräftiges: „Komm heiliger Christ" an.

Silvester warf sich am Altare mit den Pfarrern zum Gebete nieder; eine Stufe tiefer stand die Braut mit ihrer Kerze. Sie erschien Margarethen, die von ihrem Kirchenstuhl aus die Vorgänge am Altar wohl übersehen konnte, fast wie ein Engel, der vom Himmel herabgestiegen war, um der Feier den höchsten Glanz zu verleihen.

Vielen, die in den hinteren Stühlen Platz genommen hatten, war der Blick versperrt; sie standen auf den Zehen und reckten die Hälse oder sie stiegen auf die Bänke, und die Mädchen flüsterten untereinander: „Er ist so schön, wie der heilige Florian!"

Der heilige Florian aber ist, wie man in allen

Kirchen und auf den Plätzen und Straßen Tyrols sehen kann, ein reizender Jüngling, der, obgleich er sich herabläßt, aus einem Kübel Wasser auf brennende Dächer zu gießen, doch im Helm und in goldener Rüstung sich als den feinsten Ritter darstellt.

Es war ganz gut, daß die zwei Pfarrer mitgekommen waren, weil es die Feierlichkeit der Handlung erhöhte. Wenn Dieselben aber glaubten, sie müßten dem unerfahrenen Collegen zur Seite sein, damit kein Verstoß gegen die heiligen Gebräuche stattfände: so irrten sie weit; denn Silvester hatte sie alle wohl inne und ging, trotz der tiefster inneren Bewegung, mit Leichtigkeit zu Werke. Die Augen der Mutter aber folgten jeder seiner Bewegungen mit Wonne, und ihr Ohr weidete sich an der hellen, süßen Tenorstimme, womit er die lauten Gebete sprach und die Responsorien sang.

Auf das Lied der Gemeinde ließ der Lehrer einen mehrstimmigen Chor folgen, der seit Wochen mit Sorgfalt eingeübt war und in der Kroxener Kirche zum ersten Mal vernommen wurde. Unterdessen setzte Silvester den silbernen Kelch — ein Geschenk Margarethas —, der so hell polirt war, daß die Kirche sich, wie in einer Glaskugel, darin spiegelte, auf den Altar und öffnete das Meßbuch.

Dann warf er sich auf der unteren Stufe zum Staffelgebet nieder; denn am Eingang der Messe ist der Priester noch nicht würdig, dicht vor dem Tische des Herrn zu stehen. Darauf stieg er zum Altar hinan und schloß sein Gebet mit den Worten: Oramus te, Domine, per merita Sancti, cujus reliquiae hic sunt, et omnium Sanctorum.

Bei dem Worte reliquiae küßte er den Altar, unter dem die zwei Knochen des heiligen Blasius und die Fischgräte lagen.

„Der gute, dumme Junge!" sagte Aloys leise zu dem Lehrer, an dessen Seite er auf der Orgel saß.

Aloys und Rodrian waren die Einzigen, welche so gottlose Gedanken hegten.

Jetzt wandte sich Silvester links nach der Epistelseite des Altars, schlug das Zeichen des Kreuzes in anmuthiger Bewegung nach Stirn, Brust, linker Schulter, rechter Schulter und betete den Introitus. Was bei den Pfarrern in Folge beständiger Wiederholung nichts Anderes als mechanisches Lippenwerk sein kann, in seinem Munde klang es beseelt.

Nach der Mitte des Altars zurückgekehrt, rief er als ein Hülfeflehender Gott und Christus um Erbarmen an, und die Gemeinde wiederholte seine Worte: Kyrie, eleison! Christe, eleison! Aber

schon durfte er die Erhörung verkünden und das Gloria in excelsis Deo ankündigen. Dominus vobiscum! rief er der Gemeinde zu. Et cum spirito tuo! gab diese zurück.

Und jetzt ließ auch die Haupthandlung der Messe, die Opferung, nicht lange mehr auf sich warten. Unter stillem Gebete segnete er Wein und Brot, hielt die Hostie in der Schale empor, goß dann den Wein und einige Tropfen Wasser in den Kelch und hob auch diesen, mit beiden Händen gefaßt, der Gemeinde entgegen. Tief gebeugt rief er den heiligen Geist an: er möge das Opfer segnen.

Wiederum trat er an die Epistelseite, um in dem Aquamanile die Hände zu waschen; denn der Priester darf „den Leib Christi" nur mit reinen Fingern erfassen. Zum Abtrocknen diente das linnene Tüchlein, Purificatorium genannt, das ihm Margaretha auf dem Krankenlager gestickt hatte. Dann trat er zur Mitte des Altars zurück, um die Gläubigen mit: Orate, fratres! zum Gebet aufzurufen. Seine Danksagung endigte mit den Worten: Sanctus, sanctus, sanctus Dominus, Deus Sabaoth! Pleni sunt coeli et terra gloria tua. Hosianna in excelsis!

Bei dem sanctus gab der Meßner dreimal das Zeichen mit dem Glöcklein.

Nachdem Silvester dann noch den Kanon gebetet, breitete er die Hände aus und rief unter wiederholtem Kreuzschlagen die Allmacht Gottes an, daß sie das Wunder vollziehe. Jetzt sollte er die Worte: Hoc est corpus meum, durch welche nach der Kirchenlehre das Mirakel vor sich geht, aussprechen; aber der Gedanke, daß er, der sterbliche, sündhafte Mensch, berufen sei, in diesem Augenblick die Hostie „in den Leib Gottes umzuschaffen," überwältigte ihn plötzlich, so daß er umgesunken wäre, wenn ihn Zecke nicht noch zur rechten Zeit beim Arm erfaßt hätte. Nach einer Minute hatte er die Bewegung niedergekämpft und sagte, von heiligem Schauer durchrieselt, aber mit vollem Bewußtsein die betreffenden Worte, kniete dann nieder, um „den leibhaftigen Herrn" anzubeten, und hielt ihn, gegen die Gemeinde gewendet, mit zitternder Hand empor.

Diesmal gab nicht nur der Meßner das Zeichen mit dem Glöckchen, sondern vom Thurm herab erklang es in ernsten Tönen, damit auch Diejenigen, welche sich außerhalb der Kirche befanden, Kenntniß von der Wandlung erhielten.

Silvester sprach darauf die Einsetzungsworte über den Kelch, betete „das heilige Blut" an und hielt das Gefäß mit beiden Händen den Gläubigen

entgegen. Diese aber lagen, die Brust schlagend, auf den Knieen; selbst Margaretha war, von einer der Mägde gehalten, von ihrem Sitze auf den Betschemel hinabgeglitten und beugte zerknirscht das Haupt zu Boden. Verzückt, als ob die Pforten des Paradieses vor ihm aufgegangen seien, stand der junge Priester allein im Schimmer der Kerzen, von den Wolken des Weihrauchs umwogt, vor der niedergeworfenen Gemeinde.

Viele neigten den Kopf fast bis zur Erde; denn es herrscht der Glaube, daß die Sündenvergebung in so demüthiger Haltung am wirksamsten sei.

Auch auf dem Kirchhofe draußen lagen Viele auf den Knieen; denn das Gotteshaus hatte heute entfernt nicht alle die Menschen fassen können. Zudem war Mancher vor dem Ende der Feierlichkeit in's Freie getreten, da die Bewohner hochgelegener Gegenden sich nicht gerne lang in dumpfer Luft aufhalten.

Nachdem Silvester das heilige Mahl vom Tische des Herrn in beider Gestalt genossen hatte, begann er, unter den von der Kirche vorgeschriebenen Formen, die Hostie auch Denen zu spenden, welche an diesem Tage die Communion begehrten. Da unter Diesen seine Mutter war, begab er sich zunächst zu ihr und speiste sie mit dem von den Thränen seiner

Rührung benetzten heiligen Brote. Die Uebrigen empfingen natürlich das Abendmahl vor dem Altar.

Jetzt leerte sich die Kirche. Durch die offene Thür sah man nur noch zum Schlusse die drei Priester zu einem Dankgebete niederknieen; aber auch sie zogen sich jetzt in die Sacristei zurück, um ihren Ornat abzulegen.

Silvester kehrte allein zu Mutter und Bruder zurück. Er tauschte mit Margaretha die wonnigsten Gefühle aus. „O, wer jetzt gleich sterben könnte!" rief er. „Auf den Schwingen der Seligkeit, die mich erfüllt, möchte ich — es ist wohl vermessen, daß ich es denke und sage — gerade zum Himmel emporsteigen."

Es war natürlich, daß Margaretha nach so heftigen Gemüthsbewegungen in große Schwäche fiel. So mußte sie darauf verzichten, die geistlichen Herrn an ihrem Tische zu sehen, und doch hätte sie so gern ihrer Freude durch eine festliche Mahlzeit Ausdruck gegeben. Statt dessen machte der Pastor von Kroxen in seiner kargen Weise den Wirth, und es blieb Silvester Nichts übrig, als sich von der Mutter zu trennen. Aber das Trifolium paßte wenig zusammen: der Pastor aus der Nachbarschaft, welcher ein Lebemann nach der Art Kupfers war, nur weniger roh, der kalte, berech-

nende Zecke und unser junger Freund mit seinem überschwänglichen Herzen.

Als nun gar der fremde Pastor bei Gelegenheit eines Trinkspruches auf den Helden des Tages sich eine spöttische Bemerkung über den Wein erlaubte, als ob derselbe Wehmuth, statt Freude erwecke, und dem Wirth eine bessere Köchin empfahl; als er so weit ging, zu sagen: wenn die Kirche Vermächtnisse einheimse, wie die zu Kroxen, müsse das Pfarrhaus sie glänzender vertreten: brach Silvester so schnell, als es irgend schicklich war, auf.

Die Primiz war noch ein warmer Sonnenblick in Margarethas Leben. Wenige Tage darauf traf sie ein heftiger Krankheitsanfall, der ihren Tod in nächste Aussicht stellte. Zunge und Glieder versagten den Dienst; nur die Augen sprachen noch, die viel auf den Söhnen verweilten, auf Silvester mit Ruhe, auf Aloys mit Sorglichkeit.

Eine der Mägde, eine ältere Person, die Margarethen besonders anhing, hatte seit einigen Tagen einen Käfig mit einem Kreuzschnabel in die Krankenstube gestellt. Diesem Vogel, von dem die Sage geht, daß er über dem vergeblichen Bemühen, die Nägel aus Christi Kreuz zu ziehen, den Schnabel verbogen habe, wird in Tyrol die Kraft beigemessen, Krankheiten auf sich zu ziehen. Aber das Mittel

bewährte sich nicht, und die Hoffnung der Magd, die geliebte Herrin dem Tode zu entreißen, sank um so tiefer, da sie nun auch in der Nacht von einem der Nußbäume her den deutlichen Ruf eines Käuzchens vernahm. Kiwit! kiwit! bedeutet ja nichts Anderes als: Komm mit! komm mit!

Wirklich zerriß am folgenden Abend der schwache Lebensfaden Margarethas. Ein heißer Sommertag ging zu Ende. Draußen entlud sich unter gewaltigen Donnerschlägen ein Gewitter. Es dunkelte so stark, daß es vor Nacht schon Nacht war. Aber in der Mühle achtete Niemand auf den Sturm der Natur. Eine am letzten Lichtmeßtage geweihte Kerze brannte vor dem schönen Christuskopf aus Wachs; das milde Antlitz schien in dem bewegten Lichte zu leben. Mit wunderbarem Glanze hingen die Augen der Sterbenden an ihm. Auch für Dich, für Dich bin ich gestorben! rief ihr der Heiland zu.

Silvester versah die Mutter mit den letzten Tröstungen der Religion. Mit vollem Bewußtsein, ja in tiefer Andacht folgte sie der heiligen Handlung und schien wunderbar gestärkt.

Mittlerweile hatte das Gewitter ausgetobt. Man öffnete die Laden und Fenster; eine balsamische Luft drang in das schwüle Krankenzimmer. Die

beiden Söhne knieten vor dem Bette der Sterbenden, etwas ferner die Hausgenossen, die sich sämmtlich eingefunden hatten. Silvester betete mit lauter, fester Stimme die Allerheiligenlitanei und befahl dann die scheidende Seele Gott in freien, aus dem tiefsten Herzen quellenden Worten. Als der letzte Seufzer entwichen war, schloß er ihr sanft die Augen und drückte weinend den Bruder an sein Herz. Die Umstehenden brachen in laute Klagen aus. Hatte man vorher die Glocken zur Abwendung des Gewitters geläutet, so wurde jetzt das Dorf durch das Anschlagen einer Glocke von dem Trauerfall in Kenntniß gesetzt.

Am folgenden Tage war die Todte, reich mit Blumen geschmückt, im Sterbezimmer bei geschlossenen Laden in reichem Kerzenschimmer ausgestellt. Das Gesicht hatte einen schönen, sanften Ausdruck; die übereinander geschlagenen wachsbleichen Hände, die ein kleines silbernes Crucifix hielten, schienen zu beten. Hunderte kamen, selbst vom hohen Gebirge herab, sie zu sehen, und küßten ihr die Hände, die so viele Wohlthaten gespendet.

Nicht minder war natürlich das Leichenbegängniß ein Trauerfest für die ganze Gegend. Aller Mund floß über von ihrem Lobe. „Hört die Glocken, die uns rufen!“ sagten Dieser und Jener: „Die

Verstorbene hat sie gespendet! Seht die Altardecke, den Kelch, die Gewänder unseres Pfarrers: sie sind das Geschenk der frommen Müllerin! Diese Bettler und Krüppel und diese Waisenkinder, die jetzt unter Thränen dem Zuge folgen, wer Anderes als Margaretha hat sie gespeist, gekleidet und in rauher Jahreszeit gewärmt? Ja, die Alm dort oben, die eben grün in der Sonne flammt, mit den prachtvollsten Kühen in ganz Tyrol — ihr halbes Vermögen, wie man sagt — hat sie unserer Kirche zugewendet!"

Solche Reden hörte man besonders unter den vor der Mühle versammelten Landleuten. Jetzt trat Zecke, mit der schwarzen Stola geschmückt, in das Haus, um die Todte mit Weihwasser zu besprengen und einzusegnen. Der Zug ordnete sich, voran das Kreuz. Um den Sarg gingen Knaben mit brennenden Kerzen. Silvester und Aloys befanden sich an der Spitze einer lange Reihe von Leidtragenden, welche halblaut betend einherschritten. Die Glocken erklangen; Rodrians Chor sang das Miserere.

Zecke erwies der Todten die seltene Ehre einer Grabrede, welche den Rausch der Gefühle noch steigerte. Zugleich vergaß er nicht zu versichern: der Müllerin werde in Folge zahlreicher frommer Werke

und wegen der vielen Seelenmessen, die sie in ihrem letzten Willen bestellt, das Fegfeuer erlassen und der unmittelbare Eintritt in den Himmel gestattet werden. Dort werde sie ihren Sitz zwischen St. Florian, dem Liebling, und St. Joseph, dem Schutzheiligen des Landes „als erzfromme Tyrolerin" zu beanspruchen haben.

Am Abend erzählte man sich im Dorfe, ein lahmes Mädchen habe am Grabe der „heiligen Margaretha" die Krücke weggeworfen und sei wie eine Gemse davongesprungen.

Drittes Buch.

1.

Ruinirt.

Unsere Geschichte ist um zwei Jahre weiter gerückt. Silvester bekleidet seit eben so langer Zeit in einem deutschen Dörfchen Südtyrols eine Caplanstelle. Zecke hat den treubewährten Verwalter Margarethas ohne Ruhegehalt entlassen und bewirthschaftet nun Mühle und Senten in eigener Person. Da er der Sohn eines Landwirths und überdies ein praktischer Mann ist, mehren sich die schönen Güter unter seinen Händen, und das neue, stattliche Pfarrhaus, das sich jetzt über dem Keller, wo Kupfer seinen Sprung in's Todtenreich gethan, erhebt, legt glänzendes Zeugniß ab von dem wohlgefüllten Säckel des heiligen Blasius.

Aloys hat sich ein bescheidenes Häuschen im Schweizerstil neben seiner Schneidemühle aufgerichtet. Mit Silvester gemeinschaftlich zahlt er dem alten Verwalter ein Jahrgeld. Zur Beihülfe

hat er den treuen Rodrian zu sich genommen, der nicht länger unter Zeckes eisernem Zepter auszubauern vermochte und nichts Lieberes weiß, als dem hochverehrten Freunde, dem Genie, wie er ihn häufig nennt, dienstbar zu sein. Keiner von Beiden hat sich ernstlich in das Geschäft eingearbeitet, Keiner fühlt sich davon irgendwie angezogen; aber sie musiciren zusammen, was um so mehr Freude gewährt, da auch Rodrian gute Fortschritte gemacht hat; sie musiciren und kümmern sich wenig um das, was kommen mag.

Aloys ist in dieser Zeit oft auswärts gewesen, um Concerte und besonders, um ausgezeichnete Geiger zu hören: in Innsbruck, in München, in Salzburg, zweimal auch in Wien. Musiker und Sänger sind seiner Einladung gefolgt und haben wochenlang bei ihm gewohnt. Im letzten Herbste stellten sich auch zwei Sängerinnen aus Wien, die mit einem dieser Musiker reisten, ein. Er behielt sie mehrere Tage bei sich, indem er ihnen seine Wohnung einräumte und mit dem Musiker in einer Dachkammer hauste.

Das war eine selige Zeit! Wenn ein Mensch vor Wonne sich auflösen könnte und nur noch eine Stimme, ein Laut von ihm übrig bliebe, wie bei Echo, der liebekranken Nymphe: so würde auch

Aloys zerflossen sein und Nichts zurückgelassen haben, als das Wörtchen b r a v o! Und Rodrian zerfloß natürlich mit. Die Sägemühle mußte so lange still stehen: wer konnte dies rohe Brettergekreische länger aushalten? Vom Morgen bis zum Abend erklangen die Instrumente, vom Abend bis zum Morgen die glockenhellen Stimmen der Sängerinnen, von denen die Eine Sopran, die Andere Alt sang. Und dann schliefen sie wieder in den Tag hinein, und die Geschäftsleute mußten Wild um die Mittagszeit aus dem Bette ziehn.

Die Künstler zeigten sich auch im Dorfe: die Altistin, welche die Jüngere, Schönere und Berühmtere war, an Aloys', die Sopranistin an des Musikers Arm. Rodrian folgte mit den Regenschirmen und Mänteln, entzückt auf jedes Wort lauschend, auf jeden kleinen Triller, der bisweilen mitten in das Gespräch fiel. War es bloßer Zufall oder Bosheit, daß sie vor dem Pfarrhaus Halt machten? Der alte Drache, den der tugendstrenge Zecke als Haushälterin hielt, rief Diesen heran. In dem Augenblick, da er hinter dem geschlossenen Fenster zum Vorschein kam, gab die Corazzi — so hieß die Altistin — Aloys einen leichten Fächerschlag auf die Wange. Sodom und Gomorrha! knirschte Zecke in sich hinein und wandte sein schmales, langes

Gesicht ab, das vor Zorn noch blässer war, als gewöhnlich.

Am Abend vor dem Abschiede pflanzte Aloys eine Batterie Champagnerflaschen auf, die ein besonderer Bote bei Auracher in Kufstein besorgt hatte. Es wollte der Magd, deren Heimat ein einsames Häuschen hoch auf der Alp war, und die noch nicht lang in Kroxen diente, wie Hexenwerk bedünken, als die Pfropfen knallend an die Decke schlugen, und da ihr Aloys ein Glas einschenkte, wies sie es zurück.

„Sie haben," erzählte sie Abends einer Freundin beim Brunnen, „den Teufel in Flaschen gesperrt. Macht man ihm Luft, so fährt er mit Geschrei heraus."

Aloys und Rodrian waren zwei spitze Pfähle in des Pastors Fleisch. Während ganz Kroxen — der Caplan, der Bürgermeister, die Wirthe vom Lindwurm und vom weißen Roß und der Krämer, also die Honoratioren des Dorfes mit eingeschlossen — vor ihm kroch, hielten diese beiden Ketzer allein den Nacken steif. Man sah sie nie in der Kirche, Aloys angeblich nicht, weil der Pastor so falsch singe; Rodrian, weil er so viele Jahre Kirchendienst gethan und nun für sein übriges Leben — er war tief in den Zwanzigen — Kirchenferien

halten wolle. Dennoch besaßen sie unter den jungen Leuten des Dorfes manchen Anhänger, besonders Aloys, der bisweilen, wenn an schönen Abenden die jungen Leute zusammenstanden, die Geige holte und zum Tanz aufstrich.

Die empfindlichsten Schläge erlitt Aloys' guter Ruf, als die Zerrüttung seines Haushaltes mehr und mehr bekannt wurde. Unterpfandsschulden, die in die Tausende gingen, lasteten auf seinem Schweizerhäuschen. Um die dringliche Forstbehörde, durch die er einen guten Theil seines Holzes bezog, zu befriedigen, hatte er die schönsten Tannenstämme zu Schleuderpreisen losgeschlagen. Einige Bauunternehmer, die ihm nicht unbedeutende Summen für Bretter und Balkenholz schuldeten, blieben mit ihren Zahlungen in Rückstand, und er war theils zu gutmüthig, theils zu fahrlässig, um sie vor Gericht zu stellen. Natürlich verschlangen auch die Reisen, die er machte, und ganz besonders die Gastlichkeit, die er gegen die Künstler übte, nicht geringe Summen; wogegen er sich freilich für den gewöhnlichen Tag auf das Bescheidenste einzurichten pflegte und zufrieden war, wenn Gambrinus' Quell floß und die Cigarre dampfte.

Hatte sich Zecke bisher nur im Privatgespräch über den „Gottesverächter" und „Bankerottirer"

Aloys und seinen „Spießgesellen" Rodrian ausgelassen: so glaubte er jetzt, nachdem jener Besuch aus Wien das Dorf in lebhafte Aufregung versetzt hatte, die Keulenschläge seines Zornes austheilen zu müssen und rüstete zum nächsten Sonntag eine zerschmetternde Philippica.

Der Besuch des Bruders ließ diesen Plan nicht zur Ausführung kommen. Prior Blasius war lange nicht mehr in Kroxen gewesen, so daß sich Zecke freute, ihm den schönen Stand der Mühlen- und Almenwirthschaft aufweisen zu können. Sie bestiegen zwei Esel, die auf der Mühle gehalten und häufig zum Reiten gebraucht wurden, um die Rothalm zu besuchen. Dabei nahm sich freilich der lange, hochschulterige Zecke — seine Figur erinnerte an einen hagern Officier, der den Mantel über die Epauletten geworfen hat — seltsam genug aus; er konnte, wenn er die Fußspitzen streckte, bequem den Boden berühren. Dagegen stellte sich der heitere, rothwangige, wohlgerundete Prior, der von Mutter Natur mit nur kurzen Beinchen ausgestattet war, in der schwarzen Kutte, dem weißen Mantel und dem breitkrämpigen Pilgerhut vortrefflich dar. Des Reitens durchaus gewohnt — denn auch in Rauhenthal hielt man Esel — versuchte er es sogar, an geeigneter Stelle mit dem hartstoßenden Thier einen

Trab auszuführen, wobei ihm die Kutte bis an's Knie zurückflog, so daß Zecke ihn dringlich bat einzuhalten, um seiner Würde Nichts zu vergeben.

Unterwegs kam die Rede auf Aloys, und Zecke stellte ein Sündenregister auf, das nicht klein war. „Er muß fort aus unserem Dorfe und unserer Gegend!" rief der leidenschaftliche Pfarrer. „Ich will diesen rothköpfigen Freimaurer an einem Strick aus Kroxen hinausschleifen, der aus zwei Schnüren: Ketzerei und Bankerott, gedreht ist. Auf meinen Betrieb hat der Krämer Knieriem zwei Wechsel, die auf ihn laufen, angekauft. Es ist nicht daran zu denken, daß er sie bezahlen kann. Sein Anwesen kommt dann unter den Hammer, und die Kroxener Kirche wird die Schneidemühle erwerben. Kann ich dann den älteren Bruder Silvester, wie ich hoffe, dahin bringen, uns die Mahlmühle gegen eine Leibrente völlig abzutreten, dann sind wir im vollen Genuß der schönen Güter Margarethas."

„„Ei Du gestrenger geistlicher Herr!"" schaltete der Bruder spottend ein.

„Natürlich Alles in majorem Dei gloriam. Ist denn" — fügte Zecke, dicht an den Prior heranreitend, mit leiser Stimme hinzu, obschon nah und fern kein lauschendes Ohr zu bemerken war —

„der Kirchenstaat nicht auch zum guten Theil mit List und Gewalt zusammengebracht worden?"

„„Man kann sich auch als Pfarrer oder Mönch der Weltlichkeit nicht entschlagen. Sie ist gewissermaßen der Stuhl, auf welchem unser irdischer Theil ruht.""

Sie bekamen jetzt die Schneidemühle in Sicht, und Zecke wandte von Neuem die Rede auf Aloys. „Er ist eines frommen Weibes Sohn," sagte er, „und ein Mensch von mancherlei Talenten. Wenn er Gottesfurcht gezeigt und sich von mir hätte führen lassen: sein Geschäft würde in blühendem Stande und er ein angesehener Mann in der Gemeinde sein; aber si sal infatuatum fuerit, ad nihilum valet ultra, nisi ut mittatur foras et conculcetur ab hominibus."

Die Schneidemühle stand still, da es Feierabend war; aus dem offenen Fenster des Schweizerhäuschens klang, man brauchte nur zwei Striche zu hören, die Chaconne von Bach.

„Wiederum dies elende Geigengekratze!" sagte Zecke ärgerlich. „Ja so, der Herr Bruder ist selber ein Musiknarr."

Mit diesen Worten, die er mehr zu sich selber, als zu Blasius sprach, ritt er weiter.

„„Das ist kein Gekratze, beim heiligen Elias!""

rief der Mönch entrüstet und hielt sein Grauchen an. Mit dem Zeigefinger, an dem ein kostbarer Diamant blitzte, folgte er dem Takte und patschte, als das Spiel zu Ende war, die kleinen wohlgepolsterten Hände zusammen, indem er bravo, bravissimo! rief.

Zecke hatte eine Zeit lang in der Entfernung gehalten und setzte jetzt allein seinen Weg fort, den Esel mit zornigen Stockschlägen weiter treibend.

Aloys kam in Hemdärmeln, Bogen und Geige in der Hand, an's Fenster und grüßte, als er den Prälaten erblickte, überrascht mit tiefer Verbeugung.

„Wer hätte einen solchen Meister in diesem einsamen Gebirgsdorfe vermuthet!" rief Blasius hinauf und winkte artig mit der Hand, worauf er dem Bruder nachritt.

Aber der Prior beschleunigte, als Dieser um die Ecke verschwunden war, den Gang seines Esels keineswegs. In seiner Seele dämmerte ein Plan auf, mit dem er vorher in's Klare kommen wollte. „So geht es, so muß es gehen!" rief er endlich vergnügt aus, und jetzt beschleunigte er den Schritt seines Reitthiers mit einigen wackern Fersestößen.

Bei seinem Bruder im Pfarrhof angekommen, schnitt er dessen Vorwürfe mit folgender Rede ab:

„Es ist Dir bekannt, mein Lieber, daß wir in Rauhenthal das strenge Klosterleben, womit die Karmeliter Gott, der heiligen Jungfrau, ihrer besonderen Beschützerin, und verschiedenen Heiligen Tag und Nacht dienen, nach dem Vorgang anderer Klöster unseres Ordens gemildert haben und insbesondere in den Stunden, über die wir frei verfügen können, eine holde Kunst, die schon König David übte, pflegen. Obgleich Du selbst bis jetzt in rauher Strenge verschmäht hast, einem unserer Quartette beizuwohnen, so weißt Du doch, daß ich es auf dem Instrumente, das mir schon in den Knabenjahren eine Lieblingsbeschäftigung gewährte, auf dem Cello, zur Meisterschaft gebracht habe. Die zweite Geige und die Bratsche sind mit den Brüdern Rufinus und Hilarion wohl und leidlich besetzt; aber die erste Geige, die Königin des Quartetts, ist verwaist. Bisher spielte sie Bruder Marcellus; leider ist er aber so weitsichtig geworden, daß er mit der schärfsten Brille keine Note mehr unterscheidet. Ich muß nothwendig die erste Violine neu besetzen, und wenn ich einen Zigeuner zum Karmeliter umprägen soll."

„„Bruder, Bruder, wenn der Ordensgeneral,

wenn der heilige Vater in Rom diese Reden hörte!"

„Gregor XVI? Der ist in jungen Jahren auch ein lustiger Herr gewesen. Kennst Du die Geschichte mit dem Taschentuch?"

„„Verschone mich damit!""

„Geigen darf ich, so viel ich will, und schon vor meiner Zeit hatte Rauhenthal sein Qartett."

„„Du denkst doch nicht etwa an den jungen Wild?""

„Allerdings, und ich habe jetzt eben in meiner Seele beschlossen, ihn zum Mönch zu pressen."

„„Libera nos ab insidiis, Deus!""

„Hör' auf ein vernünftiges Wort, Bruder! Es wird uns ja Beiden geholfen, wenn der Plan gelingt. Ich besetze meine erste Geige mit einem Meister, wie ihn Rauhenthal noch nicht gesehen, und Du wirst einen lästigen Menschen los, der beständiges Aergerniß gibt. Hast Du genaue Kenntniß von der Zerrüttung, worin er sich gegenwärtig befindet?"

„„Genauer, als er selber. Seine Magd, deren Falkenaugen Nichts entgeht, ist mein eifrigstes Beichtkind.""

„Aber sein Bruder, der Caplan, wird dem Fallenden unter die Arme greifen?"

„„Das wird er nicht bei allem Mitleid. Er hat dem leichtsinnigen Burschen schon mehrmals erhebliche Opfer gebracht; nun aber ist er müde, in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen. Größere Mittel stehen ihm gegenwärtig ohnehin nicht zu Gebote, da ich ihm den Pacht für das letzte Jahr wegen der Kirchenbauten noch nicht entrichtet habe. Ueberhaupt schließt sich die freigebige Hand um so eher einem Menschen gegenüber, qui non est de fide. Ich stehe in Briefwechsel mit Silvester und weise den guten Jungen in diesen Sachen auf den richtigen Weg.““

„Geht die Schuldenlast über den Werth seines Besitzes hinaus?“

„„Sie beträgt wohl nur die Hälfte; aber so wie die Dinge stehen, muß er zu Grunde gehn, wenn der Krämer jene zwei Wechsel einklagt.““

„Gut, gut! Du schickst ihm morgen diesen guten Mann über den Hals; der soll ihn mürbe machen. Dann lasse ich m e i n e Minen spielen, und Du wirst sehen: er fällt mir — wie der ruinirte Spieler dem Werbeofficier — in die Hand.“

„„Für den äußersten Fall halt' ich noch eine Daumenschraube bereit, die ich zu Deiner Verfügung stelle. Da früher Mahl- und Schneidemühle in e i n e r Hand waren, so besitzt die zweite,

die den Bach unmittelbar von der ersten bekommt, kein besonderes Wasserrecht, und als die zwei Mühlen nach Margarethas Tod getrennt wurden, hat es Aloys versäumt, sich ein solches auszubedingen. So kann ich ihm, weil ich weniger Wasser brauche als er, seinen Bedarf vorenthalten, indem ich den Ueberschuß in meinem Teich aufspeichere oder auf die Wiesen leite. Es wäre dies freilich ein gehässiges Verfahren; aber wenn es sich darum handelt, den Freimaurer fortzuschaffen, so ist auch ein solches Mittel zu rechtfertigen." "

„In majorem Dei gloriam."

„ „In majorem Dei gloriam." "

„Wenn er sich entschließt, die Kutte zu nehmen, so vermacht er dem Kloster sein Eigenthum. Ich übernehme Activa und Passiva, zahle die Gläubiger aus —"

„ „Und das Kloster verkauft unter billigen Bedingungen die Schneidemühle an unsere Kirche. Aber es bleibt noch immer die große Schwierigkeit, den verstockten Menschen in's Kloster zu ziehen." "

„Lieber Freund, er ist ein Künstler, und Künstler sind Kinder, die man, wenn nur die richtige Lockung gewählt wird — wie eine Ziege mit einer Hand voll Salz — überallhin führen kann. Ist nicht

auch der Tannhäuser der Musik, die aus dem Venusberg erklang, blindlings nachgelaufen? Fangen werde ich ihn sicher; es ist nur die Frage, ob ich ihn halten kann. Uebrigens thut die Gewohnheit bekanntlich Viel. Du weißt, daß ich als Novize die schwersten Kämpfe bestanden habe, und jetzt" — er warf einen zufriedenen Blick auf das goldene Kreuz, das von seiner Brust niederhing, und umkreiste mit der Hand, an welcher der schöne Ring glänzte, die ansehnliche Provinz seines Bäuchleins — „jetzt befind' ich mich ganz behaglich in diesem weißschwarzen Gehäuse."

„„Demnach werd' ich die Pfeile der scharfen Predigt, die ich morgen von der Kanzel abschießen wollte, im Köcher behalten, um den jungen Wild, falls er sich wirklich zum Kloster entschließt, der Gemeinde als Schäflein, das aus der Irre in den Stall zurückgekehrt, vor die Augen zu rücken.""

„Allerdings! Statt zu zetern wirst Du segnen."

„„Ich muß sagen, daß die Aussicht auf die Schneidemühle mich milder stimmt. Möge es bald auch von Aloys heißen: Ceciderunt ex oculis ejus tanquam squammae. Vicit leo de tribu Juda. Beten wir zur heiligen Jungfrau!"""

„O felix puerpera quae talem meruit procreare creatorem —“

„„Quae sine tactu pudoris inventa es mater Salvatoris.““

„Laudetur sanctissima Maria nunc et semper! Amen!“

„„Amen!““

Nachdem die beiden Herrn den Angriff auf Aloys noch weiter verabredet hatten, ging Zecke, um den Krämer in die Mache zu nehmen. Er sollte am Sonntag-Morgen vor der Kirche die ersten Schläge auf den armen Geiger thun; dann gedachte der Prior in der stillen Zeit während des Gottesdienstes ihm den Rest zu geben.

Wenn je ein Sonntag-Morgen heiter ausschaute, so war es der in Rede stehende. In den Gärtchen vor den Häusern summten die Bienen um die Levkojen. Ueber den Alpenblumen am Pfade der Kirchengänger gaukelten, an Kraft und Pracht der Farben mit ihnen wetteifernd, die Schmetterlinge. Die Vögel auf den Bäumen und in den Hecken waren in ungewöhnlich großer Anzahl versammelt. Bisweilen schrie Einer mit lauter Stimme eine Phrase, und dann antwortete der Chor, fast als ob es ein Gottesdienst wäre.

Daran erinnerten die Vögel wenigstens den

Krämer Knieriem, einen ebenso kirchlichen als der Kirche ergebenen Mann, gebürtig aus dem schwäbischen Oberamte Rottenburg: als er, sein dickes spanisches Rohr in der einen und den abgegriffenen Hut in der andern Hand, den steilen Pfad hinabschritt nach der Schneidemühle.

Sobald er das Häuschen seines Opfers ansichtig wurde, setzte er, wie ein zum Kampfe sich rüstender Krieger, den Hut auf, schob den Stock unter den Arm und that einen tiefen Griff in die Horndose, obschon der Taback Ausschuß war; denn Knieriem pflegte, was in seinem Kramladen von den Kunden als zu gering oder verdorben zurückgewiesen wurde, wie ranziges Oel, alte Häringe, angefaulte Aepfel, haushälterisch für sich und seine in strenger Zucht gehaltene Familie in Gebrauch zu nehmen.

Drei Gefühle waren es, welche in diesem großen Augenblicke seinen erhabenen Busen beherrschten: Zorn, Stolz und Frömmigkeit: Zorn, denn er fand es ganz unverzeihlich, daß ein Mensch wie Aloys, der doch ein so gutes Auskommen haben konnte, wenn er nur wollte, knietief in Schulden ging und sogar seine Rechnungen unbezahlt ließ; Stolz, weil die Kirche in Zeckes Person ihn, Timotheus Knieriem, erkoren hatte, das Racheschwert über den ungläubigen Sünder zu schwingen;

Frömmigkeit, denn er dankte Gott aufrichtig in einem kräftigen Stoßgebetlein, daß er kein „musikalischer Lump," wie Aloys, sei.

Freilich, ein Lump im wirthschaftlichen Sinne war Herr Knieriem nicht. Während die Kroxener verarmten, wurden er und die Kirche immer reicher. Er wußte sein Schäfchen wohl zu scheren, dieser Timotheus. In der ganzen Gegend hieß er der Sodele, weil er beim Abwiegen im Laden mit der Hand einen leichten Druck auf den Wagebalken, woran die Waare hing, zu geben und dabei ganz gemüthlich: So, so, so, sodele! zu sagen pflegte. Nur die Kirche, an die er Wachs, Oel, Leinwand und Anderes lieferte, erhielt, was sie brauchte, ohne „Sodele;" weshalb er auch, wenn er bei der Morgenandacht vor dem ewigen Lämpchen der Madonna kniete, unmöglich den frohen Nebengedanken unterdrücken konnte: da brennt scharf abgewogenes Oel aus meinem Fasse.

Den Bauern, die zur Sonntagsmesse kamen, schenkte Knieriem einen allgemein beliebten bittern Enzianschnapps; wobei er nicht versäumte, gottesfürchtige Reden zu halten und den Peterspfennig zu empfehlen. Bei dem Namen des heiligen Vaters lüpfte er dann jedesmal die weiße Baumwollmütze. In der That war Timotheus nächst Zecke

die Hauptstütze der Kroxener Kirche und leuchtete Allen als Stern der Frömmigkeit voran. Es war rührend zu sehen, wie er bei Processionen seinen kahlen Schädel braun röstete. Niemand zeigte sich so häufig im Beichtstuhl; von dem „Sodele" schwieg er freilich; das war bloße Geschäftspraxis.

Als der fromme Mann Aloys' Schwelle betrat, drückte er, wie zum Aeußersten entschlossen, den Hut tief in den Kopf und faßte das Rohr fest in die Hand. Mit krachenden Schritten stieg er, da unten in der kleinen Schreibstube Niemand zu finden war, auf seinen dicken Schuhen die schmale Holztreppe hinan und klopfte zwei-, dreimal an das Zimmerchen, wo Aloys zu essen und zu musiciren pflegte. Kein Herein; tiefe Stille. Der Krämer öffnete behutsam die Thür und spähte mit den scharfen grauen Augen überall umher.

Auf dem Clavier, das Aloys gleich nach der Mutter Tode angeschafft hatte, wie auch auf dem Boden, lagen Notenhefte in wilder Unordnung. Ein Paar Stiefel war mitten in die Stube geschleudert; ein zweites, den kurzen, breiten Füßen Rodrians entsprechend, stand vor der Kammerthür — beide Paare ungereinigt. Leere Flaschen mit Aufschrift in Goldbuchstaben — Knieriem hatte sie selbst geliefert — leisteten zwei abgebrannten

Lichtern auf dem Tische Gesellschaft. Eine noch versiegelte, die, schien es, vergessen war, lugte hinter dem Ofen hervor. Teller, in des Krämers Laden gekauft, mit Resten von Brot, Butter und Käse deuteten auf ein bescheidenes Abendmahl. Auch dieser Käse kam aus Sodeles Hand — das Pfund zwei Kreuzer über dem Ladenpreis, weil Aloys ein schlechter Zahler war. Daneben stand, noch ganz unberührt, der Kaffee. Knieriem hob den Deckel auf und roch hinein: es war von der Sorte, die er mit seinem Ladenjungen grün zu färben pflegte. Auch den kleinen Schreibepult unterwarf er einer Prüfung, die ihn nicht erfreute; er fand dort, von einer Glaskugel beschwert, einen Stoß unbezahlter Rechnungen. Andere Rechnungen und Briefschaften lagen, noch unerbrochen, umhergestreut.

Unterdessen schliefen Aloys und Rodrian, obgleich die Schwarzwälder Uhr über dem Pulte schon ein Viertel über Neun wies, ununterbrochen fort. Aus der halb offenen Kammer scholl ein doppeltes Schnarchen: ein kräftiges von Aloys, der als Schneidemüller der großen Säge nacheiferte, und ein sanfteres, wie es dem milden Charakter Rodrians entsprach — ein Sausen und ein Säuseln.

Knieriem räusperte sich in sehr vernehmlicher Weise und stieß mit dem Stocke zwei=, dreimal auf; aber es wollte bei den Schläfern nicht verfangen. Besseren Erfolg hatte er, als er eine Melodie pfiff; denn er detonirte so entsetzlich, daß die beiden Musiker unruhig wurden. Aloys warf sich brummend auf die andere Seite, um sogleich weiter zu schnarchen; Rodrian setzte sich auf im Bette und rieb sich die Augen.

„Guten Morgen, Rodrian! Kann ich Herrn Wild sprechen?"

„„Er schläft noch, wie Sie sehen.""

Obgleich wach geworden, öffnete Aloys die Augen nicht und schnarchte noch lauter; denn ihm schwante nichts Gutes.

„Wecken Sie ihn!" rief jetzt Knieriem; „ich bringe ihm eine dringende Botschaft."

Was war zu machen? Mit Hülfe des Stiefelziehers warf Rodrian vom Bett aus die Kammerthür zu, und nun begann ein Hin= und Herlaufen auf klappenden Pantoffeln, ein Rauschen und Prusten vor dem Waschtisch, ein Klopfen und Bürsten von Kleidungsstücken. Sodele, der das feine Ohr eines Polizeispions hatte, unterschied Alles. Er hörte auch, was er sicher nicht hören sollte: Aloys' gedämpfte Flüche über den „unverschämten Kerl"

und Rodrians gute Rathschläge, wie der Mann vielleicht zu kirren sei.

Mitten unter diesen Gesprächen öffnete sich die Kammerthür, und Rodrian schoß in einem Kostüm, das stellenweise an die griechische Mythologie erinnerte, heraus, um die unglücklichen Stiefel zu holen. Da die Magd, welche nach der Kirche gegangen war, die Reinigung versäumt hatte, mußte er sich jetzt selbst diesem Geschäfte unterziehen.

Knieriem wartete mit der Geduld eines Märtyrers. Er hatte, in Gemeinschaft mit dem Prior, die Frühmesse gehört und durfte jetzt den Hauptgottesdienst um so mehr versäumen, da er als Streiter der Kirche hier anwesend war.

Endlich traten die beiden jungen Männer ein. Aloys schüttelte Knieriem in grimmiger Freundlichkeit beide Hände. Es seien, erzählte er, neue köstliche Sonaten gekommen, die er mit seinem Freunde durchgespielt habe. Die Gottesgabe einer so edlen Musik in edlem Wein zu feiern, sei unerläßlich gewesen, und da hätten sie erst spät an Schlaf gedacht.

Mit einem Blick auf den Pult, wo die unerledigten Rechnungen lagen, begann der Krämer einen Vortrag über Zahlungsunfähigkeit; aber sogleich wurde ihm die Rede durch Aloys abgeschnitten,

der es durchaus nothwendig fand, daß Herr Knieriem eine kleine Erfrischung zu sich nehme. Aus dem Frühstück und den Resten des Abendessens wurde ein Imbiß wohl oder übel zusammengestoppelt. Die Reinigung der Gläser und Teller hatte Rodrian merkwürdig schnell in der Küche bewerkstelligt. Den Glanzpunkt bildete die Flasche, welche jetzt Aloys entkorkte, freilich umschwebt von der düstern Ahnung, daß dies eine Henkersmahlzeit sei, welcher die Hinrichtung dicht auf dem Fuße folgen werde.

Knieriem hatte nach so langem Warten Hunger. Warum sollte er, da er sonst nur das Schlechte aus seinem Laden zu schmecken bekam, nicht auch einmal das Gute genießen, zumal wenn es Nichts kostete, und wenn dem gottlosen Menschen dadurch Abbruch geschah? Auch gewährte es ihm Vergnügen, einmal wieder von geraden Tellern zu essen; denn daheim bediente er sich nur des Ausschusses, der sich im Brennofen krumm gezogen hatte und oft die wunderlichsten Formen zeigte.

So setzte sich denn der Edle mit den zwei jungen Herrn zu Tische, aß vergnüglich mit vollen Backen und wälzte den Wein auf der Zunge, um ihn recht zu genießen. Wild, der wieder Hoffnung zu schöpfen begann, ließ seine „schöne Frau" und die

„wundernetten Kinderchen" leben. Die Frau hatte ein Gesicht, das so schief verzogen war, wie jene Teller; die Kinder mit ihren aufgequollenen Bäuchen und Dachsbeinchen sahen wie chinesische Pagoden aus.

Noth bricht Eisen! flüsterte Aloys seinem rebellischen Gewissen zu. Ich muß mir den Mann stimmen: sonst dissonirt er zu stark.

Da Sodele zu den Menschen gehörte, bei denen sich Wohlthaten in Gift verwandeln, so hatte ihn der edle Rebensaft nur boshafter gemacht. Als die Flasche leer war, wischte er sich den großen Mund. „Der Wein ist preiswürdig," sagte er, „und ich bedanke mich; aber solch ein Trank will auch bezahlt sein."

„„Eine Cigarre?"" unterbrach ihn Aloys, indem er ihm die Büchse zuschob.

Timotheus wählte sich die schönste aus und bat um einen Fidibus. Aloys nahm eins der umherliegenden Papiere und schickte sich an, einen Streifen herunterzureißen.

„Es ist eine Rechnung!" rief der Krämer.

„„O, ich habe noch mehr von dem Zeug!""

„Herr Wild, so sollten Sie nicht reden, am wenigsten Sie, der förmlich in Schulden begraben liegt."

Der Hergang mit dem Fidibus hatte Knieriem in heilige Entrüstung versetzt; er brannte jetzt lichterloh und schüttete die Flammen seines Zorns über Aloys aus, indem er ihm die unbezahlten Rechnungen, wie ebenso viele todeswürdige Verbrechen, vorhielt und dabei mit dem Käsemesser so dicht vor Wilds Gesicht fuchtelte, daß Dieser den Stuhl zurückschob, um seine Nase in Sicherheit zu bringen.

Wild verlor keinen Augenblick den Kopf. „„Herr Knieriem,““ sagte er, „„ich ordne meine Rechnungen nach dem Tage, an dem sie einlaufen, und bezahle sie je nach ihrem Alter, so daß keine unerledigt bleibt, wenn auch der Creditor sich längere Zeit gedulden muß. Ihre Rechnung ist, wenn ich nicht irre, die dritte von oben — ja wohl, die dritte. Da Sie mich nun so ungestüm drängen, lege ich sie zu unterst.““

Damit zog er das Blatt, das an seiner blauen Farbe leicht kenntlich war, heraus, steckte es unter die andern und setzte die Glaskugel wieder auf.

„„Es wird jetzt einige Jahre länger mit der Zahlung anstehen,““ fügte er in anscheinend gleichgültigem Tone hinzu.

Der Krämer fuhr grimmig, wie ein aufgeschreckter Kettenhund, empor und ergriff seinen Stock. Aloys

brachte die Violine, die noch nicht in ihren Kasten geschlossen war, in Sicherheit, und Rodrian stellte sich vor das Clavier; denn es war zu fürchten, daß Knieriem in seiner Wuth auf das Instrument losschlüge. Aber er bezwang sich bei dem Gedanken, daß er ja erst im Anfang seiner Sendung stand, legte den Stock auf den Tisch und brachte eine dicke abgegriffene Brieftasche zum Vorschein, die sich schon zuvor durch einen starken Wulst auf der Brust bemerkbar gemacht hatte. Aus dieser zog er zwei Papiere hervor, hielt sie zwischen den dicken Daumen und Zeigefingern seiner rauhen Hände Aloys vor Augen und — lächelte.

Dies Lächeln war aber eigentlich nur ein Grinsen, wie man es in den Menagerieen bei dem Krokodil sieht, wenn es der Wärter unter der Kinnlade kitzelt und: „Schauen Sie, wie es lächelt!" sagt.

Die zwei Papiere waren jene Wechsel, wovon jeder in die Tausende ging. Er wies deren rechtmäßigen Erwerb nach, machte auf die kurze Frist, die sie nur noch liefen, aufmerksam und drohte, als Aloys sich für jetzt und die nächste Zeit als zahlungsunfähig erklärte, mit Anrufung des Gerichts und Beschlagnahme der Güter.

Noch mitten in der Stube setzte er den Hut

auf, stieß heftig mit dem Stock auf den Boden und schritt ohne Gruß, mit zehn Gewittern auf der Stirne, zur Thür hinaus.

„Rodrian!" rief Aloys, „wir sind verloren! Dieser Hund, von Zecke gegen mich gehetzt, treibt es auf's Aeußerste, und es bleibt mir Nichts übrig, als mich, wie ein blinder Bettler, von Thür zu Thür zu geigen."

Sie hatten eine Weile, stumm vor sich hinbrütend, gesessen, als ein Knabe aus dem Dorfe durch die offen stehende Thür hereintrat und ein Briefchen „an den Herrn Wild" überbrachte. Dieser warf es unerbrochen auf den Tisch in der Voraussetzung, daß es eine neue Rechnung sei. Als aber der Knabe stehen blieb, um auf Bescheid zu warten, und sich als einen Boten des Prälaten kund gab, riß er das Billet auf und las folgende Zeilen:

Mein lieber Herr Wild!

Seit ich Ihr vortreffliches Spiel gehört habe, hege ich den lebhaften Wunsch, Sie kennen zu lernen. Darf ich Sie diesen Morgen um halb Elf zu einem Gespräch unter vier Augen im Garten meines Bruders erwarten?

Blasius,
Dei gratia Prior congregationis S. Eliae.

Nachdem der Knabe mit bejahender Antwort entlassen war, ergingen sich die beiden Freunde in Vermuthungen über diese Einladung. Wie aber besonders ein Künstler-Gemüth in Schmerz und Freude auf und ab wogt, so erschien es Aloys jetzt gar nicht unwahrscheinlich, daß der Prälat, der natürlich ein Mann von großen Verbindungen war, ihn als Musikus für die Capelle eines Kirchenfürsten bestimmt habe.

Als er dann im Garten mit Blasius zusammentraf, fiel er freilich um ein gutes Stück aus dem Himmel seiner Hoffnungsträume nieder, aber doch nicht in den Abgrund, sondern nur bis auf einen Fleck, wo, nach seinem Ermessen, ein anständiger Geiger ausdauern konnte. Der Prior versäumte natürlich nicht, Aloys' Lage möglichst schwarz zu malen, Rauhenthal dagegen im Rosenschimmer zu zeigen. Er schilderte ihm das Glück, dem er entgegengehe, wenn er in der friedlichen Stille des Klosters, frei von aller wirthschaftlichen Bedrängniß, allein in frommen Uebungen und im Dienste der Frau Musica — die ihm selber ja so gut wie manche andere eine Heilige sei — das Leben verbringen könne. „Beten wir nicht auch," rief er, „zur heiligen Cäcilia, der Erfinderin der Orgel, zu

deren Ehren in vielen Klöstern Concerte aufgeführt werden?"

„Hier außen in der Welt" — fuhr er, da Aloys noch immer sich stumm hielt, fort, „ringen die Menschen um den schnöden Besitz des Mammons. Sie selbst, mein lieber Sohn, stehen — vielleicht gerade deshalb, weil Sie ein echter Künstler sind, im Begriff, diesem Kampfe zu erliegen, und das vielleicht um so mehr, weil mein Bruder, der überstrenge Mann" — er sprach dies mit gedämpfter Stimme — „äußerst erbittert gegen Sie ist. Denken Sie, zu welchen Mitteln er schreiten will, wenn Sie das Dorf nicht alsobald verlassen?"

Und nun setzte der hochwürdige Herr die Daumschraube mit der Wassergerechtigkeit an, und sie zwängte und kniff den armen Aloys so heftig, daß er wie eine Maus, der man das Loch verstopft hat, nicht aus noch ein wußte.

„Der heilige Elias, unser Stifter und hoher Patron," fuhr der Mönch in salbungsvollem Tone fort, „öffnet Ihnen liebevoll seine Arme und bietet Ihnen seinen Frieden. Wenn Sie, was jetzt noch in Ihrem Besitz ist, auf uns übertragen: so übernehmen wir die Befriedigung jener Schar Wölfe, die Sie umlauern — ich meine natürlich Ihre Gläubiger — selbst auf die Gefahr hin, Einbuße

zu leiden. Die Regel unseres Ordens, ursprünglich sehr strenge, hat in milderen Zeiten Viel von ihrer Schärfe verloren. Unser Tisch, obgleich natürlich an eine bestimmte Fastenregel gebunden, läßt, wie Sie vielleicht an mir zu bemerken Gelegenheit haben, körperliches Gedeihen zu. Dem Kloster schließt sich ein großer Garten mit Blumenbeeten und Obstbäumen feiner Zucht an. Auch besitzen wir Güter, die wir in schöner Jahreszeit auf einige Wochen bewohnen. Bedarf einer der Väter oder Brüder der Luftveränderung und Erfrischung in besonderem Grade, so ist es ihm gern verstattet, in Gesellschaft eines Klosterangehörigen Monate lang auf dem Finkenhof seinen Aufenthalt zu nehmen. Als der höchstgelegene bietet er ein wunderbares Alpenpanorama und würde längst von dem Naturschwärmervolk überlaufen werden, wenn er ihnen zugänglich wäre. Uebrigens sind wir Rauhenthaler Mönche im Umgang keineswegs auf uns selber beschränkt; unser Thor öffnet sich verschiedenen Freunden und auch Fremden. Gilt der Besuch mir persönlich, dann sehe ich solche Gäste an einer besonderen Tafel ohne jeden Zwang. An diesem Priortisch erscheinen auch eingeladene Brüder auf meine besondere Einladung, Brüder, deren Verkehr mir besonders zusagt, und das ist, offen ge=

standen, besonders bei Denen der Fall, welche Musik machen.“

Aloys hatte bisher mit trüben Augen vor sich hingestarrt. Jetzt ging ein kleines Lächeln über sein Gesicht. Blasius hatte kluger Weise die eigentliche Lockung auf zuletzt verspart und führte nun sein Quartett vor, das zu ergänzen und zu heben Wild so sehr befähigt sei. Er pries die reiche Sammlung von Compositionen für Streichinstrumente, welche andere kunstbegabte Vorgänger und er angehäuft hätten; er rühmte seine hochgewölbte, geräumige Zelle — den „klangvollen Musiksalon,“ wie er ihn nannte — sammt den Instrumenten, die — hier küßte er sich die Fingerspitzen — nach aller Kenner Urtheil den Schätzen des Klosters beigezählt werden müßten.

„„Ich erlaube mir, an Hochwürden die Frage zu richten,““ nahm jetzt Aloys endlich das Wort, „„ob sich bestimmte Meister als Erbauer dieser Instrumente nachweisen lassen.““

„Das ist allerdings der Fall. Das Violoncell, welches ich spiele, ist ein echter Guarnerius, wie denn auch innen deutlich Pietro Guarneri, figlio di Andrea, zu lesen steht. Die Viola stammt von einem jüngeren Amati, der, wenn ich nicht irre, Niccola heißt. Die zweite Geige ist ebenfalls eine

Cremonenserin aus guter Zeit, wenn wir auch den Erbauer nicht kennen, und die Discantgeige, welche ich Ihnen, mein lieber Sohn, anvertrauen möchte, ist ganz unzweifelhaft aus den berühmten Händen des Antonio Guarneri hervorgegangen."

„„Ein Guarnerius!"" rief Aloys mit leuchtenden Augen.

Der Leser erräth, daß der Fisch, als er einen so fetten Wurm schmeckte, kräftig in die Angel biß und sich gefangen gab. Der Prior rief seinen Bruder, der mittlerweile aus dem Gottesdienste gekommen war, und stellte Aloys als Novizen vor. Zecke sprach seine „aufrichtigsten Glückwünsche" aus. „Ihre fromme Mutter," sagte er mit gerührter Stimme, „segnet von Jenseits Ihren Entschluß. Der ältere Bruder hat sich der Kirche, der jüngere dem Kloster geweiht; damit ist eine große, ausreichende Sühne vollbracht. Sprechen wir die Schlußstrophe des Hymnus Ambrosianus:

Deo Patri sit gloria
Ejusque soli Filio
Cum Spiritu Paraclito
Nunc et per omne seculum!"

„„Aber was soll aus Rodrian, meinem Gehülfen und Freund, werden?"" rief Aloys, plötzlich von schmerzlicher Sorge ergriffen.

„Dem geb' ich einen Posten als Schreiber auf einem der Güter, und da er, wie ich höre, kein übler Clavierspieler ist, kann er gelegentlich mit für die Concerte verwendet werden."

2.

Der junge Pfarrherr.

Es sitzt ein Stieglitz auf einem Rosenbäumchen im Pfarrgarten zu Klaus und wendet sein rothes Gesichtchen mit dem schwarzen Mützchen auf dem Hinterkopfe hin und her; er schlägt mit den Flügeln und ruft ziesit! ziesit! — was in der Vogelsprache so viel heißt als: Hier ist's schön! hier ist's schön! Eine alte Frau mit feingeschnittenem Gesicht und tiefschwarzen Augen, mit ehrwürdig weißem Haar, auf dem ein nettes schwarzes Häubchen sitzt, kommt auf dem neubestreuten Gartenwege, eine kleine Gießkanne in der Hand, daher. Sie schaut rechts und links nach den Blumen und besprengt die, welche durstig aussehen, mit erfrischendem Naß. Hier nimmt sie ein aus dem nächsten Busche niedergefallenes Blatt von dem prächtigen Sammtkleid der Aurikel; dort bindet sie eine üppige Nelke, die von ihrem Stäbchen herabgesunken, wieder auf.

Ein munterer Spitz, der noch viel weißer ist, als der Silbersand im Wege, springt, in kurzen, frohen Lauten bellend, um sie her. Da er, ein Pfauenauge verfolgend, in ein frisch gerechtes Beet gesprungen ist, erhält er einen kleinen Klapps. Nun ruht er in der Sonne mit halbgeschlossenen Augen, jeder Gewaltthätigkeit sich enthaltend, im Wege. Nur wenn eine Biene oder ein Käfer vorüberschwirrt, oder wenn ein Mückchen ihm um die Nase tanzt, jappt er nach ihm; so viel ist er seiner Ehre schuldig.

Weiter zurück an der Mauer des Gärtchens stehen Küchengewächse. Die alte Frau hat ein paar Raupen abgelesen und zertreten. Jetzt reißt sie zwei Kohlköpfe aus, deren feingekräuselte Blättchen ein vortreffliches Gemüse versprechen, und wirft sie, wohlabgeschüttelt, in den Korb, den sie mit der Gießkanne vertauscht hat. Dazu fügt sie verschiedene Suppenkräuter und zarte Radieschen; denn die ißt „der Herr" gern.

Der Lärm des Dorfes, so wenig er auch sein mag, bleibt diesem Gärtchen fern. Nichts als das Summen der Insekten und dazwischen der Lockruf des Stieglitz: ziefit! ziefit! Hier ist's schön! hier ist's schön!

Ja wohl ist es schön hier! Das Dörfchen Klaus

liegt hoch am Südabhang der tyroler Alpen mitten unter kühn geformten Felsen, die ein tolles Spiel der Natur umhergestreut hat. Bei der Mauer des Pfarrgärtchens sieht man in ein wildes, steil abfallendes, weit, weit hinabgehendes Thal, durch das sich die junge Etsch schäumend ihre Bahn bricht. Tief unten trifft der Strahl der Sonne ein Wasser: es ist der Gardasee! Auf einigen der nächsten Felsblöcke haben die Landleute sich luftige Gärtchen angelegt, zu denen sie auf wilden Steintreppen oder Leitern hinansteigen; oder die Natur hat selber den Gärtner gemacht und Gebüsch, ja sogar Gruppen von Kastanienbäumen eingepflanzt. Einer der Granitblöcke, als steile Pyramide ansteigend, trägt ein eisernes Kreuz. Man versteht kaum, wie es möglich war, hinauf zu gelangen.

Welche Arbeit haben doch die Etsch und diese Alpenflüsse alle, im Bunde mit Eis, Schnee und Regen, seit Jahrtausenden vollbracht! Die phantastischen Felsenburgen und Felsenstädte, wie sie zu einer Zeit, wo noch keine Menschenbrust athmete, auf diesen Alpen errichtet wurden, zerfallen, von den elementaren Mächten mit langsam zerreibender Hand oder mit wild zuschlagender Faust aufgelöst. Während ein Theil der niederstürzenden Blöcke höher oder tiefer an der Bergwand oder unten im

Thale Posto gefaßt hat, sind die andern, die Runsen hinab, in die Bäche und aus den Bächen beim Hochwasser in die Flüsse gewälzt worden, wo sie abgeschliffen und zerkleint werden, bis sie zuletzt als Sand in die Becken der Seeen und des Meeres fallen und den Gürtel Adrias enger ziehen.

Kann man von jenem Pfarrgärtchen aus eine gute Strecke des Wegs übersehen, auf dem dieser Proceß ewiger Zermalmung vor sich geht: so ist doch der nächste Anblick kein anderer, als ob hier ein Gigantengeschlecht thurmhohe Felsen aufeinander geschleudert hätte, die nun als ewige Denksteine des wilden Spiels aufgerichtet stehen. Aber es ist Raum genug für weidendes Vieh, Gehölz, Aecker und Wohnungen genügsamer Menschen geblieben. Dabei sind nicht selten die Häuser an den Fels gelehnt oder in den klaffenden Stein geklemmt, so daß sich oft schwer bestimmen läßt, wo das Werk der Natur in das des Maurers übergeht. In diesem Sinne kann man von dem ganzen Dorfe Klaus sagen, daß es mit Granit durchwachsen ist.

So hoch und luftig das Oertchen liegt, so ist es doch gegen den rauhen Hauch der Nordwinde durch die Alpen geschützt, die in ihren weißen Mänteln, von dem Wechsel der Jahre unberührt,

hoch am Horizont Wache halten und in ewiger Majestät auf diese Handvoll kleiner Hütten niederschauen, die wie Kartenhäuschen zu ihren Füßen liegen.

Dagegen bietet das Dorf dem Süden so recht die volle Brust, und wie es — selber noch deutsch — auf den wunderbaren Garten Italiens hinabsieht, so gewährt ihm auch diese gesicherte Lage die Gunst südlicher Früchte. Trauben, Kastanien, Melonen gedeihen an der Felswand, von der Sonne bebrütet. In dem Pfarrgärtchen selbst breitet ein Feigenbaum seine weichen Aeste aus, und die dem Mittag zugekehrte Seite des Hauses ist so dicht mit dem Laubwerk einer uralten Rebe tapezirt, daß die Maschen des grünen Netzes die Wand beinahe völlig verdecken. Köstlichere Trauben, als an dieser Wand gedeihen, finden sich selbst in den Weinlauben bei Bozen nicht.

Brigitte, die alte Haushälterin des Pfarrherrn, hat ihre Arbeit trotz der Himmelfahrt verrichtet; denn eine Küche will Feiertags, wie Werktags, besorgt sein. Wie sie, den Korb im Arme, sich anschickt weiterzugehen, kommt ein Schwarm lustiger Landmädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren singend hinter der Gartenmauer her. Die hübscheste und zierlichste unter ihnen: Maria Augentrost, ruft Brigitten einen guten Morgen zu.

„Woher so früh des Wegs, ihr Mädchen?" sagt die Haushälterin.

„„Wir haben die Sonne auf der Steinalm aufgehen sehen.""

„Die Sonne aufgehen sehen? Ist das so etwas Besonderes?"

„„Nein,"" erwiderte Maria lachend, „„sie geht, so viel ich weiß, jeden Tag auf; aber heute, auf Himmelfahrt — das werdet Ihr doch wissen, Mutter Brigitte — hüpft sie dreimal empor, wenn sie hinter dem Dreiherrnspitz heraufkommt, vor Freuden, daß der Heiland zu Gott emporgestiegen ist.""

„Und das habt ihr wirklich gesehen?"

„„Ja, ja!"" schrieen die Mädchen untereinander.

„Ich habe sie nur zweimal hüpfen sehen," rief Eine dazwischen.

„Und ich nur einmal," eine Andere.

„Die haben nicht ordentlich zugeschaut," sagte eine Dritte, zu Brigitte gewendet; „sie haben wahrscheinlich nach den Burschen geschaut, die des Weges kamen."

Ein helles, fröhliches Gelächter, wie es nur dieses Alter kennt, stieg aus dem Mädchenschwarm empor.

„„Lacht doch nicht so!““ sagte Maria, indem ihre großen dunklen Augen einen ernsten Ausdruck annahmen; „„der Herr kann es hören.““

„O, der nimmt kein Aergerniß daran; Der ist zu gut,“ meinte eine Andere.

„„Aber wir könnten ihn in seiner Morgenandacht stören,““ erwiderte Maria. „„Betet er wirklich so viel, Mutter Brigitte?““

„Gewiß! Und mit einem so frommen Herzen — ach, so fromm! Er betet auch für euch, ihr Mädchen, für uns alle, alle — und es wird uns wohl bekommen.“

„„Dort steht er mit dem Rücken gegen das Fenster!““ rief jetzt Maria; „„ich sehe seine Schulter.““

In der That unterschied man an dem Fenster, welches die mit Reben bekleidete Wand durchbrach, die dunklen Umrisse eines Mannes.

„„Jetzt ist er weg!““

„Ei, da habt ihr ja einen ganzen Wald von Blumen, Kräutern und Gesträuch, ihr Mädchen!“

„„Alpenrosen, Enzian, Schmetterlingsblumen, Lavendel, Wachholder und was weiß ich Alles. Vor Sonnenaufgang auf Himmelfahrtstag gepflückt, bringt es Segen.““

„Das ist bekannt. Ihr könnt mir auch ein Wachholderzweiglein in den Stall werfen.“

„„Gerne, gerne!““ riefen die Mädchen; „„aber jetzt müssen wir weiter und uns putzen für die Procession.““

Sie schickten sich an zu gehen, machten aber gleich darauf wieder Halt, als Maria halb verlegen und in gedämpfter Stimme an die Haushälterin die Frage stellte, ob es wahr sei, daß „der Herr“ auf der Geige bete.

Die andern Mädchen ließen ein halbunterdrücktes Lachen hören, und eine derselben sagte zu Maria:

„Du Närrin, wie kann man auf der Geige beten?“

„Da ist Nichts zu lachen,“ erwiderte Brigitte ernst. „Wenn ihr dummen Dinger Etwas von Geigen hört, fällt euch gleich ein Steierscher Hopser ein, und ihr seid mit euern Gedanken auf dem Tanzplatz. Wer von euch ist in Bozen gewesen?“

„„Ich, ich!““

„Habt ihr dort nicht in der Franciskanerkirche die geigenden Engel gesehen!“

„„Ja, ja!““

„Glaubt ihr, daß Diese auch einen Hopser spielen?“

„„Nein, nein!““

„Nun, so wie die Bozener Engel, so geigt auch unser Herr. Er ist sehr geschickt auf dem Instrument, das er daheim, auf dem Seminar und zu Neumarkt, wo er Caplan war, fleißig geübt hat, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß. Wenn er nun allein auf seiner Stube ist, und der Sinn steht ihm darnach, so geht er mit der Violine auf und nieder und spielt und spielt — man kann es nicht beschreiben. Horcht! jetzt stimmt er sein Instrument. Gleich werdet ihr es hören, ob man auf der Geige beten kann.“

In der That begann jetzt ein Spiel, das wohl auch ein ungebildetes Ohr fesseln konnte. Erst war es ein einfacher Choral, dann Variationen zu demselben, die ihm, schien es, die andächtige Stimmung des Augenblicks in die Seele gab. Die Mädchen lauschten athemlos; Maria faltete unwillkührlich die Hände.

Als er den letzten Strich gethan hatte, gingen sie leise flüsternd von dannen.

Die Haushälterin bewegte sich jetzt mit ihrem Korbe gegen das Pfarrhaus, begleitet von dem Spitz, der von den Landmädchen wenig Notiz genommen hatte. Wie sie in die Nähe des Fensters kam, erschien im Rebenlaub — wie ein Bild in

einem reichverzierten Rahmen — Silvesters sanftes Angesicht mit dem heitern Gottesfrieden auf der Stirn und in den Augen.

Er hatte als Caplan zu so großer Zufriedenheit des Bischofs gewirkt, daß ihm schon nach zwei Jahren die Pfarrstelle in Klaus, die freilich mager genug war, anvertraut wurde.

„Brigitte," sagte er, „der Taglöhner Ignaz ist hier. Seine Frau liegt in den Wochen, und es fehlt den armen Leuten an Leinwand. Da muß geholfen werden."

„„Aber Sie wissen doch, Herr Pfarrer, daß Alles, was Sie von alter Leinwand aus dem Nachlaß der Frau Mutter selig noch besaßen, bis auf den letzten Fetzen verschenkt ist.""

„So nimm neue Leinwand. Und eine gute Suppe kochst Du der armen Frau auch, nicht wahr?"

Damit schloß er das Fenster.

„„Er schenkt das Betttuch unter dem Leibe und das Hemde aus dem neuen Dutzend weg! Nein, was zu Viel ist, das ist zu Viel!""

Die Nordseite des Pfarrhauses sieht nach der Kirche und den Bauerhäusern. Um die Thür desselben wölbt sich ein Triumphbogen aus Tannenzweigen, der freilich schon ein wenig verstaubt ist;

Kränze aus Buchs mit verblaßten Bändern sind zwischen den Fenstern aufgehängt. Vor der Kirchenthür sieht man Maien aufgepflanzt, deren Blätter freilich auch zu schrumpfen beginnen. Es sind das Reste der Feierlichkeit, als der neue junge Pfarrherr von den Bewohnern des Bergdorfs eingeholt wurde. Sie sollen heute, auf Himmelfahrt, noch einmal dienen.

Auf den Bänken vor den Häusern sitzen die Bauern im Sonntagskleide, während die Joppe im Hause am Nagel hängt; denn es gilt heute, frische Hemdärmel zu zeigen. Wie aus den Schornsteinen, so steigt auch aus ihren Pfeifen der Rauch gerade aufwärts in die windstille Luft. Junge Burschen und Mädchen stehen in abgesonderten Gruppen, aber doch so, daß die Einen die Andern im Auge behalten. Kinder klettern auf dem Gebälke, das neben der Kirchhofmauer liegt. In der Gasse steht ein mächtiger Röhrbrunnen mit langen Steintrögen für das Vieh. Aus drei Röhren stürzen in kreisender Bewegung mächtige Wasserstrahlen, in denen die Sonne spielt. Pfarrers weißer Spitz liegt jetzt auf der Vortreppe des Hauses. Er meidet vornehm die Bauerhunde, die in der Nähe sich umhertreiben, und wartet auf seinen Herrn,

der ein Kleid angelegt hat, worin er auszugehen pflegt.

Allmählich sammelt sich Jung und Alt auf dem Kirchhofe und dem Platze, der zwischen ihm und dem Pfarrhause liegt. Der Küster und zwei Meßbuben gehen in die Kirche. Silvester tritt, von Allen ehrfürchtig begrüßt, aus dem Hause; er schreitet an den Mädchen, denen wir bei der Mauer des Pfarrgartens begegnet sind und die jetzt schmuck genug in ihrer Feiertracht aussehen, vorüber. Maria Augentrost will ihm die Hand küssen, aber er wehrt es ab. Einen Knaben, der seinen Rockzipfel an den Mund führt, weist er streng zurück. Er geht, von dem Spitz begleitet, nach der Sacristei, um die Pristergewänder anzulegen. Von dort kehrt der Hund nach Hause zurück; denn er weiß, daß es Nichts in der Kirche für ihn zu thun gibt.

Der Kopf der Procession, die freilich bei den geringen Mitteln der Gemeinde ärmlich genug ausfallen muß, ordnet sich im Gotteshause. Das Beste, was sie aufzuweisen hat, ist eine wirklich reich ausgestattete Fahne mit der Madonna — das Geschenk eines Bozener Seidenfabrikanten, der ein kleines Landhaus in der Nähe des Dorfes besitzt. Augentrost, Marias Vater, der jenen Sommersitz zu besorgen hat, trägt heute die Fahne. Die zwei

Seidenschnüre, die von ihr niederhängen, werden von Maria und einem anderen Mädchen gehalten; es ist dies eine Ehre, die nur Auserwählten zu Theil wird. Ein Kreuz, das ein Knabe trägt, eröffnet den Zug; dann folgt die Marienfahne. Hinter den Knaben kommen die Mädchen, Alle je Zwei und Zwei. In der Mitte des Zuges erscheint Pfarrer Wild unter einem verblichenen Thronhimmel. Hinter ihm zeigen sich, freilich nur in kleiner Anzahl, die Männer, da viele als Steinarbeiter und Maurer über Sommer in der Fremde verweilen. Den Schluß machen, ihren Rosenkranz eifrig betend, die Frauen.

Der Zug geht zuerst durch das ganze Dorf, wo Haus um Haus eingesegnet wird; dann durch die Aecker und Weinberge, die freilich nur in kleiner Anzahl vorhanden sind; zuletzt auf einen von der Rückseite leicht besteigbaren Felsen. Da oben nur wenig Raum ist, bleibt der größte Theil des Zuges, natürlich auch die Männer mit dem Traghimmel, zurück. Es ist ein erhabener Anblick, Silvester im weißen Priestergewande mit den Chorknaben oben auf dem Felsen zu sehen, wie er, die Arme ausbreitend, den Segen spricht.

Damals hielten die Pfarrer der nächsten Dörfer an Sonn- oder Feiertagen Zusammenkünfte, wobei

bald der Eine, bald der Andere den Wirth machte. Aufgefordert beizutreten, willigte Silvester gern ein, obschon er — sich selber unbewußt — eine fremde, weit feinere Blume in dem Pastorenkranze war. Glücklicher Weise befanden sich keine Zecke unter diesen geistlichen Herrn. Es war Mittelgut von Menschen, keiner extremen Richtung angehörend und nach Erscheinung und Bildung mehr oder minder an den niedern Stand, woraus sie hervorgegangen waren, erinnernd. Wenn sie auch den Bauern, unter denen sie ja allein zu wirken hatten, genügten: so wäre immerhin mehr Eifer und Einsicht der Hirten für die Herden von großem Nutzen gewesen.

Daß sie wirklich religiöse Naturen waren, konnte man von ihnen nicht sagen; auch fühlten sie den Gegensatz zwischen sich und Silvester sehr wohl und nannten ihn den Heiligen. Sie hatten den Priesterstand als einen Ehrenstand ergriffen, der zu gleicher Zeit ein sorgenloses, bequemes Leben bot. Sie kamen ihren Verpflichtungen ziemlich handwerksmäßig nach und pflegten daneben Liebhabereien, die ihnen eigentlich mehr am Herzen lagen, als Messelesen und Beichtehören. Der Eine setzte seinen Stolz darein, die schönsten Rosen in der ganzen Gegend zu erzeugen, der Andere war

ein leidenschaftlicher Obstzüchter und konnte über einem feinen Apfel Himmel, Hölle und Fegfeuer vergessen. Der Dritte botanisirte mit einer grünen Blechbüchse in der Gegend umher und war ein großer Kenner der Alpenflora. Der Vierte begleitete mit einer Büchse von anderer Beschaffenheit den Förster des Orts zu kühnen Waidgängen, ja sogar zur Gemsenjagd. Der Fünfte verweilte lieber im Stall und auf der Alm, als in seinem Studirzimmer, und trieb gern Tausch- und Kaufhandel mit Vieh. Der Sechste endlich war den Genüssen der Tafel und des Kellers zugethan, wozu Vermögen und eine reiche Pfründe die Mittel gaben. Seinen Keller nannte er die Bibliothek, und man mußte ihm nachrühmen, daß er fleißig darin studirte. Daneben sprach er aber doch auch viel von seinen Erfolgen als geistlicher Hirt, und wie er es verstehe, die Seelen selig zu machen.

Man entschädigte sich eben wohl oder übel für die Einsamkeit und den Zwang des Cölibats — wenn nicht etwa, was auch wohl vorkam, die wilde Ehe rohen Ersatz gab. Ein gutes Buch lesen, ein gediegenes Gespräch führen, an den geistigen Errungenschaften der mit Riesenschritten vorwärts eilenden Zeit Theil nehmen waren Dinge, die himmelweit aus dem Gesichtskreise dieser Herrn lagen,

und auch nicht von oben her gewünscht wurden. Höchstens hielt man eine vom Bischof empfohlene Zeitung, welche die politischen Ereignisse in den dürftigsten Umrissen und unter den beschränktesten Gesichtspunkten mittheilte. Mit den Büchern, die etwa angeschafft wurden, verhielt es sich ebenso.

An dem Nachmittag jenes Marienfestes befanden sich die Herrn zum erstenmal bei „dem Heiligen". Es ging einfach her: Kaffee, Butterbrot, Landwein — gerade so viel, als die Satzung des Kranzes gebot. Wild hielt schon deshalb streng auf den Mäßigkeitsparagraphen, weil ihm seine Armen so Vieles wegzehrten. Dies erregte freilich das Murren des Seelenseligmachers, der, wenn ihn die Reihe traf, wahre Schmäuse veranstaltete.

Es mußte damals besonders tiefe Ebbe in Silvesters Säckel sein; denn als der Botaniker eine kleine Sammlung zu Gunsten einer verarmten frommen Wittwe veranstaltete, gab er als Beitrag — den Mailänder Dom in Steindruck, den er von der Wand nahm mit der Bitte, ihn im nächsten Städtchen zu veräußern.

Auch die Cigarren, welche der des Rauchens unkundige Wirth bot, genügten dem Seelenseligmacher nicht; vielmehr reichte er von seinen eigenen Glimmstengeln umher mit der Bemerkung: ein

richtiger Priester müsse stets auf guten Weihrauch bedacht sein.

Der Rosenzüchter, der es liebte, sich an seinen Kameraden zu reiben, fing an, Silvester mit seiner Heimat Kroxen aufzuziehen, und spottete über die versteinerte Gräte, die Zecke herbeigeschafft habe, um Geld zu machen. Der Jäger meinte: wenn man sich nicht in der glücklichen Lage des Seelenseligmachers befinde, sei eine so einträgliche Gräte wahrlich nicht zu verachten.

Silvester erröthete einmal über das andere Mal und schwieg.

Jetzt schlug der Viehhändler vor, eine Partie Landsknecht zu machen, und zog, da sich bei dem Heiligen natürlich keine Karten vorfanden, ein ziemlich abgegriffenes Spiel aus der Tasche. Allein Silvester bat um Erlaubniß, da er doch heute der Wirth sei, einen kleinen Vortrag halten zu dürfen, indem er zugleich den Wunsch aussprach: den Berufsgenossen dadurch Veranlassung zu ähnlichen Mittheilungen zu geben.

Die Gesichter der Herrn Collegen verlängerten sich augenscheinlich bei dieser Neuerung; doch gab der Umstand Trost, daß Silvester nur einen halben Bogen zum Vorschein brachte. „Es wird bald vorbei sein," sagte der Viehhändler leise zu dem Jäger;

„trösten wir uns einstweilen mit der feinen Cigarre!"

Wild las:

„Preis der römisch-katholischen Kirche, eine Vision.

„Ich schwebte in Vogelgestalt über Rom und sah alle Länder der Erde, wie eine Karte, vor mir ausgebreitet. Zu meinen Füßen schwamm die schöne Halbinsel Italien im blauen Meere, und aus dem Vesuv stieg eine Rauchsäule in Gestalt einer riesigen Pinie. Gegen Norden breiteten sich die deutschen, die englischen und die zackigen scandinavischen Länder aus, westwärts Frankreich und Europas meerumflossenes Haupt Spanien, ostwärts Oesterreich, die Türkei, Griechenland und die unermeßlichen Steppen Rußlands. Von den Eisfeldern, welche um die sibirischen Inseln hoch im Norden wogten, bis zum indischen Tropenlande lag das alte Asien, jenseits des Mittelmeeres das unerforschte Afrika, jenseits des atlantischen Oceans der fast durch drei Zonen gestreckte Leib Amerikas. Auch die Inselreiche des großen Oceans waren, wie Herden, die der Hirt um sich sammelt, erschienen. Dies Alles erschien mir nahe genug, um es aus der Luft, in der ich wie ein Adler auf und nieder stieg, mit den Augen zu ergreifen.

„In den Ländern und Welttheilen und auf den Inseln in Süd und Nord ergingen sich Völker, verschieden nach Kleidung, Farbe und Art, und die mannigfachen Sprachen, die sie redeten, die Gebete und die Lieder, die sie ihrem Gott oder ihren Götzen darbrachten, klangen wie rauschende Wasser herauf an mein Ohr. Und ich schwang meine Fittige und ließ mich, der Peterskirche gegenüber, auf dem Dach eines hochgelegenen Klosters nieder. Allmählich sank die weite Welt, die vor mir lag, in Dunkel; Flüsse und Meer, Bergrücken und Alpengipfel, welche noch eben im Abendroth geflammt hatten, waren erloschen; die Städte nah und fern mit ihren Mauern und Thürmen zeigten sich nur noch in schwarzen Umrissen. Plötzlich flammten sämmtliche Fenster in St. Peter, wie von einem innern Brande, und alle die Dome, Kirchen und Kapellen der römisch-katholischen Christenheit strahlten von wunderbarem Lichte. O wie viele Länder sah ich jetzt in vollem Glanze schwimmen: Italien, Frankreich, die pyrenäische Halbinsel, einen großen Theil von Deutschland, die österreichischen und polnischen Länder, Mittel- und Südamerika! Wo unsere heilige Religion noch nicht weiteren Raum gewonnen, oder wo man sie — gewiß nur vorübergehend — verdrängt hat, sah man wenigstens ein-

zelne Kirchen und Kapellen leuchten. So weit Menschen wohnen, ist auch der alleinseligmachende Glaube gedrungen.

„Und jetzt erklang, mächtig wie Sturmesbrausen, eine Orgel aus St. Peter, und alle die Völker, Gemeinden und einzelne Gläubige sangen in der gleichen Sprache unserer heiligen Kirche: Te Deum laudamus!

„Plötzlich verstummte der Gesang, alle Lichter erloschen und vollständige Nacht lag wieder über der Erde. Da that sich im Osten eine dunkle Wolke auseinander, als ob die Sonne eines neuen Morgens aufsteigen wollte. Aber es war keine Sonne, sondern ein kleiner offener Tempel, der sich marmorweiß von dem Goldgrund abhob. Der heilige Bau schwebte immer näher und ließ sich zuletzt auf dem Grunde nieder, wo ich zuvor die stolze Roma mit ihrem Petersdom gesehen hatte. Inmitten des kleinen Tempels stand in strahlendem Gewande der heilige Vater, die dreifache Goldkrone auf dem Haupte, den Hirtenstab mit dem doppelten Kreuze, womit er die Schafe der Welt weidet, in der Hand. Und alle die Bewohner der Erde nah und fern, die ihn als Oberhirten und Stellvertreter Christi verehren, und ich selber als

junger Priester unter ihnen, lagen auf den Knieen, die Augen verehrend zu ihm emporgerichtet.

„Und siehe! es traten vier göttliche Gestalten auf ihn zu: rechts ein Mann und eine Frau, links zwei Frauen. Der Mann, welcher von der Rechten kam, trug ein diamantenes, wunderbar funkelndes Kreuz. Das neigte er vor dem Haupte der Christenheit und sprach:

„‚Heiliger Vater, ich bin der Glaube. An diesem Kreuze, das ich halte, funkeln die Sterne, die dem Menschen durch's Leben nach der Ewigkeit leuchten: die Sterne der Religion. Sinkt mein Kreuz, so erlöschen auch die Sterne. Innerhalb unserer römisch-katholischen Religion ist kein Streit; denn Du selber bestimmst, von dem heiligen Geiste erleuchtet, ihr Gebiet und setzest ihre Grenzsteine. Andere Bekenntnisse streiten um ein Mehr oder Minder dieses Gebietes. Wer aber nicht das Ganze glaubt, den achtest Du Dem gleich, der gar nicht glaubt.‘

„Darauf trat die Frau, die gleichfalls zur Rechten stand, vor. Sie trug ein festzusammengeschnürtes Bündel Pfeile in anmuthiger Haltung auf der Schulter. Dieses legte sie zu des Papstes Füßen nieder und sprach:

„‚Heiliger Vater, ich bin die Einheit. Was ich Dir bringe, das ist das Symbol der Kraft, deren sich unsere Kirche durch mich erfreut. Viele Abtrünnige nennen sich Christen; aber wer den Statthalter nicht kennt, kennt auch den Heiland nicht. Sie haben das Gewand unserer heiligen Religion in Stücke gerissen und einen Aermel davon zurückbehalten, der sich jeden Tag mehr verfasert. Wo die Einheit fehlt, fehlt auch die weltbezwingende Macht. Sie werden vergehen, diese Sectirer, und zusammenfallen, wie Schaubuden, die auf wenige Wochen erbaut sind. Du aber wirst Dich stets neu bewähren in Deiner Herrlichkeit und über die Könige und Kaiser der Welt das Zepter führen.‘

„Jetzt nahten sich die zwei Frauen von der Linken. Eine derselben, die ein flammendes Herz in der Hand trug, fiel nieder und sprach:

„‚Heiliger Vater, ich bin die Frömmigkeit. Wo stehen die Tempel täglich dem Gebete der Gläubigen offen? Wo findet die Inbrunst des religiösen Gemüthes reichere Nahrung? Wo bietet sich ein willigeres Ohr dem Bekenntniß des reuigen Sünders? Wo werden die frommen Werke so gern und reichlich geleistet? Wo sehen wir durch freiwillige Entbehrung, ja durch gänzlichen Verzicht

auf die Genüsse der Welt, den Sinn der Menschen mehr gekräftigt, geläutert und geheiligt? Nirgends, als wo Deine Priester walten.'

„Zuletzt brachte die zweite Frau von der Linken, auf deren anmuthiger Stirn ein goldner Reif glänzte, ihre Huldigung dar. Auf ein Knie sich niederlassend, beugte sie das edle Haupt tief zur Erde. Dann, sich wieder aufrichtend, warf sie die langen, vollen Locken auf ihren Nacken zurück und sprach:

„‚Heiliger Vater, verachte mich nicht um der Hoheit der drei Anderen willen; nicht nur sie, sondern auch ich, die Schönheit, sind der römisch-katholischen Kirche vermählt. Im Dienste Roms haben die Künste ihre Schwingen entfaltet und den höchsten Flug gethan. Es ist nur wenig Menschen gegeben, sich so ganz von der Welt zu scheiden, wie die Frau mit dem brennenden Herzen begehrt. Der Erdensohn sucht Befriedigung seiner Sinne, und unsere Kirche maßt sich nicht an, die Lebensfreude unnatürlich zu ersticken. So hat auch die Schönheit ihr Recht, und wenn bisweilen der blutende Christ zu streng von dem Kreuze niederschaut, gewährt der holde Anblick der Madonna süßen Trost. Vor allen Heiligen lehrt sie uns,

welche Macht der Kirche aus der Schönheit erblüht.‘

„Nach diesen Worten schwanden alle Vier: der Glaube, die Einheit, die Frömmigkeit und die Schönheit, wie Schatten hinweg. Der heilige Vater aber hob die Hände, um die Millionen, die zu seinen Füßen lagen, zu segnen, und wir alle sangen im Chor: Tu es Petrus. Super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Und die Natur stimmte mit ein in unseren gewaltigen Sang; die Wälder und Ströme erbrausten; die dunkelwogenden Oceane wallten schäumend empor, und das rothe Feuer des Vesuv stieg in mächtigem Wirbel, wie von einem Opferherde, zum Himmel empor.“

Silvester hatte geendet, und die Collegen zollten Beifall; es war ja für Alle eine oratio pro domo. Die Rede wandte sich, an den Vortrag anknüpfend, auf die schönen Formen, deren sich die katholische Kirche mit vielem Geschick bediene. Der Rosenzüchter verglich die mannigfaltigen, nach Form und Farbe so kleidsamen Priestergewänder mit dem schwarzen Chorrock der Protestanten. „Es ist schlimm genug,“ sagte er, „daß wir uns außerhalb der Kirche schwarz tragen müssen; daher auch unser Ekelname: die Schwarzen. Da nun aber der Teufel auch der Schwarze genannt wird, so ge-

rathen wir in bedenkliche Gesellschaft. Uebrigens ist Schwarz gar keine Farbe und kann höchstens Trauer bedeuten. Keine Blume ist ja schwarz, und wenn es welche von dieser Farbe gäbe, Niemand würde sie hegen, Niemand zu einem Strauße verwenden."

Man hob dann weiter die reiche Ausstattung der katholischen Kirchen, die Wechselgesänge, die Meßdiener, den Weihrauch, das Glöcklein, das bei der Wandlung geläutet wird, das ganze Meßopfer, die Bilder, die Crucifixe und Heiligenstöcke, die Kapellen, die Festaufzüge mit Fahnen, Lichtern und Figuren, die Wallfahrten nach den Gnadenorten und vieles Andere, was durch Sinnenreiz zur Andacht wecke, hervor und verglich damit die nackten Wände der protestantischen Gotteshäuser, den kahlen Altar, den einförmigen, nicht selten ohrenzerreißenden Gesang der Gemeinde, die oft nüchterne, im engsten Gedankenkreis sich bewegende Predigt, bis dann schließlich das ganze Kirchenwesen der „Abgefallenen" als „kalt" und „langweilig" verdammt wurde.

In dem Zimmer, wo die Geistlichen versammelt waren, hing Wilds Violine; es lag also nahe, ihn zum Spiel aufzufordern. Er lehnte jedoch ab und machte einen andern Vorschlag. „Was ich spiele,"

sagte er, „sind Phantasieen, die sich nicht auf Commando einstellen. Lassen Sie uns, da es nicht an Sängern und guten Stimmen unter uns fehlt, in die Kirche gehen und einige schöne Choräle aufführen. Der Küster wird die Orgel spielen und ich ihn mit der Violine begleiten. Wir werden, denke ich, einen herzerquickenden Genuß haben.“

Alle, mit Ausnahme des Seelenseligmachers, der nicht gern auf seine Cigarre verzichtete, riefen Beifall, und es kam wirklich eine gute Aufführung zu Stande. Celanos Sequenz: Dies irae, dies illa brauste mächtig daher, und die Landleute fanden sich zahlreich ein, um dem gewaltigen Liede zu lauschen.

3.

Bei St. Elias.

Silvester hatte schon mehrere Tage vor Himmelfahrt einen Brief seines Bruders aus Rauhenthal erhalten, worin ihm Dieser mit wenigen Worten seinen Uebertritt in's Kloster kundgab. In diesem Schreiben, das überhaupt einen merkwürdig frommen Ton anschlug, sprach er die Hoffnung aus, beim Zusammensturz seines weltlichen Glückes das Heil der Seele zu gewinnen. Zum Schluß ging er Silvester um seine Fürbitte bei Gott an, „wo er, der ruinirte Musikant, jedenfalls wenig Credit habe."

Der junge Pfarrherr war bei dieser ganz unerwarteten Nachricht nicht wenig erschrocken. Er mußte sich sagen, daß Aloys nicht aus dem Holze war, woraus man Klosterleute schnitzt. „Es ist der unüberlegte Schritt eines überspannten Menschen," rief er aus, „der, weil er Gott verloren, in der Irre geht."

Aber das Kloster hatte schon so manches Weltkind zur Einkehr in sich selbst geführt; warum sollte es bei Aloys unmöglich sein?

Seine Antwort war wohlwollend und liebevoll. Er flehte zum Himmel um Segen für ‚das in die Herde zurückgebrachte verwilderte Lamm.‘

Als er dann am Abend jenes Festtages die Collegen eine Strecke weit vor das Dorf begleitete, kam ihm die Botenfrau, unter schwerem Tragkorb keuchend, entgegen. Schon in der Ferne zog sie einen Brief aus der Schürze und hielt ihn empor.

Wiederum ein Schreiben des Bruders Karmeliter mit anderem Postzeichen! Was hat das zu bedeuten?

Aloys schrieb:

„Caro mio!

„Mein officieller, in zerknirschter Stimmung entstandener, sicherlich sehr wunderlicher Brief von neulich wird in Deinen hochwürdigen Händen sein. Es folgt hier eine zweite, in der Heimlichkeit der Zelle und deshalb ohne allen Zwang abgefaßte Epistel, welche jedenfalls meine jetzige Stimmung ehrlich wiedergibt — eine Stimmung, die freilich einigermaßen umgeschlagen ist; denn Der, welcher kopfüber in's Wasser springt, fühlt anders, als Der, welcher wieder auftaucht.

„Besteller dieser Zeilen ist der treue Rodrian, welcher von Zeit zu Zeit in unsern heiligen Mauern erscheint, um über landwirthschaftliche Dinge, wie zerbrochene Pflüge, Mäusefraß im Korn, Düngercompost und Ankauf neuer Klosteresel — als ob wir deren nicht schon genug hätten! — dem Prior zu berichten, oder auch, um an unseren Concerten als Sonatore di pianoforte Theil zu nehmen. Dieser edle Rodrian erklärt sich bereit, der Kanal unserer brüderlichen Liebe zu sein und heimlich auch Briefe von Dir an mich zu bestellen.

„Daß ich in der Mönchskutte stecke, daran ist jene göttliche Dame Schuld, die mich, wo ich auch sein mag, mit höchsteigenem Daumen und höchsteigenem Zeigefinger an meiner sommerfleckigen Nase herumführt: die maledetta divina Signora Musica. Sie haben famose Cremoneser Geigen, diese Karmeliter — wenn auch nicht so gut erhalten, als so vornehme Instrumente es verdienen. Blasius, der Prior, den Du ja auch einmal in Kroxen gesehen hast, spielt das Violoncell gar nicht übel. Dem Bruder Hilarion ist die Viola anvertraut, die er freilich, wie ein roher Bauer seinen Gaul, tractirt; aber, da er Talent hat, hoffe ich ihn noch zu züchten. Pater Macarius, den sie im Kloster den Ketzer nennen, führt die zweite Geige mit pedantischem

Anstand, und ich selbst, als der eigentliche Maestro, lasse meine erste Geige, meinen Anton Guarnerius, als Prima Donna singen. Dabei dirigire ich, der Concertmeister, mit Kopfnicken nach rechts und links, um die drei Dickbäuche in Ordnung zu halten.

„Neulich, als Bruder Hilarion in dem Haydn'schen G-moll-Quartett regelmäßig um einen halben Ton nachschleppte, faßte mich die Ungeduld und ich schlug ihm mit dem Fiedelbogen auf die Glatze, ich, der Novize, dem Graubart! Der Prior mußte Anstands halber ein Donnerwetter loslassen und verurtheilte mich zu sechsunddreißig Geißelhieben — wir nennen das die kleine Disciplin —, die ich mir nach dem letzten Gebete unter Aufsagung des Psalms Miserere auf den entblößten Rücken ertheilen sollte; aber er zwinkte dabei seltsam mit den Augen, daß ich gleich sah, es war nicht so schlimm gemeint. Als dann die zwei andern Quartettisten gegangen waren, klopfte er mir freundlich auf die Schulter und sagte: ‚Mein lieber Sohn, Ihr Vergehen ist nicht gering; aber Sie haben im Eifer der guten Sache gefehlt. Wenn der Novizenmeister heute Abend zur Stunde Ihrer Geißelung vor Ihrer Thür vorbeikommen wird, so schreien Sie Ihren Psalter recht laut und — hauen den alten Lederstuhl, der in Ihrer Zelle steht; dem thut es nicht weh. Ueber-

haupt — hüten Sie sich vor dem Novizenmeister! Sobald er Verdacht schöpft, tritt er unangemeldet bei Ihnen ein und schwingt selber die Geißel auf Sie.'

„Als ich erklärte, daß ich das nicht leiden würde, erwiderte der Prior: ‚Sie müssen dies und noch weit mehr leiden lernen. Was bedeuten die drei Knoten im Strick des Mönchs? Armuth, Gehorsam, Keuschheit.'

„Mit mir zugleich ist noch ein anderer Novize eingetreten, der, wie es ausbedungen war, eine schöne Ausrüstung mitgebracht und nicht weniger als sechshundert Ducaten eingezahlt hat. Wir besuchen zusammen den Unterricht des Novizenmeisters, und ich setze jetzt das Latein fort, das ich in Kroxen bei Pastor Kupfer eben so eifrig als erfolgreich versäumt habe; aber wir treiben nur Küchen-, ich will sagen: Kirchenlatein, das uns in kleinen, bequemen Portionen verabreicht wird, und es bleibt mir neben dem Unterrichte und der genau vorgeschriebenen Beterei noch Zeit genug zum Geigen und zur schriftlichen Unterhaltung mit Dir. So wirst Du durch Rodrian eine Art Tagebuch erhalten — längere oder kürzere Stücke, wie es sich gerade schickt. Und somit schließ' ich für diesmal."

An dem Rande des Briefes stand Rodrians Adresse.

„Morgen sind es drei Wochen, daß wir unser Noviciat angetreten haben. Acht volle Tage lang wurden wir auf diesen Act durch geistliche Exercitien vorbereitet, und ich kann wohl sagen, daß keine Köchin je ihren Nudelteig so sorgfältig durchgeknetet und zerarbeitet hat, als wir mit Gebeten, frommen Betrachtungen, Selbstprüfungen, Bekenntnissen und Zerknirschungen heimgesucht wurden. Als der gute Prior sah, wie seekrank ich schließlich war, redete er mir unter vier Augen zu: ‚Halten Sie die acht Tage geduldig aus, mein Sohn; am neunten — geigen wir!‘

„Unser Eintritt in's Noviciat wurde, wie es herkömmlich ist, in öffentlicher Feier vollzogen. Die Kirche, die an's Kloster stößt, war mit Andächtigen und Neugierigen überfüllt. Die Eltern und Geschwister Bernhards — so heißt mein Noviz-Kamerad — waren gekommen und weinten dicke Thränen. Ich bemerkte von Bekannten nur den Krämer Knieriem aus Kroxen. Er grüßte mich mit mehr Ehrfurcht, als nöthig war, und betete inbrünstig, indem er, die Arme weit ausstreckend, ein Kreuz darstellte. Beides: die Ehrfurcht und die Inbrunst, hatten einen guten Grund: die verschiedenen Rechnungen, die ich unerledigt gelassen hatte, waren von dem Kloster bis auf den letzten

Kreuzer — Capital und Zins — in schweren Kronenthalern gezahlt worden.

„Die Gemeinde stimmte: Veni creator spiritus! an; worauf diesmal der Prior selber die Kanzel bestieg und von der Seligkeit des Klosterlebens als dem Vorschmack der ewigen Seligkeit predigte. Er verglich dabei Rauhenthal und mich mit Aeneas und Anchises. So wie Aeneas den alten Papa auf seinen Schultern aus Trojas Flammen hinweggetragen hat, so nimmt mich Rauhenthal in die Arme und flüchtet mich aus den Flammen der Weltlust in die heilige Stille des Klosters.

„College Bernhard wurde mit einem andern Gleichniß bedacht. ‚So wie' — rief der Prior aus und fuhr gewohnheitsmäßig mit der Linken aufwärts, mit der Rechten abwärts, als ob er Cello spielte — ‚so wie St. Elias, der Stifter unseres heiligen Ordens, auf dem Feuerwagen in den Himmel fuhr, so steigt jetzt dieser Jüngling Bernhard aus dem Sumpfgebiet der Sünde in den reinen Aether eines nur Gott geweihten Lebens empor.'

„Es war vor dem Altar ein Teppich ausgebreitet worden, und während die Mönche auf dem vergitterten Chor den Psalm: Ecce quam bonum, quamque jucundum habitare Fratres in unum anstimmten, knieten wir zwei Opfer zur Abschlach-

tung nieder. Man sagt, daß es ein wunderliches Gefühl sei, wenn der Scharfrichter dem armen Sünder, bevor er ihm den Kopf abschlägt, mit der kalten Schere den Nacken berührt, um die Haare zu kürzen. Ein ähnliches Gefühl glaube ich empfunden zu haben, als die rothen Flammen meines Hauptes dem knirschenden Stahl erlagen und über Brust, Rücken und beide Schultern, wie dicke Schneeflocken, niederfielen, bis endlich nur noch der schmale Haarkranz, die corona humilitatis, übrig blieb.

„Mittlerweile hatte der Prior unsere Kutten, die auf dem Altar lagen, unter den üblichen Gebeten eingeweiht. Wir Beiden aber erhoben uns, und während zwei Chorknaben den Teppich mit unserem Haarschmuck, dem rothen und dem schwarzen, hinwegtrugen, begaben wir uns vor den Altar und fielen auf der untersten Stufe nieder.

„‚Ziehet aus den alten Menschen und leget den neuen an!‘ rief Blasius. Da wir aber unmöglich vor dem Publicum Toilette machen konnten, verschwanden wir im Chor, wo uns einige Mönche ausschälten und neu costümirten. Ich schaute sehr kühlen Herzens Allem, was mit mir geschah, zu, indeß der kleine, gute Bernhard so tief ergriffen war, daß er in seiner Verwirrung in die Joppe, die ich eben abgelegt hatte, hineinfahren wollte.

Pater Zachäus, der älteste unter den Mönchen, bot ihm als ein zerstreuter, ungeschickter Mann die weit längere, für mich bestimmte Kutte an. ‚Du Esel!‘ fuhr ihn Bruder Hilarion, der Violaspieler, an, ‚siehst Du nicht, daß dies der homo novus für den Großen ist?‘

„Solche Sprache unter den heiligen Brüdern befremdete mich sehr.

„Unterdessen hatte der Klosterchor den 42. Psalm intonirt: Sicut cervus ad fontes aquarum, ita desiderat anima ad te.

„Nun erschienen wir von Neuem vor dem Altar in der dicken Kutte, die das Knie bei jedem Schritte vorwärts stoßen muß. Wiederum fielen wir auf der untersten Stufe nieder und empfingen unter dem Segen des Priors unsere Klosternamen. Bernhard hieß nun Walpurgus, ich Olympius. Olympius, darin steckt doch gottlob noch ein Bißchen Heidenthum.

„Wir nahmen jetzt bei den Mönchen unsern Platz. In das: Te Deum laudamus, das sie sangen, stimmte die ganze Gemeinde kräftig ein. Zum Schlusse gab man uns Crucifixe in die Hand und führte uns in feierlichem Zug durch die Kirche. Bernhard-Walpurgus nahm von seinen Eltern Abschied; mir schüttelte der alte Knieriem die Hand.

Jetzt kam auch der treue Rodrian, der sich hinter einem Pfeiler versteckt gehalten hatte, mit verweinten Augen zum Vorschein. ‚Ich sehe Dich noch im Kloster,‘ sagte er und lief davon.

„Meine weltlichen Kleider: das Spitzhütl mit der lustigen goldenen Trodbel, die grüne Joppe mit dem stehenden grünen Kragen, die schmucken, von meiner Mutter gestickten Hosenträger, der breite schwarze Ledergurt, auf dem mein ehrlicher Name Aloys Wild mit Buchstaben aus Pfauenfederspule geschrieben steht, die schwarzen Kniehosen, die dem nackten Knie so schönes freies Spiel ließen, die blauen Zwickelstrümpfe und die tapferen Bergschuhe, ich mußte sie hinter mir lassen und habe fast Heimweh darnach. Sie werden das Jahr hindurch, so lange das Noviciat dauert, aufbewahrt. Meine treue Freundin, die Violine, welche ich von Kroxen mitgebracht, gab ich an Rodrian, als mich Dieser im Kloster aufsuchte. Ich war einige Minuten mit ihm allein. ‚Schilt mich nicht um das, was ich gethan, mein Lieber!‘ sagte ich zu ihm. ‚Ein Schiffbrüchiger greift nach dem schlechtesten Brette. Halte mein Geigerl in Ehren! Es hat Dir manches Liedchen gesungen und thut es vielleicht noch. Möglich wäre es immer, daß der Vogel

Olympius die Thür seines Käfigs aufmachte, bevor sie ganz verschlossen ist.‘“

„Der Novizenmeister verlangt von uns den blindesten Gehorsam. Wir sollen sein ut infantes, ut stulti, ut baculi in angulo. Nicht wahr, das ist eine köstliche Steigerung? Von dem Standpunkt des Kindes sollen wir auf den des Thoren hinabsinken, um damit zu enden, bloße Stöcke in der Hand des regierenden Pfaffenthums zu sein. Dieser Mann, der im Uebrigen auf die Jesuiten sehr übel zu sprechen ist, lobt sie darin, daß sie im Punkte des blinden Gehorsams das Höchste geleistet haben. Er las uns eine Stelle aus den Constitutiones Societatis Jesu vor, worin es heißt: ‚Jeder, der unserem Orden angehört, muß die Ueberzeugung gewinnen, daß er von der göttlichen Vorsehung mittelst seiner Obern getragen und geleitet werden müsse, als wenn er ein Leichnam wäre, der sich überall hintragen und auf jedwede Weise behandeln läßt, oder ähnlich dem Stock eines Greisen, welcher Demjenigen, der ihn in der Hand hält, überall und in jeder Sache, zu welcher er denselben gebrauchen will, dienlich ist; denn nur so und nicht anders können die Handlungen eines Jeden dem göttlichen Willen entsprechen.‘

„Dem göttlichen Willen? d. h. dem Willen des Jesuitengenerals.

„Ein guter Theil des Unterrichts, den wir Novizen in Rauhenthal genießen, handelt von der Klosterordnung. Gleich in der ersten Stunde lernten wir die Collecte kennen, d. h. die sieben kanonischen Stunden, an denen die versammelten Brüder jeden Tag zu beten verpflichtet sind. Man hat sieben Horen festgestellt, weil David im 119. Psalm sagt: Ich lobe Dich, Herr, des Tages siebenmal. Die erste Hora ist die Matutina oder Mette, die gleich nach Mitternacht eintritt — also zu einer Zeit, wo David sehr wahrscheinlich geschlafen hat. Dann folgt, vor Sonnenaufgang, die Prima: die Stunde, da der heilige Geist über die Jünger ausgegossen wurde; dann die Tertia: die Stunde, da die Juden den Heiland an's Kreuz schlugen; dann, Nachmittags, die None: die Stunde, da Christus in die Hölle fuhr. Auf die Vesper fällt bekanntlich das Abendgebet, und als Schlußgebet vor Schlafengehen dient das Completorium oder die Complete, welche hier in Rauhenthal Abends um Neun abgehalten wird.

„Dabei kann freilich der natürliche Mensch den Wunsch nicht unterdrücken: David möchte seltener

gebetet oder Christus seine Kreuzigung, die Ausgießung des heiligen Geistes und seine Höllenfahrt in eine Tagesstunde verlegt haben, damit man, gleich den übrigen zwei- und vierbeinigen Geschöpfen, seine von Gott geordnete Ruhe haben könnte. Zum Glücke sind wir Novizen nur zu den Taggebeten angehalten; die volle Strenge des Klosters tritt erst für uns ein, nachdem wir Profeß gethan.

„Von der Geschichte des Karmeliterordens weiß der Novizenmeister viel Erbauliches vorzutragen. Nicht allein der Adel, sondern auch die Möncherei hält viel auf alte Abstammung und schwindelt sich in graue Zeiten hinauf. So verehren wir in dem jüdischen Propheten Elias unsern Stifter. Als Dieser in dem Feuerwagen gen Himmel stieg, warf er seinen Mantel dem Propheten Elisa zu, um ihn als Nachfolger zu bezeichnen. Zum Andenken an die Brandflecken, welche das Kleidungsstück bei dieser Gelegenheit erhielt, trugen die Karmeliter der alten Zeit sieben schwarze Streifen in ihrem weißen Mantel.

„Im ersten Buch der Könige, Kap. 17, sagt der Herr zu Elisa: ‚Gehe hin und wende Dich gen Morgen, verbirg Dich am Bache Krith.‘ Du hast die Stelle gewiß oft

gelesen, lieber Bruder, ohne zu ahnen, daß dies lauter Karmeliterei ist. Elisa soll in der Einsamkeit Gott dienen, also Einsiedler werden. Und was sind die Karmeliter ursprünglich Anderes, als Klausner, die ihre Häuschen zusammengestellt haben?

„Daß ferner Elias die drei Gelübde: Armuth, Gehorsam, Keuschheit gethan und auf's Strengste befolgt hat, kann nur ein Ketzer bezweifeln. Beweis: Er war arm; denn er wird von den Raben gespeist. Er war gehorsam; denn wir sehen ihn überall die Gebete Gottes pünktlich befolgen. Endlich war er auch keusch; denn da die Schrift das Gegentheil nicht berichtet, dürfen wir nicht daran zweifeln.

„Nicht minder klar ist es, daß er in Mönchstracht ging; denn es heißt Kap. 18 Vers 46 von ihm: Und er gürtete seine Lenden, d. h. er legte den Strick um seine Kutte.

„Willst Du ferner einen Beweis dafür, daß er tonsurirt war? Hier ist er! Elisa wird von den Knaben wegen seiner Glatze verspottet. Von einem natürlichen Kahlkopfe kann hier nicht die Rede sein; denn was ist gewöhnlicher? Was ihnen auffiel, war die Corona. Wenn nun Elisa, der Schüler, geschoren war, mußte es auch Elias, der Meister, sein.

„Daß Elisa genöthigt war, Filialklöster zu bauen, lesen wir im sechsten Kapitel, wo es heißt: Die Kinder des Propheten, d. h. die durch starken Zulauf von Novizen bedrängten Mönche, sprachen zu Elisa, ihrem Abte: ‚Siehe, der Raum, da wir vor Dir wohnen, ist uns zu enge. Laßt uns an den Jordan gehen und ein Jeglicher daselbst Holz holen, daß wir daselbst eine Stätte bauen, da wir wohnen.‘ In den angeführten Worten ist zugleich auf die getrennten Zellen der Karmeliter gedeutet.

„Ebenso überzeugend sind die Beweise unseres Novizenmeisters dafür, daß die Propheten des alten Testamentes überhaupt alle Karmeliter waren, und zwar Väter oder Brüder. Dies ergibt sich z. B. aus Kap. 7 Vers 14 im Propheten Amos, wo Dieser sagt: Ich bin kein Prophet, sondern hüte Vieh und lese Maulbeeren. Was heißt dies Anderes als: Ich bin keiner der Väter des Klosters, sondern als Laienbruder auf der Weide und im Garten beschäftigt?

„Daß auch Christus ein Karmeliter war, wird schwerlich zu bestreiten sein; denn wenn er nach Lukas Kap. 9 Vers 8 für Elias gehalten wurde,

so muß er doch das gleiche Mönchskleid wie er getragen haben.

„Walpurgus kassirt diese Rechenpfennige sammt und sonders als Goldstücke ein. Ich denke das Meinige und schweige — bis mir der Faden der Geduld zerreißt.

„Von den weiteren Mittheilungen des Novizenmeisters über unsern Orden muß ich doch auch eine kleine Probe geben:

„Graf Berthold von Limoges, einer der Kreuzritter unter Gottfried von Bouillon, baute in Folge eines Gelübdes mehrere abgesonderte Zellen für sich und einige Gefährten auf dem Berge Karmel am Elias-Brunnen. Hier erwuchs ein Orden mit strenger Regel, die Papst Honorius III bestätigte. Mit dem Falle des Königreichs Jerusalem wurden die Karmeliter in's Abendland verpflanzt. Ludwig IX von Frankreich hörte, als er von Aegypten nach Frankreich fuhr, mitten im heftigsten Sturm eine Glocke läuten. Es war die vom Berge Karmel, die in klagenden Tönen Maria! Maria! rief. Der König verstand, was sie wollte, und baute das erste Karmeliterkloster im Abendlande.

„Aber die heilige Jungfrau trat uns noch näher: sie übersandte dem Engländer Simon Stock, unserem

ersten Ordensgeneral, als Hauptwahrzeichen der Karmeliter das graue Scapulier.

„Als ich so gottlos war, zu fragen, wie denn das Scapulier vom Himmel, wo doch Maria wohne, heruntergekommen sei, da weder eine Postverbindung noch extraordinäre Paketbeförderung zwischen Jenseits und Diesseits statthabe: wurde ich mit einem: ‚Verruchter Ketzer, Du mußt glauben!‘ angedonnert.

„‚Er wird es mit der Zeit schon lernen,‘ sagte Walpurgus begütigend. ‚Wenn es mir gar zu hart ankommt, Etwas zu glauben, sag' ich mir: besser zu Viel geglaubt, als gar Nichts, nach Ketzerart. Ich schließe dann die Augen und schlucke den dicken Brocken hinunter.‘

„Daß der Novizenmeister diese Manier vortrefflich fand, brauche ich Dir kaum zu sagen.

„Ich weiß nicht, ob Du die Beziehungen der Karmeliter zu dem Scapulier kennst. Das graue Scapulier, mein lieber Bruder, oder, wie wir es nennen, das Marianische Gewand, ist eine sehr schöne Erfindung. Man schlägt es bei Tage um die Schultern und hüllt sich auch des Nachts hinein; denn im Dunkeln, sagt der Novizenmeister als alter Praktikus, im Dunkeln ist der Teufel am allergeschäftigsten. Wir fertigen das Scapulier in

großer Menge und theilen es gegen billige Bezahlung als allgemeines Leib- und Seelenheilmittel an das Publicum aus. Die Zustimmung der Päpste zu diesem Geschäfte, das wir seit Jahrhunderten betreiben, haben wir nicht nachgesucht; denn die Privilegien Roms sind theuer; doch legt man uns dort Nichts in den Weg, da wir die Frömmigkeit mit diesem Handel fördern. Die außerordentliche Blüthe unseres Ordens im fünfzehnten Jahrhundert ist großentheils dem Marianischen Gewande zu danken, und wenn die Karmeliterei in der letzten Zeit schwächer geht, so ist theils das Ketzerthum, theils die Concurrenz der vermaledeiten Jesuiten Schuld, die uns überall ein Bein stellen.

„Sehr erfreulich war es, daß die Päpste Eugen IV und Pius II um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts unsere Ordensregeln milderten. Man verlangt nicht mehr, daß wir in Einöden wohnen, sondern gestattet uns die Nähe von Städten. Die Zeit des Stillschweigens dauert nicht mehr von der Complete bis zur Terz, sondern nur bis zur Prim, und der Prior kann in besonderen Fällen das Silentium ganz aufheben.

„Noch muß ich bemerken, daß wir uns besonderer Zeichen bedienen, wenn wir uns in der Zeit des Silentiums Mittheilungen zu machen haben.

Es tritt dann eine Geberden- und Fingersprache ein. Rechter Mundwinkel abwärts bedeutet Rothwein, linker Mundwinkel abwärts Weißwein, beide Mundwinkel abwärts Wasser — ein Zeichen, das selten zur Anwendung kömmt. Daumenspitzen zusammengelegt heißt Schinken, Zeigefingerspitzen Kalbfleisch, Mittelfingerspitzen Rindfleisch, Ringfingerspitzen Wild, Kleinfingerspitzen Fastenspeise, Daumenballen Brot. Durch die wellenförmig bewegte Hand wird der Fisch bezeichnet. Stößt der linke Daumen an diese Welle, so erhalten wir Karpfen, der linke Zeigefinger: Hecht, Mittelfinger: Salm, Ringfinger: Forelle, kleiner Finger: Krebse u. s. w.

„In den strengen Zeiten unseres Ordens verbot ein tyrannischer Paragraph den Genuß des Fleisches durchaus; nur in Krankheitsfällen und bei großer Schwäche sollte es gestattet sein. Die mildere Regel strich die bösen Wörtchen „durchaus" und „groß"; denn bei dem strengen Klima Rauhenthals befinden wir uns alle fortwährend im Zustand der Schwäche. So erfreut sich jetzt unser Tisch eines angenehmen Wechsels von Fleischgerichten. Auch das Fastengesetz ist gemildert worden, und es ziehen Viele von uns, die Fischesser sind, die mageren Zeiten den fetten vor, weil sie fetter

sind, als die fetten. Natürlich begehen wir auch die Namenstage des heiligen Vaters, des Ordensgenerals, des Provincials und unseres kleinen, runden Priors. Dazu kommen die zahlreichen Kirchenfeste, besonders aber das Scapulierfest am 16. Juli — ein Tag, der den Brüdern Küchen- und Kellermeister vielen Schweiß kostet.

„Früher war uns der Gebrauch von Reitthieren nicht gestattet, und unsere terminirenden Brüder mußten bei dem Sammeln von Lebensmitteln zu Fuße mit dem schweren Sack auf dem Rücken wandern. Gegenwärtig dürfen sie die Last auf Esel und Maulthiere laden, und wir bedienen uns überhaupt dieser guten Geschöpfe, um den Leib, der in Rauhenthal leicht eine lästige Fülle gewinnt, bequemer weiter zu schaffen.

„Wie für alle Klosterleute, ist auch für uns Armuth ein heiliges Gesetz; aber wir deuten dasselbe nicht mehr so streng. Dem einzelnen Mönch ist jedes Eigenthum untersagt, und der Prior darf mir die Kutte, die Bruder Hilarion heute trägt, morgen umhängen, obschon ich mit Bernhard zusammen darin hausen könnte. Dagegen ist dem Kloster der Besitz unverwehrt, und wenn Rauhenthal sich schöner Güter freut und seine Einnahmen zu mehren sucht, kommt dieses dem gottseligen

Leben, das wir hier führen, zu Gute; wenigstens sagt es der Prior.

„Ueber die Arbeiten im Kloster ließ sich gestern der Pater Novizenmeister so aus:

„‚*Einige Arbeit*, heißt es in unserer Regel, *müßt ihr verrichten, damit der Teufel euch stets beschäftigt finde und bei eurem Müßiggange nicht irgend ein Pförtchen erlausche, durch welches er in eine Seele schlüpfen könnte.* Welcher Art diese Arbeit sein solle, wird nicht gesagt. Mehrere Väter lesen in den Büchern, welche ihnen der Prior der Klosterbibliothek zu entnehmen gestattet; andere bestellen vor ihren Zellen ein Gärtchen oder sie malen Heiligenbilder, fertigen Rosenkränze oder bereiten den rühmlich bekannten Rauhenthaler Karmelitergeist — ein wahrer Balsam für überangestrengte Magen. Die einträglichste Arbeit, die in vielen unserer Klöster betrieben wird, ist die Anfertigung des Marianischen Gewandes. Ob das Anlegen von Kanarienvogel-Hecken, wie es dem Bruder Hilarion beliebt, dem überhaupt sehr Vieles beliebt, auch zu den Klosterarbeiten zählt, weiß ich nicht. Dem Bruder Hilarion ist eben Alles erlaubt, weil er geigen kann. Ob ferner‘ — bei diesen Worten

dämpfte der Pater Novizenmeister seine Stimme in sehr merklicher Weise — ‚ob ferner musiciren dahin gehört, muß ich dem Herrn Prior überlassen. Wenn musiciren arbeiten ist, so wird in Rauhenthal sehr viel gearbeitet.‘

„Dabei warf der Pater zwei geräuschvolle Prisen in die ansehnlichen Kammern seiner dicken Nase und fingerte mit den gefalteten Händen auf dem Bauche. Und noch einmal griff er seine spitze Rede auf und sagte: ‚Wir leben jetzt in Rauhenthal in einer musikalischen Aera. Sie selbst, mein lieber Sohn Olympius, sind, wie man sagt, ein famoser Geiger. Mich geht das Nichts an, und ein Quartett in des Herrn Priors Salon — denn Zelle kann man es unmöglich nennen — ist für mein Ohr nicht angenehmer zu hören, als Getrommel auf einer alten Gießkanne oder die Liebesklagen eines Merzkaters.‘“

4.

Möncherei.

Aloys fährt in seinen Mittheilungen fort:

„Nach der Klosterregel sind auch in den Stunden, wo kein Silentium geboten ist, Geplauder und Geschwätzigkeit zu meiden. Ein Jeder beschränke, heißt es ausdrücklich, die Zahl seiner Worte und lege seinem Mund ein Gebiß an, damit er nicht etwa falle, auf seine Zunge stürze und ein unheilbares Uebel, das ihn tödtet, sich zuziehe. Auch sollen die Novizen den Umgang mit den Vätern und Brüdern meiden und sich möglichst auf den Verkehr mit ihrem Meister beschränken. Aber der Trieb der Menschen, Gedanken auszutauschen, ist so mächtig, daß selbst Pater Romualdus, der strengste unter den Mönchen in Rauhenthal, von Zeit zu Zeit bei mir vorspricht

und mich zu sich einlädt, freilich nur, um meine arme junge Seele vor Verdammniß zu bewahren.

„Daß dieser Verdammniß unser ganzes Kloster ‚mit seinem Prior, dem Fiedler, an der Spitze‘ unerrettbar verfallen wird, ist seine heiligste Ueberzeugung — wie denn überhaupt Romualdus der heftigste Gegner der eingeführten Milderungen ist. Dagegen besitzen die Männer der alten strengen Observanz: die Karmeliter-Barfüßer, seinen Beifall. Auch würde er Rauhenthal längst verlassen haben, wenn er nicht, wie man vermuthet, vom Provincial als Beobachter daselbst zurückgehalten würde.

„Heute Nachmittag trat er in meine Zelle mit dem üblichen Gruße: ‚Ave Maria!‘ — Gratia plena! erwiderte ich kleinlaut, als ich die hohe, dünne Stimme des Zeloten vernahm und das abgemagerte, blasse, mit einem Nasenklemmer bewaffnete Männlein vor mir sah.

„‚Wie geht es Dir, mein Sohn?‘

„Ich muß mich in die neuen, engen Verhältnisse schicken lernen.

„‚Enge Verhältnisse? ha! ha! ha! Die Fiedel geht ja hier den ganzen Tag: da muß es doch wohl fidel sein.‘

„Ich antwortete Nichts und brachte nur den Guarnerius in Sicherheit.

„‚Bist Du hierhergekommen, um Dein Fleisch abzutödten, armer Junge? So vernimm: die Karmeliter-Conventualen sind aus Einsiedlern Städter, aus Bettlern Großgrundbesitzer, aus Enthaltsamen Fresser und Säufer, aus Büßenden lustige Brüder geworden. Nur immer zu, nur immer zu — bis es ein Ende nimmt mit Schrecken.‘

„Ich war, als Romualdus in meine Zelle trat, mit der Abfassung dieses Tagebuchs beschäftigt und hatte schnell ein Notenblatt darüber gelegt.

„‚Du studirst Noten,‘ sagte er höhnisch. ‚Gedenkst Du einst das Hallelujah der Engel mit Deiner Fiedel zu begleiten, oder bist Du der Rattenfänger von Hameln, der die Seelen nach der Hölle geigt?‘

„Keines von Beiden, ehrwürdiger Vater; aber ich denke, daß die Kunst, in würdiger Weise geübt, ein gutes Ding sei, womit Gott des Menschen Leben geschmückt hat.

„‚Eitles Gerede der Weltkinder!‘ Und mit der Wissenschaft steht es gerade so. Der heilige Hieronymus studirte, wie er selbst erzählt, einstmals im Cicero. Da träumte ihm, er sei vor Gottes Thron gestellt und der Herr frage ihn: ‚Wer bist Du?‘ — ‚Ein Christ.‘ — ‚Du lügst! Du bist ein Ciceronianus, und wo Dein Schatz, Dein Cicero

ist, da ist auch Dein Herz.' — Und Gott ergriff die Geißel und strafte ihn gründlich ab. ‚O Herr!' schrie jetzt Hieronymus, ‚wenn ich je wieder ein weltliches Buch ergreife, soll man sagen, ich habe Dich verleugnet.' — Mit der Kunst, insofern sie nicht der Kirche dient, steht es aber gerade, wie mit der Wissenschaft. Der Teufel hat beide als Lockspeisen für die sogenannten Gebildeten ausgesucht; von den Gebildeten aber sag' ich, was der Herr von den Reichen: Ein Kamel geht leichter durch ein Nadelöhr, als ein Gebildeter in's Himmelreich.'

„Es steht mir, dem Novizen, erwiderte ich, nicht zu, dem Herrn Pater zu widerreden; aber mir scheint, daß Ihr Himmel nicht der richtige ist, wenn die Gebildeten nicht hineinpassen.

„‚Vermessene Rede! ketzerisches Wort! Mit der Geißel würde ich Dich eines Besseren belehren, wenn ich Dein Prior oder Novizenmeister wäre.'

„Er rannte in der kleinen Zelle, wie ein gefangenes wildes Thier hinter dem Gitter, auf und nieder, und die Brille fiel ihm mehrmals von der Nase. Endlich faßte er sich und sagte: ‚Wenn Du bloß deshalb in's Kloster getreten bist, um mit dem Herrn Blasius Musik zu machen, so verdienst Du dafür auf ewig im höllischen Feuer zu schmoren. Aber es ist Barmherzigkeit bei Gott, und nachdem

Du als ein völliges Weltkind bei uns eingetreten bist, verlangt es die Billigkeit, daß man Dir Zeit lasse, Deinen Heidentrotz abzuthun. Das wilde Roß Deiner Gedanken wird sich bändigen lassen, damit der heilige Geist, statt des Teufels, in den Sattel steige. Gebogen, erweicht, zerschmettert wollen wir Dich sehen, auf daß Du das richtige Werkzeug Gottes werdest. Dazu ist freilich unter diesem Klosterregimente wenig Aussicht; aber Prioren sind nicht unsterblich, und wer schlecht auf einem Stuhl sitzt, fällt herunter. Amen! Die Noten, welche ich lese, Olympius, sind die Schriften des heiligen Hieronymus. Er nennt den Eintritt in's Kloster eine zweite Taufe. Die Welt, sagt er, bleibt hinter Dir; alle Bande, auch die der nächsten Verwandtschaft, werden zerrissen. Und wenn Deine jungen Geschwister an Deinem Halse weinen, heißt es wörtlich, wenn Deine Mutter mit Thränen, mit zerstreuten Haaren und zerrissenen Kleidern den Busen zeigt, der Dich ernährt hat, Dein Vater sich auf die Thürschwelle legt: stoße sie mit Füßen von Dir und eile mit trockenen Augen zur Fahne des Kreuzes! —

Mit diesen Worten malt der große Kirchenvater den wahren Mönch, den echten Christen.'

„Er schickte sich an zu gehen, kehrte aber noch einmal auf der Schwelle um und sagte: ‚Was ich über das leichtfertige Wesen, das hier im Kloster herrscht, geäußert habe, kannst Du Deinem lieben Prior wiederholen; ich fürchte ihn nicht. Uebrigens bist Du doch nicht ganz umsonst in die Kutte gekrochen: Du entgehst bei uns einer Gefahr, die ich für sehr erheblich halte. Es gibt wenigstens keine Weiber in unserem Kloster. (Bei dem Worte Weib spuckt der gestrenge Pater jedesmal aus.) Du stehst jetzt gerade in den Jahren, wo Einen der Satan mit solchen Creaturen in Versuchung setzt. Ich bin auch jung gewesen und weiß davon zu reden. Wenn so ein Ding vor einem Burschen Deines Alters steht, und die Blasbälge des Teufels sind in Bewegung: da wird dem Jammerprinzen ganz weh um's Herz und er sinnt Tag und Nacht darauf, wie er sich ihrer bemächtige. Ist er gar ein Dichter, so singt er:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.

O all ihr Heiligen des Himmels, ist dies ein Christ, ein Mann, ein Mensch, der so spricht? Gebt

ihn mir in's Kloster, den Kerl mit dem brennenden Eingeweide! Achtundvierzig Stunden lang fasten mit dem Cilicium um den Leib, zum Frühstück die kleine Disciplin, zum Mittagessen die große: flipp! flapp! flipp! beim heiligen Elias, da werden die Eingeweide schon zu brennen aufhören. Was sagt der heilige Franciscus, der seraphische Ordensvater? Mein Leib ist ein Esel, dem ich das gute Futter entziehe, damit ihn der Muthwille nicht steche. Und wenn das Fasten nicht half, wälzte er seinen Esel im Schnee oder in harten Dornen. St. Macarius setzte sich in einen Ameisenhaufen; Wilhelm, der heilige Abt, legte sich auf glühende Kohlen; St. Nizeta biß sich die Zunge ab und spie sie einer Verführerin in's Angesicht. Studire die Heiligengeschichten statt Deiner Noten, unglücklicher Jüngling! Lies die Scala paradisi des Abtes Johannes, genannt Klimakos, welcher sagt: Wer sein Fleisch überwunden hat, der hat die Natur überwunden. Wer die Natur überwunden hat, der ist ein Engel.'

„Ein solcher Engel ist nun auch der Pater Romualdus mit seinem Nasenklemmer."

„Bruder Hilarion, der Violaspieler, ist freilich ein Vogel von ganz anderem Gefieder, als jener Zelot, von dem ich Dir das letzte Mal geschrieben habe. Da er die Noten, die Saiten und den sonstigen musikalischen Bedarf für das Quartett besorgt und verwahrt, so führt mich mein Weg oft in seine Zelle. Während der finstere Romualdus die Entsagung predigt, jagt Hilarion den Genüssen des Lebens nach und prahlt frech mit der Ueberschreitung der Klostergesetze; denn er pocht darauf, daß er nicht nur unentbehrlich für das Quartett ist, sondern auch seinen Bettelsack, wie kein Anderer, zu füllen versteht. So oft Gott einen schönen Tag gibt, rückt der große, starke, mit unverwüstlicher Gesundheit ausgestattete Mann, dem dazu noch eine Stentorstimme und eine rohe Beredsamkeit, wie sie das Volk liebt, zu Gebote stehen, mit seinem Esel aus, um nach Bettelordensbrauch zu ernten, wo er nicht gesäet hat. Brot, Butter, Fleisch, Salz, Mehl, Lichter, Oel, Flachs, Wolle, er stopft Alles ein, was seine Luchsaugen erspähen. Die drei andern Terminanten des Klosters beschaffen zusammen kaum so viel, als Hilarion allein.

„Dabei ist er in der ganzen Gegend als lustiger Schelm bekannt, und so oft ich Rodrian sehe, weiß er von ihm zu erzählen. Die Gastlichkeit, die man

allerwärts gegen ihn übt, findet eine gute Stätte bei dem allezeit hungrigen und durstigen Gesellen. Die Gaben des Bacchus und des Gambrinus sind ihm gleich willkommen, und ein Gläschen Anisette wird schmunzelnd entgegengenommen. Kommt noch ein dampfendes Bratwürstchen hinzu, desto besser! Wie liebenswürdig unterhält er sich mit dem Wirth, vor dessen Schenke er sich im Schatten des Lindenbaums am Steintisch niedergelassen hat. Er nimmt die Kinder auf den breiten Schooß und putzt ihnen die Näschen; er patscht der dicken Wirthin auf die runden Schultern und kneift der Kellnerin in die Wange. Wie der Bildschnitzer der Madonna, die er anfertigt, den blechernen Heiligenschein abnimmt und aufsetzt, so entkleidet sich Hilarion, wenn es ihm paßt, seiner Würde und löst den Knoten, der ihm gerade lästig wird, in seinem Strick: dann ist er durch das Gelübde nicht gebunden. Wird er überrascht, so stimmt er unmittelbar nach einem geraubten Kusse im tiefsten Basse seine Litaneien an: A poenis Inferni libera me, Domine! Fugite, partes adversae! Vicit leo de tribu Juda. Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris.

„‚Mit sechs Brocken Latein‘, sagt er mir, ‚richt'

ich mehr aus, als der Pater Novizenmeister, der das ganze dicke Lexikon im Leibe hat.‘

„Es ist ihm untersagt, außerhalb des Klosters zu übernachten; aber was vermag der Mensch wider die Tücken des Zufalls? Wenn das Mohrle — dies ist der Name seines Esels — den Fuß beschädigt hat oder von Leibgrimmen befallen wird, so muß Bruder Hilarion schon aus Barmherzigkeit gegen die Creatur die Ordnung verletzen. Sepperl oder Franzerl oder Stanislaus! ruft er dann dem Wirthe zu, das Mohrle kann nicht weiter; Du mußt mich halt diese Nacht behalten. Peter! sagt er, ich bleibe bei Dir, denn es steht geschrieben: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam.

„Dann zieht er wohl zwei Würfel und ein schmutziges Kartenspiel aus der Kutte hervor. ‚Knöcheln wir Eins, mein Lieber, oder machen wir ein Spielchen Mariage?‘

„Beim Abendbrot, am Tische der Wirthsleute, ist Niemand gesprächiger und lustiger, als Bruder Hilarion. Heilige und profane Geschichten strömen, sobald er seinen Löwenhunger gestillt hat, zu Dutzenden aus seinem Munde. Ein Lieblingsstückchen ist das Wunder Columbans mit dem Bierfasse. Einer der Klosterbrüder des Heiligen hatte

es angestochen, als Dieser ihn zu einem andern Geschäfte berief. In seinem Eifer vergaß der Bruder, den Zapfen einzutreiben, und siehe! als er zu dem Bier zurückkehrte, war kein Tropfen ausgeflossen. Das Fäßlein hatte auf Befehl des Heiligen so lange den Athem gehalten!

„Wie man denken kann, hassen sich Romualdus und Hilarion auf's Aeußerste. Nachdem es einige Male zu heftigen Scenen gekommen, grüßen sie einander nicht mehr, wenden die Köpfe, wenn sie sich begegnen, und murmeln Flüche zwischen den Zähnen. Ich selber sah neulich, wie Romualdus, da er, aus dem Oratorium tretend, gleich einer carambolirenden Kugel auf Hilarion stieß und die geballten Fäuste erhob; worauf Dieser dem blassen Männlein, das er leicht zwischen seinen zwei Riesenhänden zu Pulver reiben könnte, die Zunge wies.

„Das ist „die heilige Stille des Klosters," „der reine Aether eines nur Gott geweihten Lebens," wovon Blasius bei unserer Aufnahme predigte!

„Ich darf nicht vergessen zu sagen, daß Hilarion den Handel mit Scapulieren und künstlichen Blumen, die in dem Kloster verfertigt werden, auf das Eifrigste betreibt. Kommen ihm Mönche anderer Orden mit ihrer Waare, mit Weihwasser, ge-

weihten Kerzen oder Küchlein, Lukaszetteln, Ignatiusblechen und ähnlichem Kram in's Gehege, so weiß er die Concurrenz mit geringschätzigen Aeußerungen zu beseitigen und seinen Artikeln durch die Kraft seiner Persönlichkeit den Vorzug zu verschaffen. Auch gehen die Kapuziner, welche die Gegend ebenfalls durchstreifen, ihm gern aus dem Wege und hüten sich, ihre Besprechungen von Feuersbrünsten, ihre Beschwörungen von krankem Vieh und Dergleichen in seiner Nähe vorzunehmen.

„Um mir das Ansehen, dessen er sich bei den Bauern erfreut, vor Augen zu rücken, hat er mir schon mehrmals die Geschichte von einer Kuh erzählt, wobei er dem Schwindel eine rationelle Cur entgegenstellte, während er sonst oft genug selber den Schwindler macht. Da der Kuh plötzlich die Milch versiegt war, hatte der Bauer einen wunderthätigen Schäfer kommen lassen, dessen wiederholte Versuche sich aber erfolglos zeigten. Darauf wandte er sich an einen Kapuziner, der, von zwei Meßbuben begleitet, in den Stall kam und von der einen Seite dem armen Vieh den Satan auszutreiben versuchte, indeß der Schäfer auf der andern seinen Hokuspokus machte. Geängstigt sprang die Kuh hin und her und schlug bald dem einen, bald dem andern Beschwörer mit dem Schwanz

in's Gesicht. Mittlerweile stellte sich Bruder Hilarion ein, befragte den Bauer umständlich, befühlte das mit Streicheln und Krauen beruhigte Vieh und gab dann aus der tiefsten Stimmlage den Bescheid: Laßt die Narrenspossen hinweg, gebt der Patientin einen Schoppen von dem Rachenputzer, der im Erzengel Michael verzapft wird, und ihr wird geholfen sein.

„Gesagt, gethan. Der saure Wein hob die Stockung, und nach einer Stunde floß die Milch reichlich.

„Ich muß hier weiter des Bruders Zachäus gedenken, des ältesten der Mönche in Rauhenthal. Da sein steifer, zweiundsiebzigjähriger Rücken ihm die Arbeit in seinem Gärtchen sehr erschwert, geh' ich ihm bisweilen mit dem Ausjäten des Unkrauts, mit Ausputzen seiner Blumen, mit Oculiren seiner wilden Rosenstämmchen zur Hand, und dies hat mir sein Herz gewonnen. Als Bruder trägt er einen Vollbart und nicht die Corona; aber die Natur hat ihn tonsurirt; denn es ist nicht mehr Haar auf seinem braunen Schädel, wie auf einem Kürbisse. Desto reicher wuchert sein Bart, der in zwei schneeweißen Zinken bis zum Gürtel hinabreicht.

„Zachäus ist mehrere Jahre jünger, als ich, in's Kloster gekommen und hat, da er als ein zur Schwärmerei geneigter, wenig anstelliger Mann zum Terminiren nicht verwendet werden konnte, seit 54 Jahren das Kloster, wo er sich mit dem Anfertigen von Scapulieren beschäftigte, nicht mehr verlassen.

„Wenn ich für ihn arbeite, so stellt er sich gern, den Stock in der Hand, neben mich und schwatzt nach Greisenart von seiner Jugend. Auch er mußte als Novize schwere Kämpfe bestehen, aber längst hat er nun ‚der schnöden Welt den Abschiedsbrief geschrieben' und erwartet ruhig das letzte Stündlein. ‚Ja, ja,' sagte er, ‚als ich noch ein begehrliches Weltkind war, wie Du, Olympius: da empörte sich mein wilder Sinn gegen die Klosterzucht; da versuchte mich der Teufel mit üppigen Reden und Erscheinungen bei Tage und ganz besonders bei Nacht. Mein Gebet war fruchtlos; aus meinem Brevier las ich Verlockungen des Satans, statt Worte Gottes. Ich zerbiß mir die Zunge, ich preßte die Nägel in mein Fleisch, daß es blutete; ich legte den Stachelgürtel an und zerriß meinen Rücken mit der Geißel. Umsonst! Ich reizte meine Phantasie, statt sie zu beschwichtigen.

„‚Der Prior, ein gar frommer und milder Herr, dem ich meine Noth klagte, rieth mir, die Glocke

zu ziehen, so oft ich in Versuchung käme: dann sollten alle Väter und Brüder für mich beten. Ich läutete und läutete; die Andern beteten — und fluchten auch wohl; mir ward nicht besser.

„‚Eines Tages begegnete mir der Prior mit einem großen Brief in der Hand, der an unsern General gerichtet war; ich selber las Namen und Wohnort: Santa Maria Transpontina in Rom auf der Adresse. ‚Bruder Zachäus,‘ sagte er, ‚sei gutes Muthes! Dir wird geholfen werden.‘ Wirklich kam sechs Wochen später ein Scapulier von Rom, das der General von dem heiligen Vater hatte weihen lassen. Er war selbst im Vatican gewesen; vor seinen Augen hatte Gregor XVI den Segen darüber gesprochen.

„‚Das Scapulier sah aus, wie ein anderes, und — was sich aber erst später herausstellte — es war gar nicht das vom heiligen Vater geweihte, sondern eins, das aus dem Kloster stammte und durch zufällige Verwechslung an die Stelle des römischen gekommen war. Hier zeigte sich nun an einem lebendigen Beispiel, mein Sohn, wie selig der Glaube macht. Da ich das Marianischen Gewand für echt hielt, so wirkte es als echt, und zwar sofort. Hatte ich in den Träumen der vorhergehenden Nacht Schlangen mit Weiberköpfen

auf meinem Lager gesehen, so war jetzt, nachdem ich das Scapulier um mich geschlungen, die Decke meines Bettes mit duftigen Rosen überstreut. Eine Musik von Flöten, Hoboen und Geigen klang aus der Höhe, und alsbald schwebte die heilige Jungfrau, eine Palme aus mattem Silber in der Hand, zu mir nieder. Sei rein, wie ich rein war! sprach sie zu mir, schwang die Palme zweimal hin und her über meinem Haupte und berührte mir die Stirne damit. Seitdem ward ich Herr über meine bösen Triebe, und das Kloster, gegen das ich erst mit dem Kopfe angerannt war, wie ein wilder Vogel gegen den Käfig, fing an, mir ein erwünschter Aufenthalt, eine stille Herberge des Gebets und der Gottesverehrung zu sein.

„Wer nur auch so schön träumen könnte! warf ich ein.

„‚Wenn es wirklich ein Traum war,‘ gab er mit geheimnißvoll gedämpfter Stimme zur Antwort. ‚Vielmehr glaube ich, daß sich die Madonna eines meiner Träume bediente, um leibhaftig vor mir zu erscheinen. Lächle nicht! Wem es gegeben ist, dies zu begreifen, der begreift es.

„‚Die Erscheinung, deren mich die Mutter Gottes gewürdigt hatte, wurde im Kloster und weit

über dasselbe hinaus bekannt. Wie hätte ich verschweigen sollen, was mich so glücklich machte? Eine Malerin schenkte mir ein lebensgroßes Bild der Madonna in ganzer Figur auf Goldgrund. Da wir kein persönliches Eigenthum besitzen dürfen, bat ich den Prior, darüber zu verfügen — mit zitterndem Herzen, kann ich wohl sagen; denn ich hätt' es gar zu gerne für mich behalten. Er verstand mich und ließ das Bild in meiner Zelle aufstellen mit der Verfügung, daß es nach meinem Tode in der Kirche seinen Platz finden sollte, und die Nachfolger haben diese Anordnung bestätigt.

„,Unsere Klosterleute beglückwünschten mich zum Theil wegen der Madonna-Erscheinung und des Bildes, zum Theil beneideten sie mich und nannten mich einen Lügner und einen Narren. Besonderes Aergerniß gab es den Vätern, daß die Mutter Gottes einem Bruder den Vorzug gegeben haben sollte. Ich erwiderte Nichts, aber in meiner Seele lag die Antwort: Vielleicht sieht sie mehr auf das Herz, als auf die Tonsur. Einer der Väter, der sich für einen Kunstkenner ausgab, nannte das Bild ein Pfuschwerk, das mir nur deshalb zugefallen sei, weil die Malerin keinen Käufer gefunden habe. Mir, entgegnete ich, ist es schön genug, nur allzu schön!

„‚Da ich all den bösen Zungen keine oder nur sanfte Widerrede gab, verstummten sie endlich, und ich konnte ungestört meiner Madonna pflegen. Mit den Rosen, die ich den ganzen Sommer hindurch zog, schmückte ich ihr seliges Haupt und lag Stunden lang auf den Knieen vor ihr, mit heißen Lippen ihre Füße berührend. Jeden Tag mußten es frische Blumen sein, und wenn der Winter sie verweigerte, schmückte ich sie mit künstlichen Rosen, die ich anzufertigen gelernt habe. Und was ich als Jüngling und als Mann gethan, das thu' ich auch noch als Greis, wenn auch die Hände ungeschickt und die Augen blöde geworden. Meine Kränze sind nicht mehr so schön, als ehedem, aber sie finden ebenso huldreiche Aufnahme bei ihr.‘

„Wie soll ich das verstehen?

„‚Wer es nicht erfahren hat, mein Sohn, der versteht es auch nicht. Dies Bild‘ — bei diesen Worten dämpfte er seine Stimme und sah scheu umher, wie um sich zu versichern, daß weiter Niemand es hörte — ‚dies Bild ist nicht immer Bild. Wenn ich recht heiß bete, tritt die Mutter Gottes leibhaftig aus dem Rahmen heraus. Ja, sie selbst, die selige, seligmachende Himmelskönigin! Sie lächelt mit mir und reicht mir die Fingerspitzen zum Kusse; sie schwebt in der Nacht über mir, und ihr

Gewand rauscht, wie die Fittige eines Vogels. Sie spricht zu mir, und der Hauch des göttlichen Odems weht mich an.‘

„Und was sagt sie?

„‚Mancherlei, Mancherlei, was Geheimniß zwischen ihr und mir bleiben muß. Nur Eines darf ich mittheilen: Neulich hauchte sie mich wieder an und sagte: Zachäus, es wird bald Zeit zur Reise. Du wirst drüben jung und schön werden und mit mir wohnen unter einem neuen Namen, den Dir Gott geben wird.‘

„Sagte sie den Namen?

„‚Ja, doch, aber fast schäme ich mich ihn nachzusprechen: Marianus!‘

„Ich fragte den Alten, ob ich nicht einmal seine Madonna sehen dürfe; obschon ein Novize, sei ich auch in anderen Zellen, z. B. bei Romualdus und Hilarion zugelassen. Aber er schüttelte das Haupt und sagte: ‚Wenn ich nicht muß, öffne ich Niemand meine Thür, weil ich fürchte, daß man meine Heilige nicht so schön finde, wie ich. Uebrigens gefallen mir die zwei Namen, die Du da genannt hast, gar nicht, und Du hast besser keinen Verkehr, als diesen. Der Eine ist ein glaubenseifriger Mann, aber von Leidenschaft verzehrt und weit ab von dem Gottesfrieden, ohne welchen echte

Frömmigkeit nicht besieht. Was ich von dem Andern denke, will ich lieber gar nicht sagen. Wenn ich ihm begegne, schlag' ich ein Kreuz und gehe fürbaß.'

„Und beim Arm mich fassend, sagte er mit besonderem Ausdruck: ‚Du kannst schön geigen, wie ich höre; ich habe nichts dawider. Aber vergiß darüber nicht das Frommsein. Frommsein ist das Beste.'"

„Wenn ich nun noch den Pater Macarius neben Zachäus stelle, so wirst Du einen ebenso grellen Abstand finden, wie zwischen Hilarion und Romualdus. Macarius ist Bibliothekar und heißt wegen seiner freien Denkungsart im Kloster allgemein der Freimaurer. So wie der leichtsinnige Hilarion sich durch sein Geigenspiel in Rauhenthal über dem Wasser erhält, ebenso der ketzerische Macarius. Dazu kömmt noch, daß er als ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit leicht auch außerhalb des Klosters Verwendung finden könnte. So setzt er seine Stellung in Rauhenthal, wie gern er auch in der großen, alten Büchersammlung nach Herzenslust wühlen und seinen besonderen Studien nachgehen mag, beständig auf's Spiel, indem er

unsere Zustände offen einer scharfen Kritik unterzieht. Ich darf ihn wohl als den einzigen Mann unter den Kuttenträgern bezeichnen, welcher ehrlich, klar und muthig genug ist, den Sumpf, in dem wir stecken, als Sumpf zu bezeichnen. Auch fühle ich mich — ganz abgesehen von seinem mangelhaften Geigenspiel — zu ihm hingezogen, obschon der Umgang mit ihm bei seinem großen Selbstgefühl und seiner Rechthaberei eben nicht leicht ist. An Gelegenheit, ihn zu sehen, fehlt es mir nicht, da er ja zu den Quartettisten gehört.

„Neulich nahm er mich verstohlener Weise mit auf die Bibliothek. Die Bücher, welche in den ersten Fächern stehen, und womit offenbar Parade gemacht wird, dienen der Verherrlichung des Ordens. Da zeigt sich eine ewige Heilsquelle des Berges Karmel, eine Nachfolge des Propheten Elias, ein Paradisus Carmelitici decoris, ein Eliasbrunnen, ein Karmelspiegel — die beiden letztgenannten deutsch und französisch. Ich schlage eins dieser Bücher auf und stoße zufällig auf den Beweis, daß Pythagoras ein Karmeliter-Abt war. Die Sache ist ganz einfach. Seine Anhänger trugen weiße Mäntel, hielten Silentium und fasteten, indem sie sich der Bohnen enthielten.

„Will man den grimmigen Streit verfolgen, der Jahrhunderte lang zwischen den Karmelitern und anderen Orden oder zwischen den beschuhten und unbeschuhten Karmelitern geführt wurde: in dieser Bibliothek findet man Alles beisammen. Ganze Regimenter von Büchern enthalten Nichts, als Heiligen- und Mönchsgeschichten. ‚Alles Schund und Schwindel,‘ sagt Vater Macarius, ‚Papier für den Käsehändler.‘

„‚Aber,‘ fährt er fort, ‚ich kann Ihnen auch bessere Waare vorlegen, mein Sohn. Diese Heroen in Schweinsleder sind die Kirchenväter. Dort haben wir Philosophie, Geschichte, Kirchengeschichte — natürlich Alles für den Mönchsverstand zurechtgeschnitten und corrumpirt. Um unser System aufrecht zu erhalten, läßt man die menschliche Vernunft einen Bocksprung nach dem andern machen. Wollen Sie z. B. wissen, warum die christliche Religion erst so spät nach Amerika gekommen ist? Weil die dortigen Völker, wenn das Evangelium früher zu ihnen gekommen wäre, Mißbrauch damit getrieben hätten. Oder warum es sich empfiehlt, an Fastentagen Fische, statt Fleisch, zu essen? Weil der Hecht die Werkzeuge der Passion und der Karpfen das leibhafte Bild der Jungfrau Maria in sich trägt. Oder warum es besser für das

deutsche Volk ist, lateinisch zu singen und zu beten? Weil Gott am liebsten Lateinisch hört — so schlecht auch dies Kirchenlatein ist. Ueberhaupt genügt es, daß Gott unser Gebet verstehe, wenn wir es auch nicht verstehen. Oder warum das Vieh in der Christnacht auf den Knieen liegt — vorausgesetzt nämlich, daß es wirklich liegt —? In Erinnerung an den Vater Ochs und den Vater Esel bei der Krippe zu Bethlehem. Dergleichen Späße, die man sich anderswo am Biertisch als sogenannte bairische Räthsel aufgibt, sind hier als ernste und wichtige Dinge abgehandelt.

„‚Von dem besten Theil unserer Bibliothek, aus den Schränken, wo die Ketzer stehen, wird nur auf besondere Erlaubniß des Priors abgegeben. Hier sehen Sie die deutschen Klassiker, die Geschichtswerke Schlossers, Rankes, Sybels, Häussers u. s. w.‘

„Unter den Büchern in gepreßtem Leder mit Goldverzierung dort in oberster Reihe, sagte ich, steht ein besonders abgegriffener Band.

„‚Es ist Wielands Idris und Zenide. Verbotene Kirschen schmecken am besten. Neben der scholastischen Philosophie finden Sie auch die der freien Denker: Kant, Fichte, Schelling, Hegel, ja sogar Schopenhauer. Ich habe Alles nach und nach anschaffen dürfen unter der Firma Gift.

Gift, demonstrire ich den Eselsköpfen, muß man kennen lernen, um es zu meiden, um Gegengift ausfindig zu machen. Ich aber bin, wie die Arsenikesser; ich genieße es täglich und gedeihe dabei. Hier dieser Schrank und dieser und der dritte sind meine liebste Weide — Alles Naturwissenschaften und besonders Botanik.'

„Ein anderes Mal kam Pater Macarius auf das Mönchsleben zu reden und ließ sich besonders über das Horabeten aus. ‚Ihr Novizen könnt lachen,' sagte er, ‚daß wenigstens eure Nachtruhe nicht gestört wird. Ich habe hier mein freies Studium auf der Bibliothek, guten Tisch, Spaziergang im Garten, Besuch aus der Stadt, Villegiatur im Frühling und Herbst auf den Gütern — wenn nur nicht das verfluchte Beten wäre! Da müssen wir um Mitternacht aus dem warmen Bett heraus, um Litaneien abzuleiern, bei denen Keiner Etwas von Andacht verspürt, selbst Romualdus und Zachäus nicht. Der Eine denkt: O wenn es nur zu Ende wäre und ich mir die Decke wieder über die Ohren ziehen könnte! Der Andere, der vielleicht in dem kalten Raum den Hauch vor seinem Munde sieht, schnürt den Strick enger um den Leib und brüllt, um nur warm zu werden. Der Dritte, der neben dem Zweiten sitzt, hält sich das Ohr zu und sagt zu

sich selber: Der Kerl schreit nur, um dich zu ärgern; ich will's ihm aber bei der nächsten Gelegenheit eintränken. Der Vierte versteht die Kunst, singend zu schlafen oder schlafend zu singen; der Fünfte schläft wirklich, bis ihn ein Rippenstoß des Nachbars, der ihm die Ruhe nicht gönnt, weil er selber nicht ruhen darf, aufschreckt. Ich selber mache mir öfters das Vergnügen, meine eigenen Betrachtungen in das lateinische Geheul hineinzutragen. Wenn sie singen: Bonum mihi, quod humilitasti me, Deus! so schreie ich: Welche Schinderei, um Mitternacht Hora abzuhalten! Und wenn sie fortfahren: Misereri mei, Deus, secundum magnam misericordiam tuam! so fahre ich fort: Hütet euch vor dem schwarzen Kater! Vor dem schwarzen Kater hütet euch!'

„Was ist das mit dem schwarzen Kater?

„‚Das will ich Ihnen sagen, mein Sohn. Ein Färber hatte einen weißen Kater, der den Mäusen des Hauses hart zusetzte. Eines Tages fiel er in einen Kessel auf dem Hofe und kam schwarz, wie Tinte, wieder heraus. Die guten, dummen Mäuschen glaubten, der Kater sei, da er nun unsere Farbe trug, ein Karmeliter geworden und werde das Fleisch meiden. Zutraulich kamen sie heran; aber ach! der schwarze Kater war noch gieriger, als

der weiße. Obschon es Freitag war, verschlang er eins um das andere, und die armen Thierchen erfuhren zu spät, daß von allen schlimmen Dingen ein schlimmer Pfaffe das schlimmste ist.'"

„Als ich heute das Refectorium betrat, fand ich Bruder Hilarion, alle Viere ausgestreckt, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, auf der Thürschwelle, so daß wir Alle über ihn wegschreiten mußten. In dieser Lage verharrte er, nach des Priors Gebot, während der ganzen Mahlzeit, und der Pater, der heute den Vortrag bei Tische hatte, las ein Kapitel über das dritte Mönchsgelübde, das Jener gröblich verletzt hatte. Nach dem Essen mußte er knieend ein Sündenbekenntniß ablegen; dann kam er noch auf drei Tage bei Wasser und Brot in das Klostergefängniß. Aber schon am zweiten Tage ward er für die Quartettstunde davon befreit, und da der Schelm besser geigte, als je: versetzte er den Prior in so glückliche Laune, daß er ihm den Rest der Strafe schenkte.

„Von dem übrigen Klostervolk zu reden lohnt sich nicht der Mühe; sie sind wie die Schafherde, welche man nach Köpfen zählt, ohne sie weiter zu unterscheiden. Müßiggang und mechanische Beterei

haben sie stumpf und dumm gemacht. Es mögen gute Menschen darunter sein, welche aufrichtig ihr Seelenheil suchen; allein da sie Nichts beschicken, stehlen sie nach meinem Ermessen Gott den Tag.

„Und was thue ich unter diesen Menschen? — —

„Was thue ich unter diesen Menschen? Diese Frage stelle ich mir jetzt täglich und trommle ungeduldig an die Fensterscheiben meiner Zelle. Draußen wogt der Ocean der Welt, auf dem zu schwimmen ich mich sehne — und ich liege hier elend im Kerker!

„Aber die Musik? wirst Du mich fragen. Ich habe wohl zehnmal die Feder angesetzt, um Dir darüber zu berichten; doch es widert mich an, zu sagen, welche elenden Dienste meine Göttin hier verrichten muß.

„Erlaß es mir wenigstens für heute!"

5.

Klosterfastnacht.

„Eine kleine Abwechslung in unser einförmiges Leben hat der Carneval gebracht; denn wir Rauhenthaler Mönche halten Fastnacht, wie die Kinder der Welt. Uns Novizen sprach man freilich nicht von den Vorbereitungen, bis zuletzt das große Geheimniß zu Tage kam. Es sollten die Versuchungen des heiligen Antonius in der Wüste pantomimisch dargestellt werden; Hilarion hatte die Hauptrolle übernommen. Sonntags, an der sogenannten Herrenfastnacht, trat er mit einem Paket in meine Zelle und theilte mir das Nähere mit. ‚Die Brüder Cyrillus, Severinus und Cölestin,‘ berichtete er, ‚verkleiden sich als Teufel mit langen Drachenschwänzen aus geschwärzter Pappe; Hans, der Küchenjunge, wird als Eule an einem Strick durch die Luft fliegen; andere Brüder kommen in fratzenhaften Masken als Gespenster und Kobolde. Zu-

letzt stellt sich auch Pater Macarius als Gott Vater auf dem Mohrle, meinem Leibesel, ein. Es fehlt uns nur noch ein Hauptstück der Versuchung: das Frauenzimmer. Dazu brauchen wir ein frisches, glattes Gesicht, wie Ihres. Da die drei jüngsten Brüder die Erzengel vorstellen müssen, und Martinus, der anfänglich das Frauenzimmer übernommen hatte, so ungeschickt war, über Nacht an einer geschwollenen Backe zu erkranken: so müssen wir zu den Novizen greifen, und Sie, Olympius, sind — obschon ein wenig groß für diese Rolle — dazu auserwählt, meine, d. h. des heiligen Antonius Tugend auf die Probe zu stellen. Blasius, der überhaupt kein Spaßverderber ist, hat seine Zustimmung gegeben. Ich bringe hier einen vollständigen Weiberanzug: Häubchen, Mieder, Rock, der freilich für Ihre Figur etwas kurz ist, Schürze, Zwickelstrümpfe, Schuhe, dazu eine Perrücke mit langen Schmachtlocken.'

„Er hatte das Bündel aufgeschnürt und alles Hergenannte auf meinem Bett und meinem Tischchen ausgekramt.

„Wenn ich bis dahin ein armer, die Flügel hängender Vogel war, so wachte bei diesem Antrag die Weltlust neu in mir auf und begann wieder sich mächtig zu regen. Unter Späßen und Ge-

lächter wurde meine Umwandlung vollbracht, und Hilarion behauptete, daß ich wirklich recht kußlich sei.

„Wir übten nun die Handlung in der Weise ein, daß ich mit ausgebreiteten Armen auf ihn zuging, er aber voll Abscheu vor mir zurückwich. Ich mußte dann meine Liebkosungen verdoppeln, er dagegen auf ein Crucifix weisen; worauf ich, wie vernichtet, zu Boden fiel und, da keine Versenkung zu beschaffen war, auf allen Vieren hinwegkroch.

„Nach glücklich beendeter Probe begab er sich hinweg, um selber seine Verkleidung anzulegen, indeß ich mich auf den großen Corridor begab, wo schon ein guter Theil der Maskengesellschaft und andere Mönche versammelt waren. Natürlich erregte meine Erscheinung — ein Frauenzimmer, wenn auch nur ein nachgeahmtes, in einem Mönchskloster! — großen Lärm, und während die Einen mich von fern musterten, kamen die Anderen schmunzelnd heran und begannen der langen Dame eifrig den Hof zu machen.

„Der Fastnachtsonntag war für das Kloster Rauhenthal ein Tag der Ungebundenheit. Der Bruder Kellermeister hatte zum Frühstück ein Fäßchen Doppelbräu aufgelegt; Berge von Fastenbretzeln, Brot und Schinken wurden in großen zinnernen

Schüsseln aufgetragen. Des späten Mittagsmahles eingedenk, griff Alles tapfer zu, besonders auch Pater Macarius, der als Gott Vater mit langem weißen Bart aus Baumwolle und — Lackstiefeln erschienen war.

„Je zurückgezogener und kopfhängerischer das Mönchsvolk sonst lebt, desto unbändiger zeigt es sich, wenn ihm einmal die Kette genommen wird. Kuttenträger und Teufel, Gespenster und fratzenhafte Gestalten jagten sich in wildem Geschrei durcheinander. Ein Wüstenlöwe mit Mähnen aus Hobelspänen brüllte aus Leibeskräften; ein Riesenfrosch lief auf den Hinterfüßen umher, duckte dann zwischen den Beinen Gott Vaters unter und hob ihn plötzlich unter allgemeinem Gelächter rittlings in die Höhe.

„Jetzt kam auch der heilige Antonius in einer zotteligen, verfilzten Perrücke aus Ziegenhaar, mit einem Rock von Schaffell, mit Tricothosen und Sandalen; denn die Maskengarderobe der Mönche war reich ausgestattet. Das Tricot sollte nackte Beine vorstellen, war aber beinahe kirschroth — eine Farbe, die Macarius der heißen Wüstensonne zuschrieb.

„Das Ausbleiben der drei Erzengel, die unschicklicher Weise ihren Gott Vater warten ließen,

verzögerte die Aufführung. Endlich kam Michael in blonder, kleingelockter Perrücke, im langen weißen Hemd, mit Flügeln aus Goldpapier, ein Schwert in der Hand, auf blaßrothen Tricotstrümpfen, um zu melden, daß Gabriel und Raphael noch rasirt werden müßten; der säumige Barbier sei eben eingetroffen und mit Schaumschlagen beschäftigt. Da es im Corridor kalt war, hielt sich der leichtgekleidete Engel beständig in springender Bewegung und schlug grimmig mit seinem kleinen Schwert aus Blech nach rechts und links.

„Die Aufführung sollte im Refectorium stattfinden, das an diesem Tage ausnahmsweise geheizt wurde. Um eine Wüste vorzustellen, hatte man die lange Tafel auseinander genommen und an der Wand aufgethürmt. Sie und das Lesepult, beide mit Aschtüchern behangen, wollten für Felsen gehalten sein; der in gleicher Weise bekleidete Fußboden für Wüstensand. Vor den Felsen befand sich, von einer Palme überschattet, eine Klausnerhütte mit Glockenthürmchen und lebensgroßem Crucifixe.

„Die Zuschauer saßen auf Stühlen, die der Hütte gegenüber aufgestellt waren. Auf den Bänken, die an den Wänden standen, hatten die Schau-

spieler in buntem Gemische Platz genommen, Gabriel z. B. zwischen dem Frosch und dem Löwen, wie es sich gerade traf. Wenn der rothausgeschlagene Sessel, den der Prior einnehmen sollte, anfangs nicht besetzt war, hatte dies darin seinen Grund, daß die Aufführung mit einem Musikstück eröffnet wurde, wobei Blasius mitwirkte. Es spielten nämlich die vier Quartettisten: der Prior, St. Antonius, Gott Vater und das Frauenzimmer hinter den Felsen.

„Beifallklatschen belohnte unsere Leistung. Blasius nahm den rothen Sessel ein, und der Heilige trat in die Klausnerhütte, indeß der Löwe, die Mähnen schüttelnd, auf den Felsen erschien. Es war ein wirklicher Rauschebart; denn die Hobelspäne ließen sich deutlich hören.

„Die Vesper-Glocke in dem Thürmchen schlug, und St. Antonius trat aus der Hütte, um vor dem Crucifixe zu beten; dann setzte er sich auf einen Stein und begann aus einem großem Pergamentbande zu lesen. Wie er nun andächtig das Haupt neigte, die Lippen bewegte und die geschlossenen Hände an die breite Brust drückte: erhob sich aus der Tiefe der grüne Riesenfrosch, gähnte dreimal mit weitgesperrtem Maul und sprang mit kühnem Satz auf das Buch des Heiligen. Dieser wich ent-

setzt zurück, und der Frosch verfolgte ihn bis in die Reihen der Zuschauer. Unter endlosem Gelächter dauerte diese Jagd eine gute Weile, bis sich das Reptil ermüdet auf eine Seitenbank zurückzog, während Antonius wieder mit seinem großen Buche niedersaß.

„Aber jetzt erschienen die zwei langgeschwänzten Teufel zur Rechten und zur Linken des Heiligen, und indem sie von beiden Seiten her in das Buch griffen und die schweren, großen Blätter händevoll mit außerordentlicher Schnelligkeit hin und her warfen, grinsten sie den Eremiten an, rollten die Augen und fletschten die Zähne. Dieser verbarg, auf die Kniee fallend, sein Gesicht mit beiden Händen; der ganze starke Leib schütterte vor Grausen. Plötzlich schlug einer der Teufel das Buch zu, indeß der andere den Heiligen niederwarf, und nun draschen die schwarzen Ungethüme mit allzu viel Naturwahrheit so unbarmherzig mit ihren langen Schwänzen auf ihn los, daß Antonius wie ein Wurm sich krümmte und markerschütternde Klagetöne ausstieß. Es war gut, daß sich die Teufel nun auch auf die Bank an der Wand zurückzogen und dem armen Einsiedler Zeit gönnten, sich aufzurichten, den Wüstenstaub aus seinem Schafpelz

zu klopfen und das dicke Buch von Neuem aufzuschlagen.

„Da ließ sich plötzlich der süße Klang einer Flöte hören, geblasen von Gott Vater, der seitwärts neben einem der Teufel saß; denn Macarius ist nicht allein der Geige, sondern auch dieses sanften Instrumentes mächtig. Die Flöte war das Stichwort für mich, das Frauenzimmer. Ich trat in kleinen Schritten hinter dem Fels hervor und breitete nach Vorschrift meine Arme schmachtend aus. Die in der Scene festgestellte Probe sollte nur von kurzem Verlaufe sein; aber der Heilige schien jetzt so großes Wohlgefallen daran zu finden, daß er sie übermäßig in die Länge zog. Er schüttelte zwar das Haupt und legte, vor mir zurückweichend, so viel Abscheu in sein derbes, hartrothes Gesicht, als ihm irgend möglich war. Aber die vergnüglich blitzenden Aeuglein straften ihn Lügen, und er spitzte die Lippen so begehrlich zum Kusse, daß es mir ordentlich bange wurde.

„‚Jam satis est!‘ rief jetzt der Prior dazwischen, und Antonius besann sich endlich auf seine Rolle, indem er mit drohendem Finger auf das Crucifix wies. Als ich nun verabredeter Weise niederstürzte und meinen Rückzug auf allen Vieren antrat, ergriff — ganz wider unsere Abrede — der Ein-

siedler die Geißel und peitschte mich aus seinem Revier heraus.

„Auf einmal drangen die Gespenster und die Larven von allen Seiten auf ihn ein; der Frosch machte sich wieder auf die Beine; der Löwe kam brüllend vom Felsen herab; die Eule mit ausgespreizten Krallen schwebte an ihrem Stricke herunter; die Teufel nahten in grotesken Sprüngen und arbeiteten mit Hämmern und Kneipzangen auf ihn los. Ich selber schloß mich den Bestien an und schwang nun meinerseits die Geißel furiosamente! Es war ein Geschrei, ein Johlen, Brüllen und Heulen, das nicht toller gedacht werden kann.

„Dem Heiligen blieb in seiner Pein nichts Anderes übrig, als durch die Stimme seines Glöckchens die Himmlischen anzurufen. Er läutete und läutete, und schrie dabei mit seiner Eisenstimme, die all den Lärm durchdrang, den Reimspruch eines rheinischen Klosters, womit die zechlustigen Mönche die Steinkrankheit abzuwehren suchten:

Du großer Hirt und Gottesmann,
Liborius, halt' für uns an,
Daß weder Gries noch Nierenstein
Die Strafen unsrer Sünden sein!

„Aber in der Wiederholung änderte er den Spruch:

Du großer Hirt und Gottesmann,
Liborius, halt' für uns an,
Daß in dem Kloster Rauhenthal
Auf ewig währ' der Carneval.

„Plötzlich sprangen die zwei Flügel der Thür auf, und herein traten die drei Erzengel, sich an den Händen haltend und in gleichem Tempo vorwärts schreitend. Dahinter kam Gott Vater auf Mohrle, dem schönsten der Klosteresel, welchem ein Körbchen untergebunden war, um etwaigen Schwachheiten vorzubeugen. Die Engel setzten drei Kindertrompetchen an und bliesen. Im Nu verstummte der Lärm, und Alle: Teufel, Gespenster, Ungethüme, Löwe, Eule und Frauenzimmer, fielen platt auf den Boden nieder. Die Engel marschirten trompetend weiter; allein Gott Vater hatte Mühe ihnen zu folgen, da Mohrle, durch all den Hokuspokus scheu gemacht, zu bocken und hinten auszuschlagen begann.

„Unter tiefen Bücklingen kam St. Antonius Gott Vater entgegen, beruhigte seinen Freund Mohrle mit Streicheln, bot Gott Vater, der sich hohen Alters wegen sehr schwerfällig zeigte, die Hand zum Absteigen und wollte ihn mit demüthiger Kniebeugung begrüßen; aber Gott Vater schloß ihn in seine Arme und gab ihm einen ehrbaren Kuß auf die Stirne.

„Einer der Teufel holte jetzt ein Klapptischchen aus der Klause, deckte es mit der Gewandtheit eines Pariser Kellners, den langen Schweif, wie eine Serviette, über den linken Arm schlagend, und servirte mit seinem Collegen Rosoglio und Anisbrot. Gott Vater und St. Antonius stießen mit den Spitzgläsern an; die Erzengel aber, die hinter ihnen standen, mausten von Zeit zu Zeit eins der Brötchen.

„Bisher war das Stück — Alles nach Hilarions Erfindung — pantomimisch verlaufen; jetzt aber trat der Dialog ein. Gott Vater erhob sich, band sich die Serviette los und wischte sich den Mund.

„‚Vortrefflicher Rosoglio, lieber Antonius! Woher beziehen Sie ihn?‘

„‚Lamberto e figlio in Verona.‘

„‚Notire Dir die Adresse, Gabriel. — Ich muß mich jetzt empfehlen, mein alter Freund! Besten Dank! Hilf mir auf den Esel; ich habe einen abscheulichen Rheumatismus im linken Beine. Du glaubst nicht, wie stark es im Himmel zieht. — So! so! Gratias maximas!‘

„‚Wenn Sie erlauben, werther Gott Vater, so begleite ich Sie noch ein Stückchen.‘

„‚Es soll mir zur Ehre gereichen.‘

„‚Die Ehre ist ganz auf meiner Seite.‘

„Der Heilige, der überhaupt vortrefflich spielte, begab sich unter vielen Bücklingen an Gott Vaters Seite und führte Mohrle am Zügel. Es folgten Arm in Arm je zwei Teufel mit zwei Erzengeln, dann der dritte Erzengel mit der Eule. Der Frosch, auf die Hinterbeine gestellt, reichte dem Prior, der lachend auf den Scherz einging, den Vorderfuß; der Löwe zwang dem Novizenmeister seine Pfote auf, und so gruppirte sich Alles paarweise, indem auch die Gespenster und Ungethüme sich Gefährten suchten. So ging der lange Zug, wie in einer Polonaise, durch die langen Corridore nach dem Kreuzgang, der den Garten umschloß, und aus dem Kreuzgang wieder in die Corridore.

„Unter der hohen Wölbung stimmte St. Antonius im Sarastro-Baß ein Lied an, und wir Alle sangen mit ihm:

Es kam ein Engel vom Himmel gerannt;
Des bin ich froh, froh, froh!
Benedicamus Domino!
Horum, harum, horum!
Quorum, quarum, quorum!
Venerabilis ordo Carmelitorum!

Es fuhr aus der Hölle ein Teufel auf;
Das war Pech, Pech, Pech —
Und stellte sich auf die Kanzel frech.

Horum, harum, horum!
Quorum, quarum, quorum!
Miserabilis ordo Carmelitorum.

Sanct Elias, der fuhr zum Himmel auf
In der feurigen Kutsch, Kutsch, Kutsch —
Immer höher, immer höher; jetzt ist er futsch!
Horum, harum, horum!
Quorum, quarum, quorum!
Vielen Durst hat der ordo Carmelitorum.

„Bei der ersten Strophe klatschte St. Antonius aus Freude über den Engel, „der vom Himmel rannte," in die Hände, und die ganze lustige Gesellschaft that, wie er; bei der zweiten Strophe ballten sich alle Fäuste und schlugen nach rechts und links gegen den Teufel, der die Kanzel schändete, und bei der dritten reckten sich sämmtliche Hälse, und Alles trippelte, auf den Fußspitzen stehend, um die „feurige Kutsch" zu sehen; sogar dem Esel wurde der Kopf aufwärts gerichtet. Den lateinischen Rundrein sangen die Brüder nach Art der Litaneien, indem sie das „Carmelitorum" zu langem Schnörkel ausdehnten.

„Jetzt galt es, das Refectorium wieder in seinen alten Stand zu setzen; denn es war hohe Zeit, zu Tische zu gehen. Alles legte mit Hand an; der Wüstensand, die Kapelle und die Felsen verschwanden im Nu; der Lesepult, der allein im ganzen

Jahr diesen Tag außer Gebrauch kam, wurde hinausgeschafft und die lange Tafel hergestellt.

„Bunt genug sah die Tischgesellschaft aus, da Niemand seine Verkleidung ablegte. Nur die Masken mußten fallen; denn jetzt galt es, den Mund frei zu haben und den außergewöhnlichen Leistungen des Bruders Koch Ehre anzuthun. Oben am Tisch wurde ein Fäßlein Wein, unten ein Fäßlein Bier für die „Bacchanten" und „Gambrinisten" aufgelegt, und die Brüder arbeiteten mit heiligem Eifer an der Bewahrheitung des Verses:

Vielen Durst hat der ordo Carmelitorum.

„Im Laufe des Nachmittags zogen sich der Prior und einige der älteren Mönche zurück, um ein Schläfchen zu machen und dem wachsenden Lärm zu entrinnen. Zachäus, der alte Maria-Schwärmer, hatte der Aufführung und der Mahlzeit nur kurze Zeit angewohnt, um dann wieder zu der gebenedeiten Jungfrau zurückzukehren; Romualdus, der Zelot, hatte den ganzen Tag seine Zelle nicht verlassen. Einer der Brüder berichtete, er habe sich einer strengen Geißelung unterzogen, um auf diese Weise an unserer Sündhaftigkeit Etwas abzutragen. Was meinen Theil angeht, so bin ich ihm dafür sehr verbunden.

„Die jüngeren Brüder besaßen mehr Ausdauer; eingedenk des weisen Wortes Hilarions, daß dieser Tag im Jahr nur einmal komme, verließen sie die Wein- und Bierquelle nicht, bis sie ihr Letztes gespendet hatte. Ich selbst, das Frauenzimmer, bestieg dann mit meinem Anton Guarnerius die Tafel, und nachdem ich ihn um Verzeihung gebeten hatte, daß ich schnöde Tanzmusik auf ihm spielen wolle, fiedelte ich wacker darauf los. St. Antonius ergriff einen Erzengel und walzte um den Tisch; der Frosch und der Löwe, die zwei Teufel, die anderen Erzengel folgten, und die Eule wirbelte für sich allein, wie ein Kreisel, um sich herum. Von toller Lust ergriffen, schloß sich Alles, was Beine hatte, paarweise zusammen. Die Meisten hatten nie tanzen gelernt oder es längst wieder verlernt. An ein Tacthalten war nicht zu denken, so laut ich auch mein Einszweidrei, Einszweidrei erschallen ließ und den Tisch mit dem Absatz zerstampfte.

„Jetzt war der Tanz oder vielmehr das Gespringe zu Ende, und die Dickbäuche lagen schwer athmend auf den Stühlen und über die Tafel hinweg, Ströme von Schweiß vergießend.

„Vielen Durst hat der ordo Carmelitorum, ja wohl! Auch ist es bekannt, daß Tanzen die Kehle austrocknet. Als „der Liebling des Priors“ wurde

ich nach dessen Wohnung geschickt, um die Wiederauffüllung der beiden Fäßchen zu erbitten; denn fortan wollte man nicht mehr tanzen, bloß trinken. Ich machte mich mit diesem heiklen Auftrag und der Fiedel auf den Weg und ließ vor Blasius' Thür eine reizende Passage aus Spohrs Gesangsscene, die er besonders liebt, erklingen. Sogleich entriß er sich seiner Siesta, kam lächelnd an die Thür und nickte Gewährung, indem er sagte, in der Wüste sei großer Durst verzeihlich.

„Nach dem Refectorium zurückgekehrt, wurde ich mit Jubelrufen und stürmischen Umarmungen bewillkommt; selbst Gott Vater, der heute ganz ausgelassen war, gab mir einen schallenden Schmatz, wobei die Hälfte seines Bartes an meinem Mieder hängen blieb. Das Zechgelage nahm nun seinen Fortgang und gestaltete sich immer ausgelassener. Als das Weinfäßchen zurecht gelegt werden sollte, entglitt es den unsichern Händen der Brüder und rollte unter den Tisch. Unter einem feierlichen Kyrie Eleison wurde es heraufgeholt, unter einem Tedeum das Zapfen begonnen.

„Nach einer Weile kam Hilarion auf den edlen Gedanken, mir, dem glücklichen Vermittler der neuen Wein- und Bierspende, einen Triumphzug zu bereiten. Sofort befahl er den Bestien, sämmtliche

Klostercsel herbei zu holen. Die Eule, der Frosch und der Löwe eilten auf unsichern Füßen davon. Einige dienstfertige Gespenster fragten, ob sie auch Bestien seien. Allerdings! donnerte der Heilige, und sie begaben sich ebenfalls nach dem Stalle.

„Bald waren die sechs Klosteresel im Saale. Ich mußte meiner langen Figur wegen den größten besteigen und gelangte noch leichter hinauf, als die drei Erzengel, die sich quer setzten, und Gott Vater, der, wie er endlich oben war, das Gesicht nach Mohrles Schwanz gerichtet hatte. Nur St. Antonius, gegen jeden Rausch gefestet, bewegte sich in gewohnter glücklicher Sicherheit. Dies waren die sechs Berittenen. Das Fußvolk, Maskirte und Nichtmaskirte, taumelte um uns und hinter uns her. Man versuchte auch zu singen, und verschiedene Lieder, wie: Zieh', Schimmel, zieh', Cerevisiam bibunt homines, Es sind einmal drei Schneider gewesen, schwirrten um mich her. Der Löwe versuchte sich mit: Laurentia, liebe Laurentia mein; aber er stolperte jedesmal mit der Zunge über das L und kam nicht vorwärts.

„Zur Darstellung des Wüstensandes hatte man Tücher verwendet, in denen man sonst Kleie aufbewahrte, und man hatte auch an einer Stelle Kleie ausgeschüttet, die noch nicht weggefegt war.

Als nun Mohrles feine Nase dies witterte, warf er Gott Vater ab und begann nach Art der Esel sich in diesem Pulver zu wälzen. Jetzt kamen auch die anderen Langohren herbei, um diesen Hochgenuß mit dem Gefährten zu theilen. Wir wurden, Einer nach dem Andern abgesetzt; sämmtliche Esel wälzten sich unter wollüstigem Yah, Yah, Yah! und wir lagen gleichfalls zu Boden, ohne wieder aufzukommen.

„In diesem Augenblick erschien Romualdus in der Thür, die Geißel in der Hand, mit zornsprühenden Blicken. ‚Es steht geschrieben,‘ schrie er, ‚mein Haus sei ein Bethaus; aber ihr habt eine Mördergrube daraus gemacht.‘ Und die Geißel hoch über die Schulter schwingend, schlug er wacker auf die Nächsten ein. ‚Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, wie wollet ihr der höllischen Verdammniß entrinnen?‘

„Hilarion fiel dem Wüthenden in den Arm und führte ihn hinweg.

„So verging der Tag der Herren- und Pfaffenfastnacht. Montags und Dienstags, also zu einer Zeit, wo das Volk sich austobt, begann für uns schon die schmale Kost; aber man ließ doch erst am Aschermittwoch die volle Strenge eintreten. Mehrere der Brüder waren auf den Dienstag-

Nachmittag in das Städtchen eingeladen. Da die regula abstinentiae nur ein Mahl gestattet, standen sie vor dem Schlußgebet von unserem Tische auf, um sich zu ihren Wirthen zu begeben. Dort schmausten und zechten sie bis in die Nacht. Es galt Alles nur für eine Mahlzeit, und die Regel blieb unverletzt.

„Am Montag begannen zugleich die Fastenpredigten für uns: da war es denn sehr erbaulich, Diejenigen unserer Väter, denen diese Pflicht oblag, auf der Kanzel zu sehen. Noch ganz übernächtig, mit verquollenen Augen und gläsernem Blick, legten sie den Gläubigen die große Tugend der Mäßigkeit an's Herz und verdammten die Fresser und die Säufer in die tiefe Hölle.

„Macarius und ich spotteten über diese Lakaien der Seelsorge; mehr und mehr aber erfaßt mich ein unsäglicher Ekel vor all dieser Pfaffenwirthschaft.

„Lieber Bruder, ich habe Dir nun schon eine artige Zahl von Briefen oder Tagebuchblättern geschrieben; aber Du antwortest mir nicht! Findest Du Anstoß daran, daß ich heimlich berichte? Wie konnt' ich anders zu Dir reden, wenn ich offen sein wollte?

„Auf Aeußerungen erwart' ich Gegenäußerungen.

Erhalt' ich auf diese Zeilen keine Antwort, dann leg' ich meine Feder nieder, und das letzte Band der Verwandtschaft ist ohne meine Schuld zerrissen. Dann gelang' ich vielleicht zu dem erhabenen Standpunkte des Pater Romualdus, der zehn Jahre lang die Briefe seiner Eltern, Geschwister und Freunde unerbrochen in seiner Zelle liegen ließ, bis zuletzt Keiner mehr schrieb. Darauf schnürte er sie zu einem Pack zusammen und übergab sie dem Feuer.

„Ich habe Dir neulich, da ich mich gerade in sehr elegischer Stimmung befand, eine Andeutung über unsere elende Musik gemacht und nähere Ausführung auf später in Aussicht gestellt. Ich bin jetzt in besserer Fassung es zu thun, nämlich in der Spottlaune; denn ohne Spott läßt sich von der Sache nicht reden.

„Du weißt aus alter Erfahrung, daß ich Feuer und Flamme bin, wenn ich mein Liebchen, meine Fiedel, im Arm habe. Die drei Dickbäuche aber, welche mit mir geigen, sind ausgebrannte Asche. Wenn dann das Quartett anhebt und ich gehe im richtigen Tempo frisch vor, ruft der Prior: ‚Piano! piano!‘ und Hilarion sagt zu Macarius: ‚Heute setzt unser Furioso dem Gaul wieder die Sporen ein.‘ F u r i o s o ist nämlich der Name, den sie mir beigelegt haben.

„Was nun zunächst unsern Herrn Blasius angeht, so fehlt es diesem zierlichen Männchen mit dem goldenen Kreuz auf der stets frischen Kutte und dem Brillanten an dem Zeigefinger der bogenführenden Hand nicht an Verständniß und gutem Geschmack in Sachen der Musik. Gewiß hat er auch in jungen Jahren für einen Dilettanten recht anständig gespielt; aber das Weichliche, Ewigfreundliche und Matte seines Wesens tritt leider auch zu Tage, wenn er sein Cello zwischen den Knieen hält. Es ist kein Mark in seinem Strich, kein Feuer in seiner Auffassung. Auf der Flöte hätt' er's vielleicht weiter gebracht.

„Bruder Hilarion besitzt ein hervorragendes Talent, ein musikalisches Gedächtniß, wie man es selten trifft; sein Spiel ist kräftig, aber roh. Wenn er nicht aufgelegt ist, tractirt er die Geige mit einer Lässigkeit, die mich oft ingrimmig macht, besonders bei Beethoven, dessen Früchte diesem plumpen Gesellen wahrlich viel zu hoch hängen. Wenn Blasius eine Pause benutzt, um ein Prischen aus dem goldenen Döschen zu nehmen: so weiß Derselbe seine Zeit geschickt zu bemessen und klopft die Tabakskörner, die etwa auf den Schooß gefallen sind, bei nächster Gelegenheit ab. Zieht aber Hilarion seine große schwarze Horndose, so

tritt jedesmal, mag ich auch noch so heftig avanti! avanti! rufen, merkliche Verspätung ein, wie erst gestern im Adagio, wo ihm volle acht Takte zur Verfügung standen. Bevor nicht die Viola diesem Kerl entrissen und in gewissenhafte Hand gelegt wird, kann aus unserem Quartett Nichts werden.

„Auch mit der zweiten Geige ist es mißlich bestellt. Macarius, der gelehrte Ketzer, der Alles besser weiß und besser kann, als die anderen Kinder Evas, ist auch in musikalischen Dingen unfehlbar. Wo ich, der Concertmeister, Piano verlange, will er Forte, oder umgekehrt, und kratzt — denn von einem kunstgemäßen Strich kann bei ihm nicht die Rede sein — nach seinem eigensinnigen Kopfe, um die erste Violine, Viola und Cello unbekümmert, immer weiter.

„Während ich mit Meistern, die es besser verstehen, als ich, spielen sollte, muß ich erbärmlichen Dilettanten Katzenmusik aufführen helfen und komme so immer weiter zurück in meiner Kunst. Was mir allein noch einigen Trost gewähren könnte, das einsame Spiel in meiner Zelle auf dem Guarnerius, hat auch Viel von seinem Reiz eingebüßt. Es war mir schon längst aufgefallen, daß meine Geige doch nicht die Fülle des Tones besaß, die man von dem Werk eines solchen Meisters erwarten durfte.

Der leise Verdacht, der sich in mir regte, wurde durch einen reisenden Violinvirtuosen, der einer Einladung des Priors nach Rauhenthal gefolgt war, bestätigt. Er sprach sich dahin aus, daß sämmtliche Instrumente durch die Hände eines schlechten Geigenarztes gegangen seien, der, wahrscheinlich um ein Stück Geld zu verdienen, Pfuschwerk an ihnen geübt habe, und wirklich ergaben meine Nachfragen, daß vor Jahr und Tag ein solcher Wunderdoctor in Rauhenthal gewirthschaftet hat. Meinen Guarnerius hat dieser Schurke ausgeschachtelt. Darunter versteht man das Dünnerschaben des Resonanzboden und der Unterdecke — eine Mißhandlung, die namentlich auch viele Stradivaris erfahren haben sollen. ‚Vergleichen Sie,‘ sagte der Virtuose zu mir, ‚diesen castrirten Guarnerius mit einem unversehrten Instrumente desselben Meisters, z. B. mit der Geige Paganinis, die im Stadthause zu Genua aufbewahrt wird, und Sie werden einen Unterschied bemerken, der außerordentlich ist.‘

„So ist denn das Letzte, was mich in Rauhenthal aufrecht erhielt: der Glaube an den Guarnerius, geschwunden.

„Eines schönen Tages, mein Bruder, wird es zwischen mir und Rauhenthal zu einem großen Bruch kommen. Was ich thue, thu' ich ex motu

spiritus sancti; denn die Musik hat auch ihren heiligen Geist, wenn es die Pfaffen auch nicht Wort haben wollen."

Mit diesem Schreiben kreuzten sich folgende Zeilen Silvesters an Rodrian:

„Schicken Sie mir keine Briefe meines unglücklichen Bruders mehr: ich würde sonst in der Lage sein, sie zurückzuweisen."

6.

In Freiheit.

Einige Wochen später betrat an einem regnerischen Sonntag-Morgen des Monats März der junge Pfarrer von Klaus, vom Gottesdienst kommend, seine Wohnung. Er traf auf seiner Stube einen schlanken, großen Mann mit auffallend kurzem röthlichen Haar in grüner Joppe, welcher, mit dem Rücken ihm zugewendet, an seinem Schreibtische saß und, die Beine übereinander legend, eine Cigarre rauchte. Die Bergschuhe verriethen eine Wanderung auf schmutzigen Wegen. An der Wand lehnten eine Reisetasche, eine Violine in braunem Lederüberzug, die nur mit der Schnecke aus ihrer Hülle schaute, und ein derber Stock mit Lederquaste und starkem Stachel.

„Guten Morgen, Silvester!"

„„Wie, Du bist es, Aloys!""

„In eigener Person und, was die Hauptsache ist, in völliger Freiheit."

„„Du hast das Kloster verlassen? O hättest Du es nie betreten!""

„Das sag' ich auch. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer."

„„Nach verschiedenen Aeußerungen in Deinen Briefen konnt' ich es vermuthen.""

„Die Birne war reif; aber bevor sie fiel, kam noch ein starker Windstoß."

„„Wie soll ich das verstehen?""

„Du würdest nicht weiter zu fragen brauchen, hättest Du mir nicht das Schreiben verboten."

„„Laß uns davon nicht weiter reden. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt.""

„Jetzt geh' ich in die weite Welt. Bevor ihre Wellen über mir zusammenschlagen, wollt' ich meinem Bruder Lebewohl sagen."

„„Was hast Du vor?""

„Du hast mir nicht einmal die Hand zum Willkomm gereicht."

Silvester gab sie ihm zögernd. Man sah, daß es ihm schwer war, über den Berg hinweg zu langen, der sich zwischen ihnen aufgethürmt hatte.

Er ging hinaus, um der alten Haushälterin die nöthige Weisung für den Tisch zu geben. Da

sie sonst mit ihm speiste und er heute ihre Gegenwart nicht wünschen konnte, sagte er ihr, daß er mit dem fremden Herrn allein essen wolle.

„Mit dem fremden Herrn? Er nennt sich Ihren Bruder."

„„Das ist er auch.""

Und die Schamröthe stieg ihm in das Gesicht.

Die Mahlzeit ließ auf sich warten; Aloys schlug deshalb vor, eins der alten Musikstücke zu spielen. Es sei zwar nicht erfreulich, die Kroxener Geige nach dem Guarnerius unter das Kinn zu nehmen; indessen müsse er sich jetzt in die Noth schicken, wie in so vielen anderen Dingen auch. Nach Tisch wolle er ihm dann berichten, wie es in Rauhenthal vom Biegen zum Brechen gekommen sei. Silvester willigte, obschon widerwillig, ein, und sie stimmten ein Duo Spohrs an, das sie in früherer Zeit oft geübt hatten.

„„Dein Spiel hat an Kraft und Innigkeit gewonnen,"" sagte Silvester.

„Ich bin zufrieden, wenn ich bei den verwünschten Kahlköpfen Nichts verloren habe."

Man ging zu Tische. Der junge Pfarrer, der gewöhnlich — aus denselben guten Gründen, wie Bruder Martin im Götz — keinen Wein trank, setzte heute einen feinen Meraner auf. Es war

das Geschenk des Bozener Seidenfabrikanten, der eine Villa bei dem Dorfe besaß. Aloys trank hastig und stieß, als das bescheidene Mahl zu Ende war, zornige Wolken aus seiner Cigarre. Silvesters Angesicht brannte, obschon er wenig mehr, als zwei Gläser, geleert hatte.

„Ich bin Dir," begann jetzt der jüngere Bruder, „noch den Bericht schuldig, wie der Kessel zum Springen kam, und wie Olympius wieder in die Welt geschleudert wurde als Aloys. Ja, mein Herr Pfarrer, es geht in der kirchlichen und besonders in der klösterlichen Welt anders her, als die frommen Kinder vor der Thür sich einbilden. Von unserem tollen Carneval weißt Du. Ganz abgesehen von dem großen ‚Kater,' den er zunächst hinterließ, trug er uns die bittersten Früchte.

„Eines schönen Tages fuhr eine Kutsche in den Klosterhof. Sie war gelbroth angestrichen, so daß ich an Elias' Feuerwagen denken mußte, und sie erwies sich auch wirklich als ein Fegefeuer auf vier Rädern; denn sie brachte Barnabas, den Provincial, welcher kam, ‚um die religiöse und sittliche Haltung der Karmeliter-Conventualen zu Rauhenthal einer gewissenhaft-ernsten Prüfung zn unterziehen.'

„Schon der Anblick des langen, hagern, blassen Mannes mit der tiefgerunzelten Stirne, den kleinen grauen Aeuglein — halb verdeckt von den überhangenden Brauen — mit der gewaltigen Nase und dem großen Munde, der, wenn er aufging, den Kopf in zwei Stücke zu spalten schien, war abschreckend genug. Unserem aalglatten Priorlein erfror das sonst so leichtflüssige Lächeln auf den Lippen; seine wohlgepflegte Hand streckte sich zum Willkomm aus; aber Barnabas' lange Knochenhand kam ihr nicht entgegen. Der Provincial schloß sich volle vier Stunden mit Romualdus ein; es lag wie ein schweres Hagelwetter über Rauhenthal. Er unterzog sämmtliche Insassen des Klosters — die sechs Esel ausgenommen — der schärfsten Prüfung. Es wurde viel, sehr viel gelogen; aber ein geschicktes Kreuzverhör brachte Alles zu Tage. Schnell, wie ein Fabrikschornstein emporsteigt, wuchsen und gipfelten sich unsere Verbrechen — um so schneller und um so höher, als von Seiten unseres Großinquisitors der beste Wille vorhanden war, sie bis in die Wolken zu treiben.

„Die rothgelbe Kutsche fuhr mit Barnabas wieder ab; leider ging das Hagelwetter, das über Rauhenthal stand, nicht mit, sondern blieb, bis es Zeit war nieder zu donnern.

„Es kam ein neuer Prior mit Briefen des Karmelitergenerals aus Rom. Blasius wurde, weil er die Regel in schmählicher Weise übertreten habe, als einfacher Mönch in ein italienisches Karmeliterkloster von strenger Observanz versetzt. Dem guten Zachäus nahmen sie das Bild weg und hingen es in die Kirche. Dahin muß er nun gehen, wenn er seine Madonna verehren will; es macht ihm aber keine Freude mehr, weil er sich beobachtet sieht. Der alte Mann ist seitdem ganz gebrochen, und man fürchtet, daß er den Verlust der Geliebten nicht lange überdauern werde.

„Pater Macarius, der ‚Freimaurer,‘ fiel natürlich in harte Strafe. Nachdem er die Schlüssel zur Bibliothek abgeliefert hatte, wurde er auf sechs Monate zum Bruder degradirt und spaltet nun Holz, dreht das große Brunnenrad auf dem Hofe und füttert die Esel.

„Hilarion, ‚als Hauptunternehmer der gotteslästerlichen Carnevalsposse und überhaupt als höchst fleischlich gesinnter Bruder,‘ mußte über Tisch, gleich einem apportirenden Hunde, mit einem Prügel aus Birkenholz im Munde niederknieen — die Mönche nennen dies schöne Werkzeug die Mordaxe — und sollte dann drei Monate lang im Klosterkerker verbringen. Als aber die Brüder kamen,

um ihn dahin abzuführen, schlug er sie mit der gewaltigen Faust nieder und entwich. Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Die Sage geht, er diene als Hausknecht bei einem Wirth in Trient.

„Ein unbeschreiblicher Haß war auf Romualdus, den Angeber, gefallen. Hilarion hatte gedroht, ihn an seinem Strick in der Zelle, wie einen Krammetsvogel in der Dohne, aufzuhängen, und es war nach dessen Entweichung zu fürchten, daß einer der anderen Brüder die Vendetta übernehmen werde. So fand es der neue Prior für angemessen, eilends seine Versetzung nach einem andern Kloster zu bewirken.

„Natürlich wurde nun die Regel in aller Strenge wieder hergestellt. Man entfernte die Matratzen, auf welchen die Mönche bis dahin geschlafen hatten; Strohsäcke über drei Brettern hieß jetzt die Parole. Die Mahlzeiten erfuhren eine erschreckende Vereinfachung; adieu Wildpret, Forellen, Krebse! Kam uns der gewöhnliche Tisch jetzt schon wie Fasten vor, wie mager fielen erst die Tage der Abstinenz aus! Mit dem Silentium, mit der Beschränkung auf die Zelle bei Gebet oder Handarbeit wurde fürchterlicher Ernst gemacht. Statt des Frühlings- und des Herbstaufenthaltes auf den

Gütern sollte die Einrichtung anderer Karmeliter-klöster aufgenommen und eine besondere Bußzeit in kleinen Wald-Einsiedeleien, die nicht viel besser sein sollen als Hundehütten, angeordnet werden. Montag, Mittwoch und Freitag nach der Complete sollten ferner sämmtliche Väter und Brüder, ein Miserere und zwölf Paternoster lang, die Disciplin nehmen: 1) für die Stärkung im Glauben, 2) für das Wohlsein des heiligen Vaters, 3) für das Wohl des Karmeliterordens, 4) für das Gedeihen der Missionen der römisch-katholischen Kirche bei den Heiden, 5) für die Seelen im Fegfeuer und 6) für Alle, die sich mit einer Todsünde belastet haben.

„Bevor die erste Geißelung vor sich ging, mußte das Kloster entsühnt werden. Zu diesem Ende zog der Prior mit der ganzen Pfaffenbande, den Rosenkranz in der Hand, Kreuz, Fahnen und Rauchfässer voran, durch die Klostercorridore, in das Refectorium, in das Oratorium, in den Kreuzgang und in den Garten. Die Mönche plärrten ihre Litaneien, indem Einer den Andern im Detoniren überbot. Wenn die bösen Geister, die vertrieben werden sollten, musikalisch sind, so haben sie gewiß auf Nimmerwiederkommen Reißaus genommen.

„Aber nicht allein die öffentlichen Locale, sondern auch die einzelnen Zellen wurden gereinigt;

Thür um Thür wurde geöffnet und eine Weihrauch-wolke hinein geschleudert. Nur den Stall der sechs Esel vergaß man, die doch bei jenem Faschings-sonntag so eifrig mitgewirkt hatten.

„Es erfolgte jetzt die Geißelung. Zur Illustra-tion derselben hab' ich das liebenswürdige Werk-zeug, womit sie vollzogen wird, mitgebracht."

Aloys öffnete seine Reisetasche und zog einen Stab, wenig über einen Fuß lang, hervor, von dem sieben aus Hanf geflochtene harte Schnüre her-unter hingen. Die Enden der Schnüre waren mit eisernen Stacheln versehen, an denen man Spuren von Blut bemerkte.

„Da die Novizen," fuhr er fort, „an der all-gemeinen Disciplin nicht Theil nehmen, ist dies Blut wenigstens kein Bruderblut. Uebrigens fand die Geißelung, von der ich Dir sagte, in dem Ora-torium statt. Ich umschlich an dem betreffenden Abend den freistehenden Rundbau und schaute mir durch die Ritzen der schlecht verschlossenen Läden das heimliche Werk an. Die Mönche standen, mit dem entblößten Rücken gegen die Fenster gewendet, und heulten, die Geißel schwingend, ihr Miserere. Mit Argusaugen ging der Prior umher und nahm, wenn nach seiner Meinung Dieser oder Jener nicht kräftig zuschlug, das Marterwerkzeug selber in die

Hand. Unter den Hieben, die dann fielen, krümmte sich der Getroffene und heulte laut auf. Es waren keine Menschen mehr, sondern Jagdhunde, welche durchgepeitscht wurden."

„„Bruder, Bruder!""

„So abscheulich nun auch dieses Schauspiel für mich, den Neuling, war, so erbitterte mich doch der folgende Tag noch mehr. Denke Dir, dieser Vandale von Prior ließ sämmtliche weltliche Bücher der Bibliothek im Hofe zusammen häufen und in Brand stecken, und als nun das Feuer flackernd emporstieg, warf er unsere Instrumente hinein, die vier Cremonenserinnen, in deren Saiten — trotz der unglücklichen Restauration, die sie erfahren — noch immer so viel Wohllaut wohnte. Wahrlich, er hätte besser vier seiner faulen Mönche hingeopfert!"

„„Aloys, Du frevelst!""

„Nachdem das schändliche Auto-da-fe vollbracht war, meldete ich mich bei dem Prior, um meinen Austritt aus dem Kloster anzuzeigen. Mein Herz war gerüttelt voll Galle. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich, von der Noth gedrängt, die Schmach dieses Lebens so lang ertragen hatte."

„„Du frevelst, Aloys!""

„Verzeihe, ich will Dich nicht kränken; aber es muß dem Bruder gestattet sein sich auszusprechen. Der Prior zog die Augenbrauen finster zusammen, als ich meine Erklärung nicht ohne Verlegenheit und deshalb ungeschickt vortrug. ‚Ich war im Begriffe, Sie rufen zu lassen, Olympius,‘ sagte er. ‚Ich wollte Ihnen Aufschluß geben, warum Sie bei dem strengen, aber gerechten Gerichte, das ergangen, nicht gebüßt worden sind.‘

„Ich bin bereis auf das Empfindlichste gebüßt durch die Verbrennung der Geigen,“ erwiderte ich. „Sie haben einen Anton Guarnerius in Asche verwandelt. Es ist dies zugleich eine unerhörte Schädigung des Klosters.“

„‚Halten Sie ein, Olympius!‘ rief er. ‚Wollen Sie mir Vorwürfe machen, statt mir Rede zu stehen wegen Ihrer Theilnahme an den Freveln, die begangen worden sind? Sie sind jung; der schändliche Hilarion ist Ihr Führer gewesen. Rauhenthal hat Verluste genug gehabt. Ich stoße Sie nicht aus, weil Sie ein Neuling im Klosterleben sind, ein irrender Wanderer, der zum ersten Mal ausgezogen ist und den richtigen Weg noch nicht gefunden hat.‘

„Täuschen Sie sich nicht über mich, Herr Prior!“ gab ich zur Antwort. „Ich stehe nicht an, offen

zu bekennen, daß ich hierher gekommen bin, um zu geigen. Nun der Guarnerius Staub ist, gehe ich.“

„‚Das sei ferne!‘ entgegnete der Prior lebhaft. ‚Gott hat Sie, wenn auch auf Umwegen, aus der Sündenwelt hierher geführt. Harren Sie aus und Sie werden triumphiren! Hoffart, Ehrsucht und Eitelkeit treiben Sie, die Kunst, die Sie besitzen, vor der Welt leuchten zu lassen; aber gerade diese drei Laster bilden ein Kleeblatt, dessen Stengel der Satan ist. Je mehr Feuchtigkeit ein Zweig hat, desto leichter ist er zu biegen. Je mehr Gaben Jemand von Gott empfangen, desto mehr Grund hat er sich zu demüthigen.‘

„Desto mehr ist er verpflichtet, Etwas zu leisten,“ sagte ich. „Gott hat uns doch wohl die Zunge gegeben, um zu reden. Mir gab er noch eine zweite Zunge in der Geige, die auch ein Recht hat sich auszusprechen.“

„‚So gehen Sie, Verlorener!‘

„Wie lachte mir das Herz, als ich die verhaßte Kutte abwerfen und meine graue Joppe wieder anlegen durfte; als ich den Spitzhut auf den Kopf drückte, der den geschorenen Oberkopf geschickt verdeckte. Der dumpfe Mönchssinn war von mir gewichen; neuer Lebensmuth strömte durch meine

Adern. Die zu Boden getretene Mannesehre stand wieder auf in mir.

„Da ich in Rauhenthal keine Wurzeln geschlagen hatte, wurde mir der Abschied leicht. Die Mönche betrachteten mich als einen Deserteur, der Gottes Fahne verließ. Nur Einem drängte mich's, die Hand zu drücken: Macarius, dem vormaligen Bibliothekar, den ich im Stall beim Striegeln der Esel traf. ‚Ich breche nächstens auch aus, wie Hilarion,' sagte er mir; ‚das Hundeleben halt' ich nicht länger aus.'

„Ich ging in den Garten, um mir eine Blume auf den Hut zu stecken. Dort begegnete ich dem Prior, der sein Brevier betete. Er sah mit halbem Auge von der Seite auf und murmelte sein lateinisches Sündenbekenntniß weiter. Das verdroß mich; ein Grüßgott war ich doch werth, und da der Uebermuth, der mit den weltlichen Kleidern in mich gefahren war, gewaltsam nach einem Ausweg suchte, öffnete ich das Ventil. Vor ihn hintretend und den Hut lüftend, sprach ich die kecken Worte: Hochwürdiger Herr Prior, ich gehe. Haben Sie 'was an die lustige Welt zu bestellen? — ‚Meinen Fluch geb' ich Dir, Du überfrecher Bube!' schrie er mich an. ‚Mögest Du die Welt so lustig finden, wie sie Bettlern und Vagabunden zu sein

pflegt.‘ Ich danke! erwiderte ich spöttisch, und ihn bei dem Strick, der ihm von dem kasteiten Leib herunterhing, festhaltend, setzte ich hinzu: Hochwürden erlauben mir noch ein Wort. Solche Rede des Hasses steht diesem Gewande schlecht an. Mag mir die Welt, die ich jetzt wieder betrete, lustig erscheinen oder nicht: die Welt, die ich hier verlasse, ist jedenfalls über alle Maßen traurig, hart und lieblos. Es ist überhaupt eine Thorheit, Liebe in den Klöstern zu suchen; diese Erkenntniß nehme ich wenigstens von hier hinweg. Mit der Flucht aus der Welt wird auch der Liebe und allen menschlichen Gefühlen Valet gesagt. Die Natur, die der Mensch an sich veredeln soll, verkehrt sich bei dem Mönch in die widerlichste Unnatur. Sein Beten ist elendes Lippenwerk oder unfruchtbare Gefühlsschwelgerei. Schimpfliche Trägheit, Verdummung, Heuchelei, Haß, das sind die giftigen Aepfel, die auf dem Baume der Möncherei gedeihen. Verwünscht sei die Stunde, da ich mich auf diese Galeere schmieden ließ!

„Der Prior kochte vor Wuth; sein ganzer dürrer Leib zitterte, wie vom Frost geschüttelt. ‚Glaubst Du,‘ schrie er, ‚daß Du ungestraft in diesen heiligen Räumen Deinen Hohn mit uns treiben darfst? ‚He da!‘ rief er einen vorübergehenden Bruder an,

‚die Knechte herbei! Er soll im Gefängniß den Vorschmack seiner lustigen Welt bekommen!‘

„Meine Lage war nicht gerade angenehm. Aus dem Garten mußte ich in den Hof zurück; von dort waren zwei stets geschlossene Thore zu durchschreiten, um in's Freie zu gelangen. Der Bruder war hastig an eine Glocke gesprungen; ich hatte keine Hoffnung mehr, durch die Thore zu entrinnen. Da faßte ich einen kurzen, guten Entschluß. Die Nürnberger, Herr Prior, sagte ich, hingen Niemanden auf, bevor sie ihn hatten — und schwang mich über die Gartenmauer. Die Tiefe betrug wohl zwanzig Fuß, aber der Grund war weich, und ich hatte die Fußspitzen abwärts gekehrt. Einen Augenblick lag ich betäubt zu Boden; dann eilte ich durch den Klosterwald nach dem Bache, der das Weichbild Rauhenthals begrenzt. Jenseits der Brücke war ich außer der Gewalt der Pfaffen.

„Natürlich wandte ich mich zu Rodrian und zu meiner Geige. Einen Zehrpfennig hatte man mir aus dem Kloster nicht mitgegeben; aber ich fand noch ein paar vergessene Kupferkreuzer in der Tasche. Damit kaufte ich dem ersten Bauerjungen, der mir begegnete, den Zeisig, welchen er in einem kleinen selbstgefertigten Holzkäfig trug, ab und öffnete das Thürchen. Fliege auf, du armer Ge-

fangener! rief ich ihm zu; du sollst frei sein, wie ich, sollst fröhlich aus deiner kleinen Kehle singen, wie ich auf meiner Geige.

„Damit tanzte ich, meinen Hut schwingend, weiter. Der Knabe, der mich für verrückt halten mochte, starrte mir lange nach.

„Gegen Abend traf ich bei dem treuen Rodrian ein. Hier blieb ich ein paar Wochen lang im Versteck, bis mein Haar so weit gewachsen war, daß es mit der Corona in Uebereinstimmung gebracht werden konnte. In Italien mögen die Locken wieder wachsen."

„„Du willst also nach Italien?"" fragte Silvester in trocknem Tone.

„Rodrian und ich; dies war beschlossene Sache, noch bevor ihm der Prior den Dienst kündigte. Seine Rechnung ist gestellt; in Verona wird er mit mir zusammentreffen."

„„Und mit welchen Mitteln tretet ihr die Reise an?""

Aloys zuckte die Achseln und glitt statt weiterer Antwort mit den Fingern pizzicando über die Saiten seiner Geige.

„„Hier eine Beisteuer auf den Weg — so viel, als ich jetzt entbehren kann.""

Aloys nahm die Börse mit Dank, indem er Rückzahlung versprach.

„„Und nun noch ein Abschiedswort,““ fuhr Silvester fort. „„Du urtheilst hart über die Klöster, obschon Du nur eins gesehen hast, das, wie es scheint, entartet war, nun aber eine Reinigung erfahren hat. Es ist Dir bekannt, daß unsere heilige Kirche die Klöster als mächtige Stützen, als reiche Quellen des Seelenheils und der echten Frömmigkeit betrachtet. Wenn ein Mensch aus den wildgehenden Wogen des Lebens an jene stillen Ufer flüchtet, in Treue Gott mit Gebet dient und Alles, was draußen an Genüssen geboten wird, hinopfert in der sichern Hoffnung auf reinere und höhere Freuden im Jenseits: wer darf es wagen, dies zu schelten und zu begeifern? Am wenigsten doch wohl Derjenige, der selber im Leben leichtfertig Schiffbruch gelitten hat.““

„Genug! Ich habe Schiffbruch gelitten bei einer Lebensaufgabe, die mir wider meine Natur aufgedrängt wurde. Ich trete jetzt einen neuen Beruf an und habe das Recht zu fordern, daß man mir Zeit lasse, um zu zeigen, was ich leisten kann. Ich hoffe zu Gott, daß ich so gut geigen werde, als Du predigst und seelsorgst. Streue mir keinen frommen Sand in die Augen! Nicht umsonst bin ich

bei Pater Macarius in die Schule gegangen, und wenn ihm vielleicht auch die Kraft fehlen sollte, die Ketten zu brechen, in denen er liegt, so hat er doch ein klares Bewußtsein von der unerhörten Sclaverei, welche Kloster und Kirche über die Menschen verhängen. Was wie Dämmerung in mir lag, hat er aufgehellt; mitten in's Pfaffenthum hat er mir eine kräftige Fackel gesteckt. Nicht nur die Klöster — von denen ich wenigstens eins aus Anschauung kenne, während Du bloß von Hörensagen über sie urtheilst — verwerfe ich aus den angeführten Gründen, die natürlich bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger zutreffen, ich verwerfe das katholische Götzenthum überhaupt, die Vielgötterei eurer Dreieinigkeit, die schon Meister Göthe verspottet:

Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins und Eins und Drei
Irrthum statt der Wahrheit zu verbreiten.

Ich verwerfe die Gründung des Pfaffenthums durch Petrus, der in Wahrheit Rom niemals betreten hat, den Reliquienkram und den ganzen Apparat von Wundern, die sammt und sonders auf Täuschung beruhen oder keine Wunder sind; ich verwerfe endlich die mystische Kraft des Priesterthums sammt dem heiligen Leib, der erst aus Brot gezaubert und dann aufgegessen wird. Wenn die

Heiden uns vorwerfen, daß wir unsern Gott verzehren, was kannst Du ihnen antworten?"

„„Fort aus meinen Augen, abscheulicher Ketzer! Wir sind auf ewig geschieden.""

„Hier ist Dein Geld. Ich will lieber betteln, als von Deinen Almosen leben. Ich schelte Dich nicht, Silvester, das sei ferne! Ihr seid Betrüger oder Betrogene, und Du bist einer von den Ehrlichen. Wie ein Nachtwandler gehst Du mit geschlossenen Augen auf der Mauer. Erwache nicht! denn Du wirst tief hinunterstürzen, und ich fürchte, Du kannst Dir dann nicht wieder aufhelfen."

Aloys hing Tasche und Geige um, ergriff Hut und Stock und ging langsam die Treppe hinab und durch's Dorf hinaus, ohne umzuschauen. Silvester lag in seinem Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Mein Bruder, o mein verlorener Bruder!" stöhnte er, ohne nur die alte Brigitte zu bemerken, welche mit gramvoller Geberde vor ihm stand.

Ende des ersten Bandes.

Druck von E. Pätz in Naumburg a. S.